P. O. ital. 582 sc. (2
Manzoni

<366070416100 13

Bayer. Staatsbibliothek

Die Verlobten.

Geschichtlicher Roman

von

Alessandro Manzoni.

Deutsch

von

Eduard von Bülow.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.

1828.

14

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Verlobten

von

Alessandro Manzoni.

Zweiter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Verlobten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zwölftes Kapitel.

Dies Jahr war das zweite des Mißwachses. Im vorigen hatten die Vorräthe früherer dem Mangel noch so so abgeholfen und bis zur Erndte 1628, wo wir unsere Geschichte eröffneten, ausgereicht; sie waren aber auch nunmehr rein alle. Die so lang ersehnte Erndte war da und fiel noch karger und schlimmer aus als die letztere, — theils von ungünstiger Witterung — die nicht blos dem Mailänder Gebiete, sondern auch den meisten Nachbarstaaten zur Last fiel — theils von den Menschen selbst verschuldet. Das Elend und die Verwüstung des Krieges, von dem wir schon oben sprachen, war so groß, daß in den ihm am nächsten gelegenen Provinzen weit mehr Ländereien, als gewöhnlich, wüst und unbebaut gelassen wurden. Anstatt sich und Andern durch ihren Fleiß Brod zu verschaffen, sahen

die Landleute sich gezwungen, den Bettelstab zu ergreifen.

Weit mehr, als gewöhnlich, wüst und unbebaut nannten wir aber die Ländereien so eben deshalb: weil die unerschwingbaren, mit unmäßiger Habsucht und Thorheit eingetriebenen Steuern: die fortwährende, schlechte Aufführung der vaterländischen Truppen, selbst zur Zeit des tiefsten Friedens, die der eines flüchtigen Feindes nichts nachgab: und endlich noch mehre andere Ursachen, die wir hier nicht näher auseinander setzen können, schon seit einiger Zeit diese traurige Folge nach und nach für ganz Mailand herbeigeführt hatten und immer mehr um sich greifen ließen.

Kaum war nun die Erndte unter Dach und Fach, als das Militair zur Füllung seiner Magazine mit der gewöhnlichen Verschwendung schritt; dadurch wurden die Vorräthe so sehr vermindert, daß alsbaldiger Mangel mit seiner schmerzhaften, aber unvermeidlichen und heilsamen Wirkung, Theuerung eintrat.

Es lehrt die Erfahrung, daß, sobald Theuerung bis zu einem gewissen Grad gestiegen ist, die Volksmenge der Meinung wird, sie bestehe nicht in Folge Mangels. Man vergißt, sie vorgefürchtet und vorgeahnet zu haben, überzeugt sich plötzlich, es sey Korn in Ueberfluß da; daß man es nicht hinreichend zu Markte bringe, sey nur böser Wille. Vorsätzlich ist der Wahn allerdings nicht, er schmeichelt aber gleich stark der Erbitterung und Hoffnung. Kornwucherern, wirk-

lichen, so wie eingebildeten, Guthsbesitzern, die ihre Vorräthe nicht gleich mit einemmale losschlagen: Bäckern, die welche kaufen, kurz — ohne Ausnahme, einem Jeden, der mehr oder weniger Korn liegen hatte oder liegen haben sollte, ward die Schuld an Mangel. an Theuerung beigemessen; sie waren die allgemeinen Zankäpfel, und dem großen Haufen Gegenstände des Abscheues.

Man wußte auf das Genaueste, wo Magazine, Kornböden, ungeheure Vorräthe seyen; wußte eingereimter Weise sogar die Anzahl der Säcke zu nennen; sprach mit Bestimmtheit von den erstaunlichen Getraidemassen, die man heimlich ins Ausland schaffe, und vielleicht schrie man dort eben so laut gegen die erträumte Ausfuhr ins Mailändische! — Flehentlich bat man die Obrigkeiten um Anwendung der Mittel, welche der blinden Menge so vollkommen gerecht, einfach und schicklich erschienen, die, wie sie meinte, versteckten, vermauerten, vergrabenen Vorräthe zur Gnüge herbeizuschaffen. Die Behörden gingen auch in soweit darauf ein, daß sie einen höchsten Preis für gewisse Artikel anordneten und bei Strafe untersagten, sie über denselben zu verkaufen. Da nun aber alle menschlichen Maaßregeln, wie kräftig sie auch seyen, nicht vermögen, den Mangel an Lebensmittel aufzuheben, noch auch aus Nichts Erdfrüchte zu zaubern, und da besonders die hier angewandten von gar keiner Wirkung seyn konnten; so ward das Uebel nur im-

mer ärger und größer. Das Volk schrieb die Wirkung der Schwäche und Fehlbarkeit der Mittel zu und verlangte mit lautem Geschrei unfehlbare, stärkere. Unglücklicher Weise gerieth es auf dasjenige, was ihm am gelegensten war. In Abwesenheit des Gouverneurs, Don Gonzalo Fernandez de Cordova, der sich im Lager hinter Casale am Po befand, verwaltete sein Amt in Mailand der Geheim-Sekretair Antonio Ferrer, gleichfalls Spanier. Dieser erkannte wohl — und wer hätte es nicht mit ihm erkannt? — daß wohlfeile Brodpreise etwas sehr Wünschenswerthes seyen; aber er glaubte — und das war der Fehler! — ein bloßer Befehl seinerseits könne sie bewirken. Er gab also eine neue Brodtaxe und zwar nach dem Maaßstabe, was das Brod gekostet haben würde, hätte man den Malter Korn, wie sonst, mit drei und dreißig Lire bezahlt; jetzt aber bezahlte man ihn mit achtzig! — Es waren schon weit weniger, ungerechte und unvernünftige Befehle durch die Umstände unausführbar geblieben, auf Vollstreckung des Genannten wachte aber der ganze Volkshaufen, der nicht leiden konnte, daß sein lang gehegter Wunsch blos zum Scherze endlich in Gesetz verwandelt sey. Alles lief zu den Bäckerladen und verlangte Brod nach der Taxe, ja verlangte es mit der wilden Entschlossenheit und Drohungen, die Leidenschaft, Kraft und Gesetz, wo sie vereinigt sind, annehmen.

Schrien die Bäcker, — man überschrie sie; liefen sie

davon — man holte sie wieder, schleppte sie zu Trog und Ofen, und sie mußten kneten und backen, was sie nur konnten; man hatte zwar wohl ein dunkeles Gefühl der Ungerechtigkeit dieses Verfahrens, das schmeichelte aber eben dem Volke, und es fuhr anhaltend fort, des vorübergehenden, guten Glückes zu genießen. Die armen Bäcker waren wohl übel daran, sich mit saurer Mühe und Arbeit, ja mit Ueberstrengung aller ihrer Kräfte selbst zu Grunde richten zu müssen; allein was wollten sie thun? — Auf der einen Seite die drohenden Strafen der Obrigkeit, auf der anderen das wüthende, aufgeregte Volk, leicht im Weigerungsfalle geneigt, ein Beispiel seiner eigenen Gerechtigkeitspflege, der allerfurchtbarsten auf der Welt, zu statuiren. Es gab keinen Ausweg, sie mußten backen und backen und verkaufen, so lange es reichte. Es gnügte indeß zum Bestand dieses Wesens nicht, daß man die Bäcker zum Gehorsam zwang; sie mußten auch im Stande seyn, zu gehorchen, und hätte es nur noch ein wenig länger gedauert, so würden sie es nicht mehr haben aushalten können. Sie machten unaufhörliche Vorstellungen über die Ungerechtigkeit der ihnen auferlegten, nicht zu ertragenden Last; erklärten, die Schaufel in den Ofen werfen und davon laufen zu wollen, und zogen sich indeß nach besten Kräften aus der Schlinge, immer hoffend und hoffend, es werde ihnen der Geheimsekretair doch endlich einmal Gehör geben. Aber Antonio Fer-

rer war ein Mann von Grundsätzen und entgegnete, die Bäcker hätten vordem genug gewonnen, würden in Zukunft noch genug gewinnen, und man werde auch schon darauf denken, sie späterhin von Obrigkeits wegen zu entschädigen, jetzt müsse es aber beim Alten bleiben. War er von diesen angegebenen Gründen selbst überzeugt? Scheuete er sich vor dem verlangten Gegenbefehle und wollte Andere die Folgen untergehen lassen? Wer konnte in seinem Innern lesen? Gewiß ist, daß er kein Haar breit nachgab.

Am Ende kam der Rath der Zehne (Nobili, dauerte bis 1796,) zusammen und unterrichtete den Gouverneur brieflich von dem Zustande der Sachen, damit er sie, durch Auffindung irgend eines Mittelweges, wieder fest stelle.

Don Gonzalo der bis über die Ohren im Kriegstrubel stack, ernannte eine Junta und übertrug ihr die Sorge, einen Brodpreis auszumitteln, der beide Partheien möglichst zufrieden stelle. Die Junta kam zusammen, und nach tausend Komplimenten, Umschweifen, Vorschlägen und Ausflüchten folgte sie der, von einem jeden ihrer Mitglieder eingesehenen, Nothwendigkeit, zu einem Resultate zu gelangen, und erhöhete, des Wagnisses sich allerdings bewußt, den Preis. Die Bäcker schöpften wieder Athem, das Volk gerieth in neue Wuth.

Am Abend vor dem Tage, wo Renzo nach Mailand kam, waren alle Straßen und Plätze gedrängt voll Menschen, die, von gleichem Grimme, von ei-

nem Geiste beseelt, sich fremd oder bekannt, wie es der Zufall wollte, in Haufen und Massen ohne vorherige Rücksprache, ja ohne vorher selbst daran gedacht zu haben, sich zusammenrotteten. Die gegenseitigen Klagen erbitterten alle Gemüther nur noch mehr. Unter der erhitzten, tollen Menge gab es natürlich auch Einige mit kälterm Blute. Sie sahen mit Frohlocken das Anschwellen des Aufruhres, der schon wie siedendes Wasser wallte und erbrauste; sie trugen das Ihrige bei, ihn mit Vernünfteleien und erdichteten Nachrichten, die die blinde, empörte Menge stets im Augenblicke glaubt, mehr und mehr aufzustören und verfolgten dabei ihre wohlgemeinte Absicht, bei Gelegenheit ein wenig im Trüben zu fischen. Tausende von Menschen liefen mit dem unbestimmten Gedanken umher, daß etwas geschehen müsse und werde. Schon vor Sonnenaufgange war wieder alles versammelt: Kinder, Weiber, Männer, Greise, Handarbeiter, Bettler steckten die Köpfe zusammen, hunderte von Stimmen erschollen auf einmal wild durch einander. Hier sprach einer zu der Menge und wurde von allen Seiten beklatscht; dort fragte einer seinen Nachbar, was man ihn eben gefragt; ein anderer schrie laut aus, was eben einer dem andern in die Ohren gezischelt hatte; überall ward gestritten, gedroht, gestaunt, und alle die weitläuftigen, häufigen Gespräche und Abhandlungen ließen sich auf gar wenige Worte zurückführen.

Es fehlte nur noch ein kleiner Stoß, ein kleines Ereigniß, der geringste Anlaß, um aus Worten Thaten werden zu lassen, und — er blieb nicht aus. Mit Tagesanbruche kamen die Bäckerburschen mit ihren gefüllten Brodkörben aus den Läden, um die Kunden zu versorgen. Als der erste dieser unglücklichen Jungen einem der Volkshaufen sichtbar wurde, war es, als fiel eine brennende Lunte in ein volles Pulverfaß. „Seht da, ob es noch Brod giebt!“ riefen Aller Stimmen mit einemmale. „Ja, ja, für die Tirannen, die im Ueberfluße schwelgen, die uns wollen Hungers sterben lassen!“ sagte Einer, trat zu dem Bäckerburschen, streckte die Hand nach dem Korbe auf, griff hinein und sagte: „Laß sehen!“ Der Bursche wird einmal übers andere roth und bleich, zittert und bebt und will sagen, „laßt mich gehen!“ aber das Wort erstirbt ihm im Munde, er giebt mit den Armen nach, und versucht, sich so schnell als möglich der Gurte zu entledigen. „Herab mit dem Korbe!“ hieß es. Von allen Seiten wird angepackt, man reißt ihn zu Boden, reißt das weiße Tuch, was über ihn ausgebreitet ist, hinweg, und beim Anblicke des Brodes ruft Einer: „Wir sind auch Christen, wir wollen auch Brod essen!“ Er nimmt dann eines heraus, zeigt es den Umstehenden und fängt an zu essen. Nun greift eine Hand über die andere nach dem Korbe, und im Nu ist er leer. Wer nichts hat bekommen können, rennt beim An-

blicke der Beute Anderer, ergrimmt, ermuthigt durch die Leichtigkeit des Unternehmens, weiter und sucht andere wandernde Brodkörbe. Läßt sich einer blicken, so ist er auch unrettbar verloren. Die Träger machten keine langen Umstände; sah einer die nahende Gefahr, so setzte er rasch seinen Korb zur Erde und lief, was er laufen konnte. Indeß blieben immer die meisten der Tumultuanten trockenen Mundes, auch die etwas erbeutet hatten, waren mit dessen Geringfügigkeit nicht zufrieden; also hat noch alles Lust zu weiteren Unternehmungen und alles schreit: „Nach den Oefen, nach den Oefen!“ —

Auf der Straße, die man la Corsia de' Servi nennt, war und ist noch jetzt ein Backofen, der auf toskanisch der Krücken-Ofen heißt, auf Mailändisch aber einen so seltsamen, barocken, barbarischen Namen hat, daß es im Alphabete keine Zeichen giebt, seinen Klang zu versinnlichen*). Nach ihm zu setzt sich die Masse in Bewegung. Meister und Gesellen standen eben vor dem Laden und fragten den mit leeren Händen zurückgeflüchteten Burschen aus, der sein trauriges Abentheuer zitternd und bebend abstammelte. Da vernahm man ein verwirrtes, aus der Ferne nahendes Getös. Es kam immer näher, und die Vorläufer des Haufens ließen sich schon blicken. Nun

*) Etwa el prestin de scansc.

drängt und treibt Einer den Andern, ein Geselle wird sogleich fortgeschickt, den Polizeikapitain herbei zu holen, die anderen verschließen die Ladenthüre und verrammeln sie von Innen, so gut es die Eile nur zuläßt. Die Menge wächst indessen vor der Thüre fort und fort an und schreit unaufhörlich: „Brod, Brod, aufgemacht, aufgemacht!“

Während Dessen kommt der Polizeikapitain mit einem Trupp Hellebardirern an: „Fort, fort, Kinder, nach Hause, nach Hause, Platz dem Kapitain!“ ruft er und seine Hellebardirer. Die nicht zu dichte Volksmasse macht ein wenig Platz; sie dringen hindurch und umstellen, Mann bei Mann, wenn auch nicht in besonderer Ordnung, die Ladenthüre. „Aber, Kinder,“ fing der Kapitain wieder an, „was wollt Ihr denn hier? Geht nach Hause, geht Eurer Wege! Wo ist Eure Gottesfurcht hin? Was wird unser Herr, der König, dazu sagen? Wir wollen Euch nichts thun, geht nur wieder nach Hause, geht als rechtliche Leute! was wollt Ihr denn hier fremdes Eigenthum erstürmen? Das führt Euch ja in zeitliches und ewiges Verderben! Nach Hause, nach Hause!“ Aber hätten auch diejenigen, die den Sprecher sahen und hörten, ihm Gehorsam leisten wollen, sie hätten es nicht gekonnt. Die Hintersten drängten und trieben die Vorderen, wie Wellen die Wellen, und die Fluth wuchs mit jedem Augenblicke mehr an. Dem Polizeikapitain fing an, etwas warm zu werden. „Drängt

sie zurück," sagte er zu seinen Hellebardirern, „aber thut Niemanden etwas zu Leide. Wir wollen suchen, in den Laden zu kommen, klopft an, drängt das Volk zurück!"

„Zurück, zurück!" riefen die Hellebardirer, drängten sich, Mann bei Mann, gegen den vorderſten Haufen und versuchten, ihn mit den Schaften der Spieße zurückzuschieben. Die Nächststehenden schrien und tobten, drängten nach Kräften zurück, theilten Brust- und Ribbenstöße, Fußtritte hinter sich aus; es entstand ein ungeheures Gewirr und Gewühl, und wer sich in der Mitte des unlösbaren Knäuels befand, wurde zerdrückt und zertreten. Um die Thüre herum war es ein wenig frei geworden. Der Kapitain klopft und tobt dagegen und schreit, man solle ihm aufmachen; die Inwohner erscheinen an den Fenstern, steigen eilig herab, öffnen, der Kapitain springt hinein, ruft seinen Leuten, die ihm, einer nach dem andern, folgen, während die letzten das Volk mit den Waffen abhalten. Sie sind endlich hinein, man verrammelt und verschanzt sich auf alle Weise, der Kapitain steigt empor, zeigt sich am Fenster: „Hu, welch Gewimmel! —"

„Kinder!" ruft er hinab; einige achten darauf: „Kinder! geht nach Hause, Generalpardon allen, die sogleich nach Hause gehen!"

„Brod, Brod, aufgemacht, aufgemacht!" Das

waren die einzigen vernehmbaren Worte, welche die Volksmenge entgegnete.

„Seyd vernünftig, Kinder, bedenkt Euch wohl, jetzt ist es noch Zeit! Fort, fort, nach Hause, nach Hause! Ihr sollt Brod haben, auf diese Art aber nicht! — Nun? .... Nun, was macht Ihr denn da unten? — Was wollt Ihr mit der Thüre da anfangen? — Ach, ach, nun seh' ich es, was thut Ihr? Seyd vernünftig, bedenkt Euch wohl, es ist ein Hauptverbrechen! — Jetzt komme ich dazu! Weg da mit den Eisen, weg mit den Händen! Weh Euch! Weh Euch, Mailänder, die man in der ganzen Welt wegen ihrer Gutartigkeit rühmt! Hört! hört! Ihr seyd bis jetzt immer.... Ach! Ihr Bestien!"

Diese rasche Veränderung des Styles verursachte ein Stein, den eines der guten Kinder dem Kapitain an den Kopf warf. „Bestien! Bestien!" rief er immerfort, machte wüthend das Fenster zu und zog sich zurück. Hätte er sich aber auch den Hals abgeschrieen, seine Worte, sie mochten nun schmeicheln oder schimpfen, waren in den Wind gesprochen und verklangen in dem Toben auf der Straße. Die Aufwiegler hatten unterdeß angefangen, mit Steinen und dem, was von eisernen Werkzeugen gleich bei der Hand war, die Schlösser und Angeln der Ladenthüre abzubrechen und waren schon ziemlich weit damit zu Stande. Meister und Gesellen aus dem Laden stellten sich nun an die Fenster der oberen Stockwerke und schafften einen großen

Vorrath von Steinen herbei, die sie durch Entpflasterung des Hofes gewonnen hatten. Sie bedeuteten das Volk mit Mienen, Geberden und Geschrei, abzulassen; zeigten die Steine, die sie hinunter werfen würden, und als alles nichts half, begannen sie wirklich zu werfen. Kein Wurf traf fehl, obgleich das Gedränge nicht so groß war, daß, wie man zu sagen pflegt, kein Apfel zur Erde gekonnt hätte.

„Ihr Hunde, ihr Schurken! Ist das das Brod, was Ihr den armen Leuten gebt? — O weh! O weh! das trifft, das trifft, weg da!“ So schrie man unten. Mancher wurde übel zugerichtet, zwei Kinder getödtet. Wuth verstärkte die Kraft der Menge, Angeln und Schloß wurden abgerissen und sie strömte in alle Zugänge. Da die Hausleute die Schutzwehr gebrochen sahen, flüchteten sie sich eilig auf den Boden. Der Kapitain, die Hellebardirer und einige andere Männer versteckten sich unter die Dachsteine, andere krochen durch die Kappfenster und irrten wie Katzen von Dach zu Dach. Beim Anblick der Beute vergessen die Sieger die gelobte, blutige Rache; sie stürzen über die großen Kasten, und das Brod ist in wenigen Minuten alle. Andere reißen die Schlösser des Geldschrankes ab, greifen mit vollen Händen zu, stecken ein und gehen, die Taschen voller Quattrini, weiter, um, wenn noch welches da ist, auch noch Brod zu rauben. Die Menge verliert sich in die innern Magazine. Sie entreißen sich wechselsweise die

erbeuteten Säcke; hier wird einer umgestoßen, dort einer halb verschüttet, um ihn fortbringen zu können. Eines schreit: „Warte, warte!“ und kehrt das Verschüttete mit Tüchern und Kleidern zusammen. Ein Anderes macht sich über einen Backtrog her, knetet ein Stück Teig ab, das sich immer länger und länger dehnet und ihm überall aus den Händen gleitet; aber ein anderes hat einen Mehlbeutel erobert und hält ihn hoch empor. Wer kommt, wer geht, wer handthiert: Männer, Weiber, Kinder, drängen und quetschen sich, schreien, und ein weißer, sich überall festlegender Staub, hüllt und umnebelt Alles. Am Eingange Streit und Hader zweier entgegenstrebender Partheien; eine um die andere wogt vor und zurück, eine will auf das schleunigste mit der Beute hinaus, die andere will erst hinein, um zu erbeuten.

Während man diesen Backofen so plünderte und verwüstete, waren auch die übrigen in der Stadt nicht sicher und ungefährdet. Vor keinem aber versammelte sich Volkes genug, um Alles zu wagen. In einigen hatten die Besitzer sich mit Hülfe versehen und waren zur Vertheidigung bereit. Andere, wo man weniger Vertheidigungsmittel hatte, oder furchtsamer war, kapitulirten: Die Bäcker vertheilten unter die vor ihren Läden versammelte Menge Brod, und sie zertheilte sich wieder, nicht sowohl zufrieden mit dem Empfangenen, als eingeschüchtert von den Hellebardirern und Sbirren, die sich zwar von jenem

fürchterlichen Krückenofen fern hielten, wohl aber die kleine Meutertruppe zu bezähmen vermochten. Dort ward es aber immer ärger und ärger, denn wem nur die Luft ankam, irgend einen Streich auszuführen, der ging hin, wo die Anzahl der Freunde und Genossen bei weitem am beträchtlichsten war und gänzliche Straflosigkeit herrschte.

So standen die Dinge, als Renzo, wie er sein Brod verzehrt hatte, ohne es zu wissen, dem Centralpunkte der Verschwörung aus der Vorstadt der Porta Orientale nahete. Er ward bald von der Menge zurückgedrängt, bald vorgeschoben, und sperrte, um irgend wo etwas Näheres über die Ursachen des Tumultes aufzuschnappen, Augen und Ohren auf. Von einem der ihn Umstehenden vernahm er diese Worte: „Nun ist ja der schändliche Betrug der Spitzbuben entdeckt, die immer schreien und schreien: es sey kein Brod, kein Mehl, kein Getraide da! Jetzt ist die Sache klar und deutlich und sie können uns nicht mehr hinters Licht führen! Es lebe der Ueberfluß!“

„Ich sage Euch,“ meinte ein Anderer, „das hilft Alles nichts; es wird noch schlimmer, wenn man nicht Exempel statuirt. Sie werden wohl das Brod wohlfeil verkaufen, aber Gift beimischen, daß die armen Leute wie die Fliegen wegsterben. Es heißt so schon, wir seyen unser zu viel. Sie haben es in der Junta gesagt, ich weiß es gewiß, denn ich habe es mit meinen eigenen Ohren von meiner Muhme

gehört, die einen Verwandten eines Küchenjungen einer der Herren kennt.“

Ein Dritter schrie mit schäumendem Munde Dinge dazwischen, die sich nicht mittheilen lassen. Er hielt mit einer Hand einen alten Lappen auf die zerrauften, blutigen Haare. Einer seiner Nachbarn versuchte, ihn durch Einstimmen in seine Klagen zu trösten.

„„Platz, Platz, Ihr Herren, wenn es Euch gefällig ist! laßt einen armen Familienvater durch, der fünf hungernden Kindern zu essen bringt!“ rief einer, mit einem schweren Mehlsacke beladen, herbeischwankend, und Jedermann beeilte sich, ihm aus dem Wege zu gehen.

„„Ich will wetten,“ sagte ein Anderer halblaut zu seinem Nachbar, „„ich will wetten, denn ich kenne der Welt und solcher Dinge Lauf, alle, die heute solchen Teufelslärm machen, kriechen morgen schon zitternd und bebend aus einem Winkel in den andern. Ich habe schon viele bekannte Gesichter, viele Vornehme herumschleichen und spioniren sehen, wer alles dabei sey oder nicht. Ist der Spektakel vorbei, so kommen sie mit ihren Listen zum Vorscheine, machen Jedermanns Rechnung und theilen die verdiente Strafe aus.“

„„Wer den Bäckern am meisten die Brücke tritt,“ rief eine wohltönende Stimme, die Renzo's Aufmerksamkeit erregte, „„das ist der Oberproviantverwalter!“

„Es ist ein Schurke wie der andere!“ sagte ein anderer.

„Ja, der ist aber der allererste,“ erwiederte jener. — Der Oberproviantverwalter wurde alljährlich aus sechs Nobili des Rathes der Zehne, vom Gouverneur erwählt. Er war zugleich Präsident dieses Rathes und des Proviantttribunals, das aus zwölf anderen Nobili bestand und neben verschiedenen anderen Geschäften hauptsächlich das Proviantwesen leitete. Wer einen solchen Posten begleitete, mußte, trat Hungersnoth ein, bei Unwissenden nothwendiger Weise in den Verdacht kommen, sie mit angestiftet zu haben. Denn hätte er auch vielleicht gern, so wie Ferrer, gehandelt, es hätte doch nicht in seiner Macht gestanden.

„Ueber die Schurken!“ rief wieder einer. „Kann man's wohl ärger treiben? Sie haben sich unterstanden, um den Geheimsekretair zu stürzen und allein zu herrschen, zu sagen, er sey ein kindischer Greis. — Man sollte eine große Hühnersteige bauen und sie alle hineinsperren, und nur mit Wicken und Unkraut füttern, was sie uns nur gönnen wollen!“

„Brod soll hier seyn?“ rief einer, der sich eilig durchzuwinden strebte, „Brod? pfundschwere Steine! Steine wie diese hier! sie kommen wie Schloßen geflogen. Und was für ein Quetschen und Drängen! Ich schleppe mich nicht bis nach Hause!“

Durch das Getümmel und solche Reden — man

kann nicht sagen, ob sie ihn mehr aufklärten, als verwirrten, — gelangte Renzo am Ende zu jenem Backofen. Der Volkshaufen war schon bei weitem dünner geworden; er konnte also die schmutzigen, frischen Spuren der Verwüstung deutlich wahrnehmen und betrachten: kalk- und steinberaubte Mauern, ausgehobene Fenster, zertrümmerte Thüren!

„Das ist ein schlimmes Verfahren“ dachte Renzo. „Befolgen sie es bei allen Bäckerladen, wo wollen sie am Ende Brod hernehmen? Aus den Brunnen?“ Es kamen immerfort einzelne Leute aus dem Hause, trugen irgend ein Stück Backtrog, Kasten und Kisten, Körbe und sonstiges Hausgeräthe des armen Bäckers davon, schrien: „Platz! Platz!“ und rannten durch die Menge; sie nahmen alle einen und denselben Weg, um sich an einem verabredeten Orte zu treffen. Renzo wollte auch, was daraus werde, mit ansehen und folgte einem Manne, der ein Bündel zerhackter Bretter und Latten auf dem Rücken trug, und wie die Anderen den Weg längs der mitternächtlichen Seite des Domes (nach den, bis noch vor nicht allzulanger Zeit daselbst befindlichen, Stufen benannt) einschlug. So neugierig der Bergbewohner auch auf die Dinge war, die vor seinen Augen sich bald ereignen sollten, so konnte er doch nicht umhin, vor dem ungeheuren Steinkolosse, dem Dome, mit offnem Munde stehen zu bleiben. Er verdoppelte darauf seinen Schritt, den verlornen Führer wieder einzu-

holen, und als er um die Ecke kam, wandte er sich noch einmal nach dem Dome um, dessen Hauptfacade damals sehr übel aussah, und hielt sich dicht hinter dem auf die Mitte des Platzes Zuschreitenden.

Je mehr man nahete, desto häufiger wurden die Volksgruppen. Der Mann mit dem Bündel machte sich aber Bahn, und Renzo benutzte sie, mit ihm durch das Getümmel bis zu dem Mittelpunkte zu dringen. Es war daselbst ein freier Raum, mit einem halbverkohlten, aus den erbeuteten Geräthschaften errichteten, Freudenfeuer, aus dessen Schooße noch eine dunkle Kohlengluth hervordampfte. Das Volk umher lärmte mit Händen und Füßen und hörte nicht auf, Triumph zu jauchzen und Verwünschungen auszuströmen.

Der Mann warf sein Holzbündel gleichfalls in das Feuer; andere, die mit halbzerbrochenen Schaufeln beistanden, schürten die Flamme wieder an; der Rauch schlug schwärzer, dichter empor und mit der hell auflodernden Flamme neu auftobender Jubel: „Es lebe der Ueberfluß! Nieder mit den Unterdrückern! Fort mit der Theurung! Nieder mit dem Proviantribunal! Nieder mit der Junta! Es lebe das Brod!“

Eigentlich befördert das Zerstören der Backtröge und Schaufeln, Verwüsten der Backöfen und Bäckerladen, wohl nicht das lange Leben des Brodes; so etwas fällt aber der erregten Menge niemals ein. Einzelne mochten vielleicht von der Schärfe dieses Gedankens getroffen werden; doch wie mochten einzelne

Stimmen in diesem Chaos vernehmbar werden? Renzo hatte ihn gleich anfänglich empfunden, hier wurde er ihm mit jedem Augenblicke erneuet; demungeachtet behielt er ihn für sich, denn er bemerkte auch kein einziges Gesicht, das etwa gesagt hätte: „Bruder, führe mich zurecht, wenn ich fehle, ich will es Dir danken.“ Die Flamme war abermals niedergebrannt, man sah Niemanden mehr mit neuem Brennstoffe kommen und fing schon an, sich zu langweilen, als Jemand rief: auf dem Corduſio — einem kleinen Platze, oder vielmehr Kreuzwege, unfern dem Orte, wo das Volk stand — habe man einen zweiten Backofen angegriffen. In solchen Fällen genügt oft die Erwähnung einer Sache, sie selbst herbeizuführen. Sogleich hatte Alles Lust, auch hinzuströmen, Eines rief dem Andern zu: „ich gehe, gehst Du mit? komm, fort, fort!“ Die Menge brach sich, stürzte durcheinander, begab sich auf den Weg. Renzo blieb zurück und bewegte sich; wurde er nicht von dem Strome mit fortgerissen, nicht von der Stelle. Er hielt mit sich Rath: sollte er sich dem Getümmel entziehen, ins Kloster zurückgehen, zum Pater Bonaventura, oder sollte er auch diesem neuen Tumulte beiwohnen? Die Neugier siegte abermals. Er beschloß, dem Hauptauflaufe fern zu bleiben, sich nicht zerquetschen und erdrücken zu lassen, oder sich gar Schlimmerem auszusetzen. Er hatte sein erstes Brod schon ziemlich verdaut, machte sich demnach über das zweite her und, nachdem er es verzehrt

hatte, folgte er dem vor ihm hingetobten Heere. Dasselbe war bereits durch die in einem Winkel der Piazza ausgehende kleine, enge Pescheria vecchia und vor da nach der Piazza de' mercanti vorgedrungen. Wenige konnten sich hier, als sie den, das ehemalige Doktorencollegium mitten durchschneidenden, bedeckten Gang passirten, eines Blickes auf die, in einer Nische aufgestellte, ernste, mürrische, fast zürnende Statue Philipps II. enthalten, der selbst als Marmor eine gewisse scheue Ehrfurcht einflößte und mit ausgestrecktem Arme sagen zu wollen schien: „Ich bin hier, Ihr Gesindel!“ —

Die Nische ist jetzt leer, Folge eines sonderbaren Umstandes.

Etwa hundert sechzig Jahre nach der Zeit unserer Erzählung war eines Tages der Kopf der Statue umgetauscht, das Zepter ihr aus der Hand genommen, ein Dolch dafür gegeben und sie selbst Marcus Brutus genannt. So blieb sie einige Jahre lang stehen. Eines Morgens aber warfen ihr Einige, die mit Marcus Brutus nicht sympathisiren mochten und ihm vielleicht auch heimlichen Groll trugen, einen Strick um den Hals, stürzten sie um, trieben mit ihr allerlei Unfug, verstümmelten sie zu einem ungestalten Torso, schleppten sie unter lautem Geschrei durch die Straßen und warfen sie, als sie sich endlich dabei ermüdet hatten, ich weiß nicht, wohin. Wer hätte das dem Andrea Biffi vorhergesagt, als er sie bildete!

Von der Piazza de' mercanti wälzte sich der Auf-

ruhr in das kleine, schmutzige Gäßchen de' Fustagnai und gelangte aus ihm nach dem Corduſio. Jeder ſah nunmehr nach dem bezeichneten Ofen. Aber ſtatt eines Haufens Freunde, die man ſchon in voller Arbeit glaubte, waren blos einzelne zu erblicken, die den verſchloſſenen Laden zaudernd und unſchlüſſig umſchlichen. An den Fenſtern ſtanden Bewaffnete und bedeuteten, zur äußerſten Nothwehr entſchloſſen zu ſeyn. Der Haufen verweilte, erwartete die Ankunft Aller und berieth ſich allgemein über das, was zu thun ſey. Einige kehrten wieder um, Andere hielten ſich entfernter; man verfolgte die Entweichenden, zog ſie wieder herbei, fragte, erklärte. Allgemeine Unentſchloſſenheit, lärmende Berathſchlagungen! Da ruft aus dem dickſten Haufen eine vermaledeite Stimme: „Das Haus des Oberproviantmeiſters iſt ganz nahe, gebt ihm ſeinen Lohn, plündert!“ — Das ſchien an etwas längſt Ausgemachtes, Abgekartetes zu erinnern. Wie aus einer Kehle ertönte es: „Zum Proviantmeiſter! Zum Proviantmeiſter!“ und die ganze Maſſe des Volkes wogte dem unglückſeligen Hauſe zu.

Dreizehntes Kapitel.

Der arme Oberproviantmeiſter wollte eben, voller Unmuth, ſein ſpärliches Mittagseſſen mit ein wenig

trocknem Brode verzehren, und erwartete mit großer Ungeduld den endlichen Ausgang der Empörung, von dem er sich aber durchaus nicht träumen ließ, daß er sein eignes Haus treffen könne. Ein barmherziger Samariter war der Menge voraus geeilt und verkündete die dringende Gefahr. Die Dienerschaft war von dem fernen Lärme an die Thüre gelockt worden und schaute mit Furcht und Bangen die Straße hinab, der Gegend zu, von wo er heran zu kommen schien. Kaum hatten sie die Warnung vernommen, als der Vortrab des Sturmes schon sichtbar ward. In der äußersten Eile benachrichtigt man davon den Herrn, und während derselbe noch hin- und hersinnt, ob und wie er fliehen möge, kommt auch schon die Meldung, daß es damit zu spät sey. Der Dienerschaft bleibt kaum Zeit übrig, die Thüre zu schließen. Sie verrammeln, festigen sie, machen rasch alle Fenster zu, als ob ein Ungewitter im Anzuge sey und man alle Augenblicke den herniederschmetternden Hagel erwarte. Das auf der Straße mehr und mehr anwachsende, donnergleiche Geheul hallt in dem Hofraume wieder, der entfernteste Winkel des Hauses erdröhnt davon, und mitten durch das ungeheure, tolle Gebrüll schallen immer stärkere Steinwürfe an die Hausthüre.

„Heraus mit dem Proviantmeister! dem Tirannen! dem Broddiebe! Heraus mit ihm! Wir wollen ihn lebendig oder todt!“

Der Unglückselige läuft aus Zimmer in Zimmer,

todtenbleich, ängst und bange, händeringend, sich Gott befehlend, die Diener beschwörend: alle Zugänge verwahrt zu halten, ihm zur Flucht behülflich zu werden. Aber wie, wohinaus? Er steigt auf den Boden, schaut durch eine Spalte zwischen Gebälk und Dach auf die Straße nieder: Mann bei Mann der heillosen Bande, alles schreit nach ihm, „lebendig oder todt!“ Trostloser, als vorher, sucht er das entlegenste Versteck auf. Zusammengeknäult horcht er da, horcht, ob das höllische Getös nicht ende, ob der Auflauf sich nicht verliere. Aber er wird nur toller und toller. Wildere, häufigere Schläge. Neue Angst erfasst ihn, er verstopft sich beide Ohren; dann, außer sich, klappert er mit den Zähnen, verdreht die Augen, streckt die Arme aus, schwingt, wie zur Vertheidigung, den Dolch ...! Was er überhaupt sonst noch alles vornahm, lässt sich nicht genau bestimmen, denn er war ganz allein; es lässt sich nur errathen.

Renzo war diesmal in dem dicksten Haufen, und zwar nicht hinein geschoben, sondern freiwillig hineingedrungen. Er fühlte bei dem ersten, blutigen Vorschlage sein Innerstes sich empören; was die Plünderung betraf, wusste er nicht eigentlich, sollte er sie in diesem Falle gut heißen oder verdammen, aber der beabsichtigte Mord erregte ihm den entschiedensten, vollsten Abscheu.

War er auch, wie sich hitzige, leidenschaftliche Gemüther, leider! so leicht von dem Geschrei einer wüthenden Mehrzahl hinreißen lassen, fest überzeugt,

der Oberproviantmeister sey Ursache und alleinige Schuld an der Hungersnoth; so war er doch, als er beim ersten Andrange des Volkes von einigen Seiten vernahm, daß Andere ihn, was es auch koste, retten wollten, gleich entschlossen, sich ihnen anzuschließen. Deshalb hatte er sich also bis dicht zu der Thüre, die man zu sprengen bemüht war, vorgearbeitet. Einige versuchten, das Eisenwerk der Thüre mit spitzen Steinen abzulösen; andere liefen mit Brecheisen, Meiseln und Hämmern herbei, ihres Erfolgs gewisser; andere zerschmetterten mit großen Steinen oder Eisen, oder schändeten mit stumpfen Messern, Nägeln, Hufeisen, die Mauern und gaben sich alle nur erdenkliche Mühe, den Fußboden aufzureißen und nach und nach Bresche zu machen. Wer nicht selbst Hand anlegen konnte, schrie zum wenigsten mit, hinderte aber durch sein Drängen und Stoßen die schon an und für sich ungeregelte Arbeit nur um so mehr. — So wird auch, dem Himmel sey Dank! manchmal das Böse, wie gar zu oft das Gute, von allzugroßer Eile der Vollzieher aufgehalten! Die Magistratspersonen, welche von dem Aufruhre die erste Nachricht empfingen, hatten ohne Säumniß den Kommandanten des Kastells vor der damaligen Porta Giovia um Hülfe ersucht, und er sandte in möglichster Eile eine Abtheilung Truppen. Ehe aber die Nachricht anlangte, ehe der Befehl gegeben ward, die Truppen sich stellten und abmarschirten, war so viel Zeit vergangen, daß, als sie ankamen, das Haus

des Präsidenten schon förmlich belagert und bestürmt ward. Das Commando machte in einiger Entfernung Halt. Der Offizier wußte nicht, was er thun solle. Vor ihm ein unabsehbarer Haufen Volkes: Männer und Weiber, Kinder und Greise, die, als er Platz zu machen und sich zu vereinzeln gebot, nur mit bangem, dumpfen Gemurmel darauf erwiederten. Sollte er auf diesen Haufen feuern lassen? Das schien dem Offizier nicht allein unmenschlich, sondern auch höchst gewagt, indem die Stärkeren durch die den Schwächeren zugefügte Beleidigung nur um so wüthender würden geworden seyn; übrigens hatte er auch keine Vollmacht, es zu thun. Wollte er die Menge mit Gewalt hinwegdrängen, sich bis zur Thüre Bahn brechen und nur die Angreifenden bekämpfen: das würde allerdings das Beste gewesen seyn; wie sollte es aber gelingen? Würden die Soldaten auch Mann bei Mann haben durchdringen können? Würden sie nicht, statt dessen, einer dahin, der andere dorthin geschleudert worden seyn und der Uebermacht haben erliegen müssen? Die Unentschlossenheit des Offiziers, der Soldaten Unbeweglichkeit schien, ob mit Recht oder Unrecht, Furcht. Die Nächststehenden begnügten sich, sie spöttisch anzusehen, Entferntere forderten sie mit Mienen und Schimpfreden heraus, und weiterhin nahm Niemand von ihnen Notiz; die Arbeiter fuhren fort, ihr Werk zu beenden, die Zuschauenden, sie aufzumuntern. Auf einmal drang zu ihnen ein

alter Mann. Sein Aeußeres war entsetzlich: hohle, tiefliegende, weitaufgerissene, entzündete Augen, die Runzeln des Gesichts zu einem teuflischen Grinzen verzogen; er schwang, die Hände hoch über dem grauen Schädel, Hammer, Strick und vier große Nägel in die Luft und schrie: damit wolle er den Proviantmeister, sobald man ihn habe, an seine eigene Hausthüre aufknüpfen.

„Schämt Euch, schämt Euch!“ rief Renzo unwillkührlich, entsetzt aus, über diese Worte und den Anblick Anderer, denen sie sehr zu behagen schienen. Ermuthigt hingegen, da er sah, daß wieder Andere, obgleich sie schwiegen, seines Gefühles waren, fuhr er fort: „Schämt Euch! Wollen wir zu Henkern werden, einen Christen morden? Wie sollen wir von Gott Brod erwarten, wenn wir so gottlos handeln! Blitze wird er herabsenden, aber kein Brod!“

„Hund! Vaterlandsverräther!“ schrie Einer aus der Menge Renzo mit teuflischer Stimme an; „nehmt ihn fest, nehmt ihn fest! Er ist ein Bedienter des Proviantmeisters, er ist verkleidet, ein Spion, ein ein Spion! Halt, halt!“ Hundert Stimmen kreischen sogleich auf: „Was giebt's, wer ist's, wo, — Bedienter des Proviantmeisters, — Spion, der Proviantmeister verkleidet, — als was, wie, — wo ist er, wo ist er? — haltet auf, haltet auf!“ — Renzo verstummt, sinkt und sinkt zusammen, möchte in die Erde versinken, einige der Umstehenden helfen ihm sich verstecken, und versuchen, die feindlichen,

mörderischer Stimmen zu übertäuben. Am meisten half ihm aber der plötzliche, nahe Ruf; „Platz, Platz! Hier ist Hülfe, Platz da, Platz!“

Was war es? Es war eine lange Leiter, die Einige herbeischleppten, sie ans Haus zu legen, und zu den Fenstern einzusteigen. Zum guten Glücke war aber dieses Mittel, was schnell zum Ziele geführt haben würde, nicht eben so schnell ins Werk zu setzen. Die Träger auf der einen und andern Seite wurden von der Menge hin und her gestoßen, und wogten und wankten hin und her, ohne fast weiter zu kommen. Hier wurde Einem der Kopf zwischen zwei Sprossen geklemmt und er brüllte, wie ihm die ganze Last die Schultern fast erdrückte, wie ein gejochter Ochse auf; dort wurde ein Anderer von ihr weit fortgeschleudert; überall theilte die schwankende Holzmasse an Köpfe, Arme, Brüste, Beulen aus, natürlich nicht eben zum Ergötzen der Empfänger. Andere erheben die Last, oder kriechen darunter, nehmen sie mit auf die Schultern und schreien: „Immer zu, immer zu, wir helfen!“ — So geht es damit immer näher, schnell oder langsam, gerade oder schief. Sie kam zu rechter Zeit an, Renzo's Feinde zu verstreuen und für den Augenblick zu verwirren. Er benutzte die in der alten losgebrochene, neue Verwirrung und entfernte sich, zuerst geduckt und gebückt, dann mit allen Kräften seines Ellenbogens von dem Orte, wo es nicht gut seyn für ihn war; ja er beabsichtigte nun

selbst unverzüglich den ganzen Tumult zu fliehen, und den Pater Bonaventura wirklich aufzusuchen. Plötzlich aber theilt sich, von der einen Seite her, der ganzen Masse eine ungewöhnliche Bewegung mit. Einer Stimme enttönt es, hundert Stimmen, hundert Chöre tönen es nach; „Ferrer! Ferrer!“ Wo nur der Name hindringt, zeigt sich Erstaunen, Gunst, Verdruß, Freude, Zorn; Einer ruft den Namen laut aus, ein Anderer will ihn niederschreien, Einer ruft Ja, der Andere Nein, Einer segnet, der Andere flucht! —

„Ist Ferrer da? — Ist's wahr? ist's wahr? — Ja, ja, es lebe Ferrer! der wohlfeiles Brod giebt. Nein, nein! — Er ist da, er ist im Wagen da. — Was will er? was macht er hier? Wir brauchen Niemand! — Ferrer! es lebe Ferrer! der Freund der Armen! Er bringt den Proviantmeister ins Gefängniß! — Nein, nein! wir wollen selbst Gerechtigkeit ausüben! Zurück, zurück! — Ja, ja, Ferrer! Ferrer her! der Proviantmeister ins Gefängniß!“ —

Alle erheben sich auf die Zehen, sehen nach der Richtung, von wo her man die unerwartete Ankunft meldet, sehen aber nicht mehr und weniger, als wenn sie auf platten Füssen stehen geblieben wären.

Antonio Ferrer war in der That angekommen; sein Wagen nahete von der den Soldaten entgegengesetzten Seite. Es möchte ihm wohl das Gewissen gerührt haben, daß er, mit seinen begangenen Fehlern und seiner Halsstarrigkeit, an dem Aufstande Schuld oder we-

nigstens die erste Veranlassung war. Er wollte ihn stillen oder mindestens seine fürchterlichsten, unsichtbaren Folgen abwenden und seine, nicht recht erworbene, Volksliebe der gerechten Sache aufopfern.

Bei Volksaufständen giebt es immer eine Anzahl Personen, die entweder aus wirklicher Leidenschaftlichkeit, oder bösen Absichten, oder Freude an jedem Umsturze der bürgerlichen Ordnung überhaupt, thun, was sie thun können, alles aufs Schlimmste zu treiben. Sie geben oder befördern die schlimmsten Rathschläge, schüren das Feuer von neuem an, sobald es nur im geringsten nachzulassen scheint. Sie kennen keine Schranken, sie wollen die Anarchie endlos und allgewaltig. Als Gegengewicht giebt es aber auch Andere, die vielleicht mit gleicher Beständigkeit und Wärme die Gegenwirkung hervorzurufen trachten; theils leitet sie dabei Freundschaft oder Vorliebe für die Bedrohten, theils nur ein frommer, angeborner Trieb, und Abscheu vor Blutvergießen und grausamen Handlungen. Der Himmel behüte sie! Bei einer wie der anderen dieser Gegenpartheien bringt, auch ohne vorherige Abrede, die Gleichheit der Meinungen sofortige Uebereinstimmung im Handeln hervor. Die eigentliche Masse, der so zu sagende Stoff des Tumultes besteht aus einem höchst verschiedenartigen Volkshaufen, der mehr oder weniger, in unendlichen Abstufungen, dem einen oder andern Extreme anhängt: ein wenig erbost, ein wenig schurkisch, Ge-

rechtigkeit nach seinem Sinne wünschend, sich freuend, wenn es recht drunter und drüber hergeht, gleich bereit zur Grausamkeit wie zum Erbarmen, zur Verehrung, wie zum Verwünschen, je nachdem sich zu dem Einen oder Andern volle Gelegenheit zeigt, — stets begierig, recht grobe Lügen zu hören und zu glauben, recht schreien, vergöttern oder verfluchen zu können. „Er lebe! Er sterbe!“ das ist ihr Lieblingsfeldgeschrei. Hat man sie erst überredet, daß der Eine oder Andere den Galgen nicht verdiene, so dauert es nicht lange und sie wollen ihn im Triumphe einhertragen. Sie handeln, schauen zu, sind Werkzeuge, Hindernisse, so wie sich der Wind dreht; schweigen leicht, wenn man ihnen nicht das Wort giebt; stehen leicht von ihrem Vorhaben ab, so wie keine Anstifter mehr da sind; zerstreuen sich leicht, wenn viele Stimmen, ohne Widerspruch zu erregen, einstimmig tiefen: „Fort, fort!“ und gehen nach Hause, indem Einer dem Andern zuraunt: „Was giebt's?“ Da nun also diese Masse die größte Macht besitzt, die Macht eigentlich selbst ist, so versucht eine wie die andere der Gegenpartheien, sie auf ihre Seite zu ziehen, sie zu beherrschen; es streiten sich gleichsam zwei Sekten um die Einnahme des todten Körpers. Es kommt darauf an, die Leidenschaften am wirksamsten aufzuregen, die Gemüther am geschicktesten für sich zu gewinnen, solche Nachrichten zu verbreiten, die die Menge entweder erbit-

tern oder besänftigen; Furcht oder Hoffnung erregen, das Zauberwort aufzufinden, das, je öfter und lauter ausgeschrien, die Stimmung der Mehrzahl bedingt, fesselt und zugleich aus dem Nichts erschafft.

Das Erscheinen Antonio Ferrer's unter der Volksmenge, vor dem Hause des Oberproviantmeisters, gab in dem Streite der beiden Partheien, von denen wir so eben sprachen, der menschlicheren im Nu einen überwiegenden Vortheil. Sie war fast schon unterlegen, und hätte die Hülfe nur noch ein klein wenig gesäumet, so hätte sie weder Kraft noch Ursache mehr zum Kampfe gehabt. Der Geheimsekretair war beim Volke wegen jener demselben so günstigen Brodtaxe und wegen seines heroischen Widerstandes gegen alle Einreden beliebt. Die also schon für ihn eingenommenen Gemüther, waren jetzt entzückt über die vertrauungsvolle Kühnheit des Greises, der, ohne Wache und äußeren Glanz, sich mitten unter eine wüthende, stürmende Menge begab. Die Nachricht, er käme, den Oberproviantmeister in den Kerker abzuführen, that erstaunliche Wirkung. Würde aller Widerstand nur dazu gedient haben, die Volkswuth zu verdoppeln, so beruhigte das, im mailändischen Dialekte gegebene Versprechen der Genugthuung eben so sehr, und schaffte den entgegengesetzten Empfindungen bei der Mehrzahl Raum. Die friedlich Gesinnten schöpften wieder Athem, unterstützten Ferrer auf alle mög-

liche Weise; die Nächststehenden suchten durch ihren Beifall und Jubel den der Menge immer mehr anzufeuern, dem Wagen durch das Gedränge Bahn zu machen; andere klatschten dem, was er sagte, Beifall zu und verbreiteten es zu den Entfernteren, oder ließen ihn auch Manches, was sie für das Beste hielten, gesagt haben und lenkten die wandelbare Erbitterung nunmehr selbst gegen die wüthendsten, blutdürstigsten Aufwiegler. „Wer ruft nicht gern, was er rufen kann: Es lebe Ferrer? Hast Du es nicht gern, wenn das Brod wohlfeil ist? Nur Schurken verlangen unchristliche Gerechtigkeit, nur Schurken schreien, den Proviantmeister zu hängen. Ins Gefängniß mit dem Proviantmeister! Es lebe Ferrer! Platz für Ferrer!“ Und so wie der Muth der friedlichen Parthei mit ihrem Erfolge immer mehr zunahm, so nahm der der anderen gleichmäßig ab, und wer anfänglich nur zu Ruhe und Frieden sprach, riß am Ende den Arbeitern die Werkzeuge aus den Händen und jagte sie selbst von dannen. Die Gegenparthei knirschte vor Wuth, drohte, suchte sich von Neuem zu verstärken; aber ihre Zeit war vorüber; das Geschrei: „ins Gefängniß! Gerechtigkeit! Ferrer!“ übertäubte jedes andere, und sie mußte nach vergeblichen Anstrengungen weichen. Die andere Parthei bemächtigte sich des Einganges, ihn gegen neue Angriffe zu vertheidigen, Ferrers Ankunft vorzubereiten. Einige riefen durch die Spalten der Thüre den Hausleuten zu, es

sey Hülfe da; der Proviantmeister solle sich bereit halten, sogleich ins Gefängniß gebracht zu werden.

„Ist das derselbe Ferrer,“ fragte unser Renzo, der sich errinerte, den Namen in dem Folianten des Doktors gelesen zu haben, einen seiner Nachbaren, „derselbe, der alle Mandate mit unterschreibt?“

„Ja wohl, der Geheimsekretair!“ war die Antwort.

„Und ein Ehrenmann, nicht wahr?“

„Mehr als ein Ehrenmann! Er eben hatte die Brodpreise herabsetzt; aber sie waren ihm entgegen. Jetzt führt er den Proviantmeister, der unrechte Dinge begangen hat, ins Gefängniß.“ Natürlich war Renzo alsbald für Ferrer. Er wollte ihm entgegen; das war zwar nicht so leicht; mit einigen Fußtritten und Ribbenstößen, worin er es sehr weit gebracht hatte, gelang es ihm jedoch, in die ersten Reihen vorzudringen und dem Wagen dicht zur Seite zu kommen. Derselbe war schon ziemlich weit in der Menge vor und stand eben, wie es sich bei einer solchen Fahrt leicht und häufig zuträgt, fest und unbeweglich. Der alte Ferrer zeigte einmal an dem rechten, einmal an dem linken Kutschenfenster seine demüthigsten, freundlichsten, süßesten Mienen, wie er sie nur je am Hofe Philipps IV. gezeigt hatte. Er sprach auch, aber der Lärm und das Gebrüll so vieler Stimmen, die unaufhörlichen Lebehoch's, ließen nur Weniges Wenigen verstehen. Er half sich

dann mit Geberden, legte entweder die Fingerspitzen an die Lippen und theilte mit beiden Händen nach beiden Seiten Kuß um Kuß, für das laute, öffentliche Wohlwollen aus, oder streckte sie sanft zu den Fenstern hinaus und bedeutete damit die Bitte um Raum, oder winkte leise um Ruhe. Hatte er sie, wie er wünschte, erlangt, so riefen die ihn Umgebenden seine Worte: Brod, Ueberfluß, Gerechtigkeit! Macht gefälligst Platz! laut nach. Ermattet, so wie betäubt von dem entsetzlichen Geheule, und verwirrt von den gräßlichen Gesichtern und auf ihn gewendeten Augen, lehnte er sich darauf ein wenig zurück, blies die Backen auf, holte tief Athem und sagte bei sich: Por mi vida, que de gente! — „Ferrer, hoch! Er fürchte sich nicht! er ist ein Ehrenmann! Brod, Brod!“

„Ja, ja, Brod, Brod!“ entgegnete Ferrer, „Ueberfluß, ich verspreche es!“ er legte die Hand aufs Herz. „Ein wenig Platz,“ rief er dann wieder, so laut er vermochte, „ich will ihn ins Gefängniß führen, ihm gerechte Strafe zu bereiten, — si esta culpable;“ fügte er demüthig hinzu. Und, zum Kutscher gewandt, schrie er heftig: „adelante, Pedro, si puedes.“

Auch der Kutscher lächelte der Menge huldvoll zu, als sey er eine hochwichtige Person, drehte sich mit unaussprechlicher Artigkeit rechts und links, um die im Wege Stehenden zum Ausweichen zu vermögen: „Habt die Gnade,“ sagte auch er, „ein wenig Platz,

meine Herren, ein ganz klein wenig, nur so viel, daß ich halbwege hindurch kann.“ Die Gutgesinnteren konnten so höflichen Bitten nichts versagen, sie drängten vorn bei den Pferden zurück, baten und flehten mit auf die Brust gelegter Hand: „Weicht, weicht, Ihr Herren, nur ein wenig Platz!“ machten auch an den Seiten Bahn, damit Niemand von den Rädern beschädigt werde, kein Unfall Ferrers Absicht vereitele oder hintertreibe. Renzo hatte den ehrbaren Alten einige Augenblicke mit Vergnügen betrachtet. Er schien ängstlich, ermüdet und matt, aber aufrecht erhalten von dem Verlangen, verschönt gewissermaßen von der Hoffnung, einem Menschen das Leben zu retten. Renzo vergaß über ihm seinen Entschluß, fortzugehen, er beschloß, ihm behülflich zu seyn und ihn nicht eher zu verlassen, bis er seine Absicht erreicht habe. Gesagt, gethan; er half, so viel er konnte, mit den Anderen Platz machen, es gelang endlich. „Nur immer zu,“ hieß es zum Kutscher, bei Seite tretend, oder weiter vorlaufend. „Adelante, presto, con juicio,“ rief der Herr, und die Reise ging wieder fort. Ferrer theilte, mitten unter den freundlichen Grüßen an das Volk, immerdar besondere, danksagende, an die sich für ihn Bemühenden aus. Renzo errang sich mehr als einen, er diente an diesem Tage dem Geheimsekretair besser als irgend einer seiner besten Schreiber gekonnt hätte. Eingebildet und stolz auf alle die Gnadenbezeugungen,

war es ihm, als hätte er mit Antonio Ferrer vertraute Freundschaft geschlossen. Nachdem der Wagen einmal wieder im Gange war, gelangte er langsamer oder schneller mit wenigen Unterbrechungen zum Ziele. Dasselbe hätte zwar mit einigen Sprüngen erreicht werden können; die Zeit aber, die über dieser Fahrt verging, würde selbst dem eine Ewigkeit geschienen haben, dessen Antrieb zur Eile bei weitem nicht so geheiligt gewesen wäre. Die Volksmenge wogte rings um den Wagen, wie sturmerregte Wellen um ein Schiff. Wilder, regelloser, sinnverwirrender aber als die Wuth des Sturmes selbst, war das Getös. Ferrer wandte sich von einer Seite zur anderen, deutete überall hin, versuchte etwas zu vernehmen, um seine Antworten darnach zu bestimmen, wollte sich gern mit den Befreundeten in der Nähe unterhalten; aber es war zu schwer, vielleicht die schwierigste Sache, die ihm in der ganzen Zeit seines Geheimsekretariats je vorgekommen war. Nur dann und wann ward ein einzelnes Wort, eine Phrase verständlich, so wie etwa in dem tollen Knalle und Glanzgewirre eines Feuerwerks der einzelne Strahl und Knall einer Rakete. Er versuchte befriedigende Antwort zu ertheilen, oder einige Worte zu sagen, von denen er günstige Wirkung erwarten durfte, oder die der augenblicklichen Nothwendigkeit entsprachen, rief deshalb auf dem ganzen Wege unausgesetzt: „Ja, ja, Ihr Herren, Brod, Ueberfluß, ich bringe ihn ins Gefängniß,

er soll bestraft werden .... si esta culpable; ja, ja, ich will es befehlen, Ihr sollt wohlfeiles Brod haben; Assi es .... so ist's, wollt' ich sagen, der König, unser Herr, will nicht, daß so getreue Unterthanen Hunger leiden; ox, ox! guardaos; thut Euch keinen Schaden, Ihr lieben Leute. Pedro, adelante, con juicio; Ueberfluß, Ueberfluß; ein wenig mehr Raum, wenn ich bitten darf; Brod, Brod; ins Gefängniß, ins Gefängniß. — Was?" fragte er dann Einen, der sich mit halbem Leibe zwischen den Schlag hereingezwängt hatte, ihm irgend einen Rath, Bitte oder Beifall zuzubrüllen. Aber ehe das Was noch gesagt war, hatte ihn ein Zweiter schon fortgerissen, weil er die äußerste Gefahr lief, gerädert zu werden. Unter solchen Zufällen und Umständen, unter dem endlosen Beifallsgeheule der Menge, zuweilen auch einiger Furcht vor Widerstand, der aber, so wie er sich zeigte, wieder erstickt wurde, gelangte Ferrer endlich vor das Haus. Ohne den empfangenen Beistand würde es ihm nimmermehr möglich geworden seyn.

Die anderen für ihn Gesinnten hatten unterdeß auch den Eingang ein wenig frei gemacht. Mit Bitten, Ermahnungen, Drohungen, Stoßen, Drängen und Treiben, mit verdoppeltem gutem Willen und immer angestrengteren Kräften, je näher das Ende kam, hatten sie erstlich vermocht, den Haufen zu theilen, dann aber beide Haufen so weit zu entfernen, daß zwischen

der Thüre und dem vor derselben stillhaltenden Wagen ein freier Raum blieb. Renzo, der eine Art Adjutant abgegeben hatte, war mit dem Wagen angelangt, stellte sich in eine der Reihen Wohlgesinnter, die ihn umstanden und zugleich vor allen etwaigen Angriffen schützten.

Ferrer athmete wieder auf beim Anblicke des freien Raumes und der noch verschlossenen Thüre. Verschlossen will hier blos sagen nicht offen, denn die Angeln waren fast schon abgelöst, die Flügel zersplittert, zerhauen, halb aufgerissen und so durchlöchert, daß man, hindurchsehend, einen großen Riegel wahrnahm, der, schon ganz verbogen, bald als letzter Halt ganz abgedreht gewesen seyn würde. Einer schrie nunmehr hinein, man solle öffnen, ein anderer sprang zum Schlage und half dem Greise, der sich an seinen Arm hielt und zur Erde herabsprang.

Von allen Seiten sahe die Volksmenge nach ihm hin, überall hob man sich in den hintersten Reihen, so hoch man konnte, um ihn zu erblicken. Die allgemeine Neugier und Aufmerksamkeit verursachte augenblickliche Stille. Ferrer stellte sich auf eine Erhöhung der Steine vor dem Eingange, sah rings umher, grüßte mit einer Kopfverneigung und rief dann, die Rechte auf die Brust legend, laut, fest und würdevoll, „Brod und Gerechtigkeit!“ — Das antwortende Freudengeschrei verlor sich in den Lüften. Man hatte nun von innen geöffnet, oder vielmehr den nur

noch schwach haltenden Riegel vollends abgerissen. Die Bedienten traten zurück, den ersehnten Erretter einzulassen, machten die Thüre aber mit vieler Vorsicht nur so weit auf, daß er sich nur hindurchzwängen konnte. „Rasch, rasch,“ rief er, „macht ordentlich auf, daß ich hinein kann, und Ihr, brave Leute, haltet das Volk ab, daß es mir um Gottes Willen nicht folge. Haltet immer eine Durchfahrt für hernach offen. — He, he, Ihr Leute,“ rief er nach innen, „wartet doch, laßt mich erst durch, ehe Ihr zumacht. Ach, meine Hüften! Schont meine Hüften! So, nun macht zu, nein, nein, noch nicht, mein Mantel, mein Mantel!“

Der Mantel wäre beinahe hinausgeklemmt worden, hätte Ferrer nicht noch mit vieler Gewandtheit die Schleppe, die sich ihm wie ein Schlangenschweif nachzog, an sich gerissen. Man machte die Thürflügel, so gut und fest es gehen wollte, wieder zu, und verrammelte sie von innen mit Stangen; von Außen beschützte sie Ferrers Wache, die mit Schultern, Armen und Geschrei den Platz, so viel sie vermochten, frei hielten, und ihren lieben Herr Gott immerdar baten, daß die Sache bald enden möge.

„Rasch, rasch,“ rief's von innen, aus dem Treppenhause, den an der Thüre Angstschweiß ausstehenden Dienern zu, die immerfort schrien: „Ach, Excellenz, o Excellenz, uh, Excellenz! Gott steh'

Euch bei!“ — „Schnell, schnell!“ wiederholte Ferrer, wo ist der Präsident?“

Der Oberproviantmeister kam, halb geschoben, halb getragen von den Seinigen, die Treppen, bleich wie der Tod, herab. Als er seinen Helfer erblickte, seufzte er tief auf, schöpfte wieder Athem, bekam neue Kraft in die Beine, seine Wangen rötheten sich ein wenig und er schwankte auf Ferrer mit den Worten zu: „Ich bin in Gottes und Eurer Excellenz Hand, wie soll ich aber entkommen? Ueberall droht mir der Tod.“

„Venga con miga usted, und seyd gutes Muthes, mein Wagen hält draußen. Nur schnell, schnell!“ Er ergriff seine Hand, führte ihn nach der Thüre und ermuthigte ihn, wie er nur konnte; bei sich dachte er aber: Aqui esta el busillis! Dios nos valga! —

Man öffnet die Thüre. Ferrer geht zuerst hinaus, der Andere nach ihm, zusammengekrümmt, sich fest an den ihn errettenden Mantel klammernd, wie ein Kind an den Rock der Mutter. Die Vertheidiger des freien Platzes bildeten nunmehr durch Aufschwingen der Hände und Kopfbedeckungen ein Netz oder eine Wolke, um den Präsidenten dem gefährlichen Anblicke des Volkes zu entziehen. Er steigt zuerst in den Wagen und drückt sich in eine Ecke. Ferrer folgt ihm, der Schlag wird zugemacht. Die Menge bemerkt es, erfährt, ahndet, was vorgegangen, und erhebt ein wildes Geschrei des Beifalls und Abscheues.

Die Rückfahrt war das Allergefährlichste der Unternehmung; doch hatte sich die öffentliche Meinung schon fest ausgesprochen, die Abführung des Oberproviantmeisters in den Kerker zu dulden; während des Aufenthaltes vor dem Hause hatten auch diejenigen, welche der Herfahrt des Wagens beförderlich waren, für freie Rückfahrt so gesorgt, daß sie zum Wenigsten etwas schneller als jene vollzogen werden konnte. Wie er sich fortbewegte, flossen die beiden Volkshaufen beider Seiten wieder hinter ihm zusammen, ihm nach.

Ferrer hatte sich kaum gesetzt, als er sich zu dem Präsidenten neigte, um ihn zu ermuntern und zu ermahnen, sich, um Alles in der Welt willen, nicht blicken zu lassen. Der Warnung bedurfte es nicht. — Er selbst zeigte sich soviel er konnte, um die Augen und Aufmersamkeit der Versammlung nur immer auf sich zu lenken. Dabei hörte er nicht auf, der wandelbaren Menge zuzureden, zwar mit ununterbrochenen Worten, aber eben so unzusammenhängendem Sinne. Alle Augenblicke unterbrach er sich noch überdieß mit spanischen Floskeln, die er seinem zagenden Nachbar ins Ohr raunte: „Ja, ja, Ihr Leute, Brod und Gerechtigkeit, aufs Kastell, ins Gefängniß, unter meine Aufsicht. Dank, Dank, tausend Dank. Nein, nein, er soll nicht entkommen! Por ablandarlos. Es ist nicht mehr wie billig. Er soll verhört werden. Es wird sich ausweisen. Auch ich will Euch

wohl, Ihr lieben Leute. Schwere Strafe. Esto lor digo por su bien. Ein richtiges, billiges Maaß. Strafe den Unterdrückern. Weicht aus, seyd so gut. Ja, ja, ich bin ein Mann von Ehre, ich bin Volksfreund. Er soll bestraft werden. Ihr habt Recht. Er ist ein Schuft, ein Bösewicht. Perdone usted. Es soll ihm schlimm ergehen, es soll ihm schlimm ergehen — si esta culpable. Ja, ja, wir wollen den Bäckern schon die Wege weisen. Es lebe der König und alle guten Mailänder, seine getreuesten Unterthanen. Er lebe hoch, hoch, hoch! Animo; estamos sa quasi afuera.“

Sie hatten auch in der That fast schon das ganze Gewühl durchdrungen und ziemlich Luft bekommen. Indem sah Ferrer, als er wieder ein wenig freier athmete, die spanischen Hülfstruppen aus Pisa, die denn doch noch zuletzt einigen Nutzen gestiftet hatten, indem ihre Gegenwart mit dazu beitrug, das Volk bei der Abfahrt im Zaume zu halten. Als der Wagen ankam, bildeten sie eine Gasse und präsentirten. Der Geheimsekretair dankte und rief dem Offizier, der herantrat und salutirte, mit einer Handbewegung die Worte zu: „ beso a usted las manos.“

Der Offizier nahm sie, für was sie galten, d. h. „Ihr habt mir wacker beigestanden!“ salutirte abermals und zuckte die Achseln. Hier passte das: cedant arme togae; aber Ferrer war in diesem Augenblicke nicht zu Citationen aufgelegt, und es würde

auch in den Wind geredet gewesen seyn, denn der Offizier verstand kein Latein.

Als Pedro durch die Gasse fuhr und die ehrfurchtsvoll präsentirten Gewehre erblickte, kam sein alter Geist über ihn; Furcht und Angst wichen, er bedachte, wer er sey, und wen er fahre, schrie ohne nunmehrige weitere Zeremonien auf das Volk, das überdies auch schneller ausweichen konnte, da es nicht mehr so dicht umherstand: „Platz! Platz!“ und trieb die Pferde pfeilschnell zum Kastell.

Levantese, levantese; estamos afuera, sagte Ferrer zum Oberproviantmeister. Das Aufhören des Geschreies, die schnelle Fahrt, diese Worte ermuthigten den Präsidenten. Er drehte sich herum, enthüllte sein Gesicht, kroch hervor, erholte sich, dankte und dankte tausendmal seinem Befreier, der mit ihm über die ausgestandene Gefahr klagte, sich über die Errettung freute und, mit der Hand über seinen kahlen Scheitel fahrend, ausrief: „Ah, Ah, que dirà de esto su excelencia, der so schon mit dem verwünschten Casale, das sich nicht ergeben will, alles verkehrt geht, Que dira el conde-duque, der schon über ein knisterndes Blatt zürnt? Que dira el rey nuestro señor, der doch sicherlich von dem gräßlichen Vorfalle hört? Und wird es damit auch sein Bewenden haben? Dios lo sabe!“

„Was mich betrifft,“ rief der Präsident, „ich mag nichts mehr damit zu thun haben, ich wasche

meine Hände in Unschuld, lege meinen Posten in Euer Excellenz Hände und fliehe in eine Höhle, auf einen Berg, werde Einsiedler, fern, fern von diesem teuflischen Volke.“

„Usted werden thun, was el servicio de su magestad erheischt,“ entgegnete der Spanier ernst.

„Seine Majestät wird meinen Tod nicht wollen;“ sagte der Andere, „in eine Höhle, in eine Höhle, weit von hier fort!“

Wir können nicht sagen, was sie ferner sprachen. Der Geheimsekretair führte den armen Mann ins Kastell, wo er uns gänzlich entschwindet.

Vierzehntes Kapitel.

Die zurückgebliebene Menge verlor sich allmählig und zerstreute sich nach allen Seiten hin. Einer ging nach Hause, um zu sehen, wie es da aussehe; ein Anderer ins Freie, um nach so langen Mühen wieder frisch aufzuathmen; ein Dritter zu Bekannten, um über die Begebenheiten des Tages mit ihnen zu schwatzen; Jedermann aber hielt sich so fern wie möglich von der Seite des Weges, wo die spanischen Soldaten standen. Vor dem Hause selbst verhielt sich noch

der eigentliche Bodensatz des Aufruhrs, eine Hand voll Galgenstricke, die, unzufrieden mit dem trocknen, unerwünschten Ausgange, von dem sie anfänglich so hohe Erwartungen hegen konnten, fluchten und zankten und sich beriethen und ermunterten, ob nicht noch irgend etwas zu unternehmen sey. Sie machten den Versuch und hetzten und stießen sich auf die von Neuem befestigte Thüre los; als darauf aber die Soldaten heranmarschirten, zogen sie sich ohne Weiteres, ohne vorherige Berathung, einmüthig nach der andern Seite und überließen den Soldaten, die sich zur Bewachung des Hauses und der Straße aufstellten, den Kampfplatz.

Dahingegen waren die nahgelegenen Plätze und Straßen mit Klaschgevattern besäet. Wo zwei, drei stehen blieben, gesellten sich bald zwei, drei, zwanzig Andere hinzu; die gingen, die kamen. Es war damit, wie zuweilen nach einem Gewitter mit den Wolken, die eilig über den azurnen Himmel entfliehen, jetzt zerfloßen, im nächsten Augenblicke doppelt angewachsen; wer zusieht, sagt wohl: es hat sich noch nicht abgewittert. An einem Orte war ein vermischtes, verwirrtes, wechselndes Geschnatter; der erzählte mit lauten Ausrufungen, was er alles gesehen; der, was er selbst alles gethan habe; der freute sich über das friedliche Ende und lobte den Spanier und weissagte dem Präsidenten großes Unheil; der versicherte höhnend, man werde ihm kein Haar krümmen, denn keine

Krähe hake der andern die Augen aus; Andere murmelten wohl auch ernstlicher unter einander: es sey nicht alles mit rechten Dingen zugegangen, man habe das Volk hintergangen, es sey toll gewesen, erst so zu toben und zu wüthen, und sich hernach auf eine solche Weise bei der Nase herumführen zu lassen. Unterdeß war aber die Sonne untergegangen und alle Dinge wurden grau. Viele gingen, des Tages und unnützen Geschwätzes müde, nach Hause.

Unser junger Freund war, nachdem er den Wagen, soweit es ihm nöthig schien, geleitet hatte, wie im Triumphe durch die Reihen der Soldaten zurückgegangen und fühlte sich, außer Tumult und Gefahr, frei und froh; er wanderte eine Strecke mit der Menge und schlug dann einen Seitenweg ein, um sich ebenfalls an freierer Luft zu erfreuen. Nach einer Weile, als alle die Szenen und Gefühle und frischen, wirren Erinnerungen noch in ihm lebten und webten, verlangte ihn sehr nach Speise und Ruhe. Er sahe von einer Seite zur anderen, ringsumher und empor, ob irgend wo das Schild eines Wirthshauses zu erblicken sey; ins Kloster konnte er, es war schon zu spät, nicht mehr gehen. Indem er nun so mit erhobenem Kopfe seines Weges wandelte, gerieth er zu einem Volkshaufen und hörte von Vermuthungen, Vorschlägen und Absichten im Betreff der Ereignisse des morgenden Tages sprechen. Er hörte einen Augenblick zu und konnte sich nicht enthalten, auch seine

Meinung zu äußern; durch das, was er mitgewirkt hatte, fühlte er sich dazu berechtigt. Die Ereignisse dieses Tages hatten ihm die Lehre gegeben, daß, wolle man in diesem Falle irgend eine Sache ins Werk setzen, es hauptsächlich darauf ankomme, sie den Herumzüglern einzureden. „Meine Herren!“ fing er also im Rednertone an: „darf auch ich meine bescheidene Ansicht kund thun, so ist es diese: Nicht allein mit dem Brode geschiehet Euch Unrecht; heute habt Ihr die Erfahrung gemacht, daß, wenn man sich rührt, man auch Recht erhält. Ihr müßt also dieses Verfahren fest halten, bis auch jedes andere Uebel abgestellt wird und man christlicher mit Euch umgeht! Ist's nicht wahr, meine Herren, giebt es nicht eine Bande Tirannen, die alle zehn Gebote zu übertreten sich zum Geschäfte macht, den armen, friedlichen, arglosen Leuten immerwährendes Unrecht zufügt und am Ende immer Recht behält? Und haben sie das allergrößte Verbrechen begangen, so tragen sie den Kopf nur um so höher, als wenn kein Wasser sie trübte? Auch in Mailand fehlt es nicht an solchem Gelichter!“

„Leider, nicht!“ rief eine Stimme.

„Wie ich sage,“ fuhr Renzo fort, „selbst bei uns hört man schon von ähnlichen Geschichten. Es liegt aber auch in der Natur der Sache. So ein Schuft mag in Mailand leben oder auf dem Lande, ist er hier ein Teufel, so wird er dort kein Engel seyn

und so umgekehrt; hab' ich nicht Recht? Sagt mir aber, Ihr Herren, ob Ihr jemals erlebtet, daß man einen Kerl der Art an den Pranger stellte? Das Schlimmste aber bei dem Allen ist, — ich kann davon ein Liedchen singen — daß Gesetze, die ihre Strafe bestimmen, da sind, und zwar recht kräftige Gesetze, die gar nicht besser seyn könnten! Die Schurkereien sind alle klar und deutlich aufgezählt, mit jeder zugleich ihre Strafe genannt, und zwar ohne Unterschied und Ansehen der Person des Verbrechers, er sey, wer er sey, Nobile oder Bürger oder Bauer. Geh' nur aber Einer einmal zu den Doktoren und Gelehrten und Pharisäern und verlange Recht nach dem Buchstaben des Gesetzes, sie werden Euch Gehör geben, wie der Pabst den Sündern. Es muß einem ehrlichen Manne das Herz im Leibe brechen! — Es ist sonach klar, daß der König und seine Großen die Verbrecher wohl bestrafen wollen, aber es geschieht nicht, weil einer sich hinter den Andern steckt. Man muß also Gewalt brauchen, man muß morgen zu Ferrer gehen, der ist ein Ehrenmann, ein Vertheidiger des Rechts und der Gerechtigkeit! Ihr habt Alle heute gesehen, wie wohl ihm war unter dem Volke, wie er alle Klagen, die man ihm vorbrachte, vernahm und beantwortete. Man muß zu Ferrer gehen, ihm sagen, wie es im Lande aussieht. Und davon könnte ich allein schon ihm gar Manches erzählen. Ich habe mit meinen eigenen Augen die Ge-

setze gesehen, mit allen möglichen Petschaften besiegelt und von allen Großen, auch von Ferrer unterschrieben; und als ich zu einem Doktor kam, der mir sie eben selbst gezeigt hatte, und Gerechtigkeit von ihm verlangte, wie sie mir sie zuerkannten, behandelte er mich wie einen Verrückten und jagte mich fort. Seyd gewiß, wenn der gute, alte Ferrer alle die Dinge hört, die er jetzt, besonders die, welche draußen vorgehen, nicht alle wissen kann, er wird die Hände nicht im Schooße liegen lassen, er wird schon helfen. Und wollen die Uebermächtigen nicht zu Kreuze kriechen und sich stämmen, so sind wir schon da, ihm zu helfen, wie heute. Nicht daß wir etwa neben seinem Wagen wieder hinlaufen, um die Schurken und Tirannen alle abzuführen, denn dazu müßte man erst eine Noah=Arche erbauen! Nein, er soll nur befehlen: daß, es sey nun in Mailand oder anderwärts, immer nach den Gesetzen verfahren werden soll: er soll den Uebertretern den Prozeß machen lassen: wo das Gesetz Gefängniß erkennt, Gefängniß, wo es Galeere erkennt, Galeere ertheilen: er soll den Amtleuten und Richtern Gerechtigkeit einschärfen und, gehorchen sie nicht, handeln sie pflichtwidrig, sie zum Teufel jagen und bessere erwählen: und dann, wie ich schon sagte, wir sind auch schon da, wo es gilt. — Habe ich Recht gesprochen, Ihr Herren?“

Renzo hatte so von Herzen gesprochen, daß gegen das Ende seiner Rede fast alle rings Versammelte

aufgehört hatten, mit einander zu reden und ihm zuhörten. Es ertönte ein verwirretes Beifallsgeschrei: Bravo! Gewiß, er hat Recht, er hat Recht, es ist nur allzuwahr!“ — Aber auch die Kritik blieb nicht aus. „Ei ja,“ sagte Einer und ging davon, „gebt nur einem aus dem Gebirge Recht, das sind alles Advokaten!“ — „Jetzt,“ murmelte ein Anderer, „jetzt mag jeder Lumpenhund wohl reden; am Ende aber, wollen wir auch noch Fleisch ans Feuer setzen, büßen wir das wohlfeile Brod darüber ein, und dessentwegen haben wir uns doch nur erhoben!“

Renzo vernahm nur das Lob, was man ihm ertheilte. Einer ergriff ihn bei der Hand, ein Anderer bei jener. —“ Auf Wiedersehen morgen!“

„Wo denn? — Auf dem Domplatze. Ja, ja, schon gut. — Dort sprechen wir mehr darüber, — dort soll's beschlossen werden! —“

„Wer von den wackeren Leuten kann mir denn ein Wirthshaus zeigen, wo ich einen Bissen zu essen und eine Schlafstelle haben kann?“ fragte Renzo.

„Ich will Euch zu einem führen, lieber Mann,“ sagte Einer, der der Rede aufmerksam zugehört und noch kein Wort gesagt hatte. „Ich weiß ein Wirthshaus, wo es Euch gefallen wird und will Euch dem Wirthe, der mein Freund und ein Ehrenmann ist, empfehlen.“

„Ist es weit von hier?“ fragte Renzo.

„Ganz nahe,“ erwiederte Jener.

Die Versammlung zertheilte sich, und nachdem Renzo noch gar viele Händedrücke bekommen hatte, folgte er dem Unbekannten, dem er nicht genug für seine Höflichkeit danken konnte.

„Nicht doch, nicht doch,“ meinte Jener, „eine Hand wäscht ja die andere und alle beide das Gesicht. Man muß doch seinem Nächsten dienlich seyn. „Unterwegs that er bald die, bald jene Frage. „Ich frage nicht aus Neugierde um Eure Angelegenheiten; aber Ihr scheint mir so müde, wie weit seyd Ihr denn hergekommen?“

„Ich komme,“ entgegnete Renzo, „ich komme von Lecco.“

„Von Lecco? — Ihr seyd also aus Lecco?“

„Aus Lecco, ... das heißt aus der Gegend von Lecco.“

„Armer Mann! Nach dem, was ich aus Euren Reden weiß, müssen sie Euch schlimm mitgespielt haben.“ „Ja, ja, mein lieber Freund! Ich mußte nur die Sache ein wenig drehen und wenden, um mich nicht zu verrathen; aber .... es ist schon gut so, man wird es dereinst schon erfahren, und dann .... Hier ist ein Wirthshaus und, meiner Treu! ich habe nicht Lust, vorbeizugehen.“

„Nein, nein, kommt nur, wohin ich Euch führe, es ist nur noch einige Schritte weit; hier würdet Ihr Euch übel befinden.“

„Ei ja doch!“ meinte der junge Mann;“ ich

bin eben so ein verzärtelter, verweichlichter Narr! Ich bin zufrieden, wenn ich satt zu essen habe und auf einem Strohsacke liegen kann und auf beides nicht erst lange zu warten brauche. In Gottes Namen!“ Er schritt durch den schlechten Thorweg, über dem das Zeichen des vollen Mondes hing.

„Nun gut, ich will Euch auch hierher führen, wenn Ihr es so haben wollt,“ sagte der Unbekannte und folgte.

„Was wollt Ihr Euch aber noch weiter um mich bemühen?“ erwiederte ihm Renzo. „Wollt Ihr mir indeß,“ setzte er hinzu, „eine Gunst erzeigen, so laßt uns ein Glas zusammen trinken!“

„Ich nehme es mit Dank an,“ sagte jener und ging, an dem Orte schon bekannt, vor Renzo über ein kleines Gehöft hin. Er blieb an einer halb verfallenen Thüre stehen, ergriff die Klinke, öffnete und schritt mit seinem Begleiter in die Küche. Sie war von zwei Laternen erhellt, die von den Balken der Decke herabhingen. Viele Leute saßen, verschiedentlich beschäftigt, auf Bänken rings um einen alten Tisch, der fast den halben Raum einnahm. Hie und da eine Serviette ausgebreitet, Speisen aufgestellt, Karten werden gemischt und gegeben, Würfel geworfen und eingestrichen, Flaschen und Gläser fehlen nirgends. Auf dem nassen Tische rollten Lire, Realen, Parpagliolen umher, die, hätten sie sprechen können, wohl gesagt haben würden: diesen Morgen

lagen wir noch in der Kasse des Bäckers, oder in der Tasche eines Zuschauers des Aufruhrs, der, ganz auf denselben erpicht, darüber unbeachtet ließ, was mit ihm und um ihn selbst vorgehe. Der Lärm war außerordentlich. Ein Aufwärter lief hin und her in der allergrößten Eile und Hast, indem er zugleich den Tisch bediente und mitspielte. Der Wirth saß in dem Kaminwinkel auf seinem Schemmel und schien mit seltsamen Figuren beschäftigt, die er mit der Feuerzange in die Asche malte und wieder verwischte; in der That merkte er gespannt auf alles, was um ihn vorging.

Als er die Thüre aufgehen hörte, erhob er sich und ging den Ankommenden entgegen. Beim Anblicke des Unbekannten, sagte er bei sich: „Verdammt, mußt du denn auch allemal zur ungelegensten Zeit kommen!“ Und nachdem er einen Blick auf Renzo geworfen hatte: „Dich kenne ich nicht, kommst du aber mit so einem Jäger, so mußt du Hund oder Haase seyn; sage nur ein Paar Worte und ich weiß es schon.“ —

Auf dem Antlitze des Wirthes zeigte sich indeß von diesem geheimen Selbstgespräche keine Spur, es schien unbelebt und unbeweglich, war voll und glänzend, ein dichter rother Bart hing von ihm herab, und in ihm funkelten zwei klare, scharfe Augen.

„Was befehlen die Herren?“ fragte er.

„Vor allen Dingen eine Flasche guten, reinen Wein,“ sagte Renzo, „dann ein paar Bissen Abend-

brod!“ Indem er dies sagte, setzte er sich auf eine Bank, am Ende des Tisches, und seufzte ein lautes Ach! was deutlich sagte: es ist doch eine herrliche Sache, wenn man nach so langen Tagesmühen auf einer Bank ausruhen kann. Aber da fiel ihm bald die Bank und der Tisch ein, auf der und an dem er zuletzt mit Agnesen und Luzia saß, und er mußte in einem anderen Sinne seufzen. Er schüttelte den Kopf, wie um den Gedanken zu verdrängen, und sah den Wirth mit dem Weine kommen. Der Unbekannte saß Renzo gegenüber. Dieser schenkte ihm sogleich mit den Worten ein: „Die Lippen anzufeuchten!“ schenkte auch sein Glas voll und trank es mit einem Zuge aus.

„Was bekomme ich denn zu essen?“ fragte er dann den Wirth.

„Ein gutes Ragout,“ war die Antwort.

„Gut, Herr Wirth, also ein Ragout!“

„Es wird augenblicklich da seyn,“ sagte der Wirth weiter zu Renzo, und zum Aufwärter: „Bediene den fremden Herrn!“ worauf er wieder zum Heerde ging. „Aber ....“ ergriff er wieder das Wort, Renzo näher tretend, „mit Brod kann ich heute nicht aufwarten.“

„Für Brod,“ lachte Renzo mit lauter Stimme, „hat der Himmel gesorgt.“ Dabei zog er das dritte seiner, unter dem Kreuze des heiligen Dionys gefundenen, Brode hervor, hielt es hoch in die Luft und

rief: „Das ist Himmelsbrod!“ Bei diesem Ausrufe wandten sich viele nach ihm hin, und einer rief, als er das Brod sahe: „Es lebe alles wohlfeile Brod!“

„Wohlfeil allerdings!“ sagte Renzo, „gratis et amore.“

„Vortrefflich, vortrefflich!“

„Aber,“ fügte er schnell hinzu, „daß die Herren mich ja nicht falsch beurtheilen. Ich habe es nicht etwa, wie man zu sagen pflegt, geklemmt, ich habe es auf der Erde gefunden und würde es, fände sich der Eigenthümer, gern bezahlen.“

„Bravo, bravo!“ schrieen, laut auflachend, die Anderen, denen es nicht im Geringsten einfiel, diese Worte ernstlich und für baare Münze zu nehmen.

„Man glaubt, ich spaße,“ sagte Renzo zu seinem Begleiter, „aber die Sache verhält sich in der That so.“ Er nahm das Brod in die Hand und sagte ferner: „seht, wie sie es zugerichtet haben, es ist ganz breit gedrückt. Es war aber auch ein tolles Gedränge, wer da nicht recht taktfeste Knochen hatte, den brachten sie nicht wieder nach Hause.“ Er biß einigemal in das Brod, trank einen Schluck Wein nach und sagte: „das Brod will nicht allein hinunter, ich habe noch nie einen so trockenen Hals gehabt, es kommt von dem vielen Schreien!“

„Macht dem braven Burschen hier,“ sagte der Andere, „ein gutes Bett zurecht, er wird hier schlafen!“

„Wollt Ihr hier schlafen?“ fragte der Wirth Renzo, indem er näher trat.

„Ja,“ sagte er, „gutes Lager und reines Bettzeug; ich bin zwar arm, aber an Reinlichkeit gewöhnt.“

„Ach, was das anlangt....!“ sagte der Wirth, ging zu einem Schranke im Hintergrunde der Küche und kam mit Dinte, Feder und Papier zurück.

„Was soll denn das heißen?“ rief Renzo, indem er einen Bissen Ragout, das der Aufwärter ihm eben vorgesetzt hatte, zu dem Munde führte und verwundert lächelte. „Ist das etwa das weiße Bettzeug?“ Ohne zu antworten, legte der Wirth das Papier auf den Tisch, setzte das Dintenfaß daneben, bog sich darüber hin und, indem er die Arme zum Schreiben bereit legte, die Feder ergriff und eintunkte und nach Renzo emporsah, sagte er zu ihm: „Seyd so gefällig, mir Euren Namen, Vornamen und Vaterland zu nennen.“

„Was denn?“ fragte Renzo, „was haben solche Fragen mit einem Nachtlager für Gemeinschaft?“

„Ich thue meine Pflicht und Schuldigkeit,“ sagte der Wirth, den Fremden dabei ansehend: „wir sind verbunden, von Allen und Jedem, der bei uns die Nacht über bleibt, Auskunft zu geben: wie sein Name und Vorname, was sein Vaterland und Gewerbe,

ob er Waffen bei sich führe, wie lange er sich in der Stadt aufhalten werde, ... So lautet der Befehl.“

Ehe Renzo antwortete, leerte er noch ein Glas, es war das dritte; die darauf folgenden möchten sich schwerlich zählen lassen. Dann sagte er: „Lautet er so? — So, so! — Nun, ich bin Doktor der Rechte und weiß also, was daraus zu machen!“

„Es ist mein Ernst!“ sagte der Wirth, den stummen Begleiter seines Gastes immer im Auge behaltend. Er ging nach dem Schranke zurück und holte daraus einen großen Bogen Papier, ein Exemplar des Befehls herbei, das er vor Renzo entfaltete.

„Ei, ei, laßt doch sehen!“ rief dieser, mit der einen Hand das neu gefüllte Glas schwingend und es mit einemmale leerend, die andere mit vorgestrecktem Zeigefinger nach dem Befehle haltend: „Ein schöner Bogen Papier; er gefällt mir außerordentlich, ich kenne das Wappen, weiß, was das Arianergesicht mit dem Stricke am Halse besagt.“ — Es wurde allen höchsten Verordnungen das Wappen des Gouverneurs vorgestempelt; dasjenige Don Gonzalo Fernandez de Cordova's zeigte einen am Halse geketteten Mohrenkönig. — „Das Gesicht besagt: es befehle, wer da kann, und gehorche, wer da will!

Wann das Gesicht erst den Herrn .... Herrn .... Don .... schon gut, ich weiß schon, ... auf die Galeere gebracht haben wird, ... wie es auf einem andern solchen Bogen Papier heißt, — wenn das Ge-

sicht erst wird befohlen haben: daß man einen recht-lichen Burschen ein rechtliches Mädchen, das ihn will, heirathen lasse, dann werde ich dem Gesichte meinen Namen sagen und werde ihm noch obendrein einen Kuß geben. Ich kann ja meine guten Gründe haben, meinen Namen nicht zu nennen! Sehe Einer doch! — Und wenn ein großer Spitzbube, dem eine Bande kleiner Spitzbuben gehorcht; denn, wenn er allein wäre ....“ — er brach hier seine Rede mit einer Handbewegung ab — „wenn ein großer Spitz-bube, sage ich, nun gern wissen möchte, wo ich sey, um mir einen schlimmen Streich zu spielen, so frage ich Euch, würde das Gesicht hier wohl nur eine Miene verziehen, mir zu helfen? — Ich soll sagen, was ich thue und treibe? Das ist ja auch was Neues! Ich bin nach Mailand gekommen, um zu beichten, aber ich beichte, so zu sagen, einem Pater-Kapuziner, keinem Gastwirthe!“

Der Wirth schwieg und sah den Unbekannten an, der ohne Zeichen der Theilnahme blieb. Renzo leerte, leider müssen wir es gestehen, abermals ein Glas und fuhr fort: „Ich will Dir einen Grund anführen, mein lieber Wirth, der wird Dir gnügen. Gelten die guten Gesetze, die gerechten, christlichen nichts, um wie viel weniger können die schlechten, ungerechten, un-christlichen gelten! Schaffe also das dumme Zeug nur bei Seite und bringe mir dafür eine andere Flasche, denn die hier ist zerbrochen.“ Er schlug bei diesen

Worten mit der geballten Faust wirklich dagegen, daß sie zerbrach, und sagte noch: „Hörst Du, wie es klirrt!“ —

Die andern Anwesenden hatten Renzo'n abermals zugehört, und als er schwieg, murmelte man ihm von allen Seiten Beifall zu.

„Was soll ich denn nun thun?“ fragte der Wirth den Unbekannten, der ihm wohl bekannt war.

„Packt Euch, packt Euch,“ riefen viele Gäste, „der Fremde hat Recht. Es sind nur Bedrückungen, Schelmereien, Prellereien, neue Gesetze von heut an, neue Gesetze!“

Der Unbekannte hatte dem Wirthe gleich nach dessen Frage einen tadelnden Blick über die zu geringe Vorsicht zugeworfen und sagte: „Laßt ihm doch ein wenig seinen Willen, erregt keinen Streit.“

„Ich habe meine Pflicht gethan,“ sagte der Wirth laut, heimlich zu sich aber: Da steck ich nun in der Dinte!“ — Er räumte die Schreibmaterialien und das Mandat hinweg und gab die leere Flasche dem Aufwärter.

„Wieder von demselben!“ rief Renzo, „ich finde ihn gut, und die zweite Flasche soll in mir so gute Ruhe finden, wie die erste, ohne daß ich sie nach Vor- und Zunamen, und was sie in mir thut und treibt, und wie lange sie in dieser Stadt bleiben werde, frage!

„Von demselben!“ sagte der Wirth zum Auf-

wärter, indem er ihm die Flasche reichte und wieder zu seinem Sitze am Kamine zurückging.

„Wieder ein Haase!“ dachte er dort und störte in der Asche herum. „In was für Hände bist Du gerathen! Aber Du Esel, wenn Du einmal verbrennen willst, so springe ins Feuer, nur laß den Vollmondswirth bei Deinen Tollheiten außerm Spiele!

Renzo dankte seinem Gefährten und allen Anderen für den geleisteten Beistand.

„Wackere Freunde!“ sagte er, „jetzt sehe ich, daß gute Menschen sich in der Welt überall die Hand reichen und einander beistehen.“ — Und er streckte die rechte Hand abermals über den Tisch aus und setzte sich in Rednerpositur: „Ist es nicht,“ schrie er, „ein bedenklicher Umstand, daß Jeder, der nur etwas zu befehlen hat, überall Feder, Dinte und Papier einführen will? Immer die Feder in der Hand! Was ist das nur für ein verwünschter Götzendienst mit der Feder!“

„Ei, Ihr guter Landmann,“ rief einer der Spieler, der eben gewonnen hatte, lachend, „wollt Ihr wohl die Ursache wissen?“

„Laßt hören!“ erwiederte Renzo.

„Die Ursache ist,“ sagte der Andere, „daß die Herren gar zu viel Gänse essen; dadurch bekommen sie so viele Federn, so viele, daß sie suchen müssen, sie auf irgend eine Art wieder los zu werden.“

Alles lachte, nur der nicht, welcher mit ihm spielte und verlor.

„Ei,“ meinte Renzo, „Ihr seyd ja ein Dichter. Giebt es hier auch Dichter? — Sie gedeihen nicht überall! Ich habe auch so eine Ader und manchmal packe ich gar hübsche Sachen aus, ... aber nur, wenn es mir wohl geht.“

Um diese Albernheit Renzo's zu verstehen, muß man wissen, daß das Volk in und um Mailand unter dem Worte Dichter, nicht wie die übrige Welt, einen geweiheten Geist, einen Bewohner des Pindus und Liebling der Musen versteht, sondern einen närrischen, wunderlichen Kauz, der in Allem, was er denkt und thut, mehr Witz und Ungereimtheit als Verstand zeigt. So verdreht die Einfalt des Volkes die Worte und legt ihnen einen, von ihrer ursprünglichen Bedeutung so himmelweit verschiedenen, Sinn unter. Ich frage, was in aller Welt hat ein Dichter mit einem wunderlichen Kauze gemein? — „Die eigentliche Ursache,“ fügte Renzo hinzu, „will ich Euch aber sagen: es ist, weil sie die Feder führen; ihre eigenen Worte schwinden und entfliehen leicht hin, die Worte eines armen Teufels hingegen werden abgewogen und abgewogen, schnell, schnell mit der Feder festgenommen und zu Papiere gebracht und hernach bei schicklicher Gelegenheit zu seinem Nachtheile ausgelegt und angewendet. Es steckt hernach auch noch eine Bosheit dahinter: wollen sie nämlich

so einem armen Teufel eins auswischen, der nichts von ihrem Geschreibe versteht, wohl aber ein wenig .... was weiß ich, ...“ — um sich verständlich zu machen, klopfte er mit der Spitze des Zeigefingers an die Stirne — ... „ja, ein wenig Grütze im Kopfe hat, und bemerken sie, daß er ihre Absichten durchschaut, gleich mengen sie ein paar lateinische Brocken in die Rede, um ihn konfus zu machen, aus der Fassung zu bringen und aus dem Zusammenhange. — Nichts damit! Fort mit den unnützen Formeln! — Heute ist alles recht gut abgemacht worden in schlichtem Italienisch, ohne Feder, Papier und Dinte, und morgen, wenn sich die Leute nur beherrschen lernen, soll's noch besser gehen, ohne irgend wem auch nur ein Haar zu krümmen, nach der strengsten Gerechtigkeit!“

Einstweilen hatten Einige wieder angefangen zu spielen, Andere zu essen, Einige gingen, Andere kamen, der Wirth bediente die einen wie die anderen; was alles in keinem Bezuge mit unserer Geschichte steht. Der Unbekannte schien, ob er gleich nichts weiter hier zu schaffen hatte, nicht weichen zu wollen; er wollte vorher noch ein paar Worte im Geheim mit Renzo sprechen, wandte sich nach ihm zu, fing wieder vom Brode an, und nach einigen Redensarten, wie sie seit Kurzem von Mund zu Mund liefen, sprach auch er seine Meinung aus.

„Hätt' ich zu befehlen," sagte er, „ich wollte die Sachen bald in Gang bringen."

„Nun was würdet Ihr denn da anfangen?" fragte Renzo und sah ihn mit hell glänzenden Augen, den Mund, aufhorchend, ein wenig geöffnet, an.

„Was ich da anfangen würde?" sagte Jener, „ich würde Brod herbei schaffen, für Arme wie für Reiche."

„Schon recht," sagte Renzo.

„Seht, und das würde ich so anfangen: eine billige Taxe, daß Jedermann dabei bestehen könnte: gerechte, gleichmäßige Vertheilung des Brodes, und Letzteres zwar deshalb, weil es gierige Nimmersatte giebt, die gern alles für sich haben möchten und immer nur nehmen und nehmen und aufhäufen, daß es den armen Leuten zuletzt fehlt. Deshalb also Brodvertheilung! Und wie das? Seht! Da erhielte jede Familie, nach Maaßgabe ihrer Mitglieder, einen Schein, gegen den die Bäcker das aufgezeichnete Quantum ausliefern müßten. Mein Brodschein würde demnach etwa folgendergestalt lauten: „Ambrosius Fusella, seines Handwerks ein Schwertfeger, mit Weib und vier Kindern, sämmtlich in dem Alter — wohlverstanden — Brod essen zu können: erhält so und so viel Brod, zahlt dafür so und so viel Soldi, — aber stets der Billigkeit gemäß, stets im Verhältnisse der Kopfzahl. Euer Schein dagegen lautete etwa also: — wie heißt Ihr? —

„Lorenzo Tramaglino," sagte der Jüngling, erpicht auf den Gegenstand des Gesprächs und nicht bedenkend, daß seine Worte sogleich zu Papiere gebracht werden würden.

„Gut," entgegnete der Unbekannte, „aber habt Ihr Frau und Kinder?

„Ich sollte wohl, ... Kinder zwar nicht, ... das wäre ein wenig zu früh, ... aber eine Frau, ... wenn es in der Welt immer nach Recht und Gerechtigkeit zuginge."

„Also seyd Ihr noch unverheirathet. Nun, habt nur Geduld! Aber Ihr bekämt eine geringere Portion."

„Das versteht sich! Wenn ich nun aber, wie ich hoffe, bald .... mit Gottes Hülfe .... kurz, wenn ich eine Frau nähme?"

„Dann bekommt Ihr einen andern Schein und zwei Portionen, wie ich sagte, immer nach Maaßgabe der Kopfzahl," sagte der Unbekannte nnd erhob sich.

„So wäre es recht," rief Renzo und schlug mit der Faust auf den Tisch, „warum giebt man denn nun kein solches Gesetz?"!

„Darauf vermag ich Euch nichts zu antworten; — schlaft indeß recht wohl, ich muß fort, denn meine Frau und Kinder werden schon lange auf mich warten."

„Noch einen Schluck! noch einen Schluck!" rief Renzo, füllte schnell des Unbekannten Glas,

stand auf, packte ihn beim Wams und versuchte, ihn mit Gewalt wieder niederzuziehen: „Thut mir den Gefallen, noch einen Schluck!“

Aber der gute Freund riß sich von ihm los, ließ ihn bitten und zanken, wie er wollte, sagte noch einmal: „Gute Nacht!“ und ging. Renzo rief ihm seine: „gute Nacht!“ nach, als er schon zur Thüre hinaus war, und nahm wieder auf seiner Bank Platz. Er starrte das zweite, gefüllte Glas an, winkte den eben vorübergehenden Aufwärter, als ob er ihm etwas zu sagen habe, herbei, wies auf das Glas und sagte langsam und feierlich, jedes Wort ganz besonders betonend: „seht da, es war für den Ehrenmann eingeschenkt, seht, voll, bis an den Rand voll, wie man es nur einem Freunde einschenken kann, er hat es nicht gewollt. Ich kann nichts dafür, ich habe ihm meinen guten Willen bewiesen; einmal geschehen, darf man es nun aber nicht umkommen lassen.“ Bei diesen Worten ergriff er das Glas und trank es mit einem Zuge aus.

„Ich verstehe!“ sagte der Aufwärter und ging.

„Ach, habt Ihr es auch verstanden?“ entgegnete Renzo, „also muß es doch wahr seyn! wenn die Beweise richtig sind ....!“

Man darf die Wahrheit nicht weniger lieben als wir, um nicht in Versuchung zu kommen, hier die Nachrichten abzubrechen oder zu verfälschen, die dem eigentlichen Helden unserer Geschichte so wenig zur

Ehre gereichen. Indeß können wir zu seiner Entschuldigung anführen, daß er sich zum erstenmal in seinen Leben in diesem Zustande befand, und eben aus der Ursache, daß er nie an Ausschweifungen gewohnt war, lief die gegenwärtige so schlimm ab. Die wenigen Gläser, welche er, gegen seine Art, theils um die Trockenheit seines Mundes zu mindern, theils in einer gewissen Gemüthswallung, in der er an kein Maaß dachte, so hastig hinunter stürzte, waren ihm alsbald zu Kopfe gestiegen, ob sie gleich einen geübteren Trinker gar nicht gerührt haben würden. Hierauf gründen wir die unmaßgebliche Bemerkung: daß ein gemäßigtes, ehrbares Wesen, jemehr es in einem Menschen Wurzel und Grund faßte, desto leichter den Vortheil gewähre, ihm, wenn er einmal fehlte, unmittelbaren Nachtheil, Verdruß und Verlegenheit zu bereiten: so daß er lange Zeit nachher noch daran denken muß, und das geringste Vergehen ihm zur Lehre gereicht.

Wie dem auch immer sey; als dieses erste Uebel Renzo's Gehirn umhüllt hatte, brachten ihn Wein und Worte, jener hinab-, diese hinaufströmend, ohne Regel und Verstand, nach und nach auf den Punkt, wo wir ihn verließen.

Er war sehr redselig geworden; an Zuhörern, oder zum wenigsten an Gegenwärtigen, die er als Zuhörer betrachten konnte, fehlte es nicht, und eine Zeit lang ging es mit dem, was er sagte, noch so so.

Nach und nach verlor er aber die Kraft, seine Redesätze mit einander in Zusammenhang zu bringen; die Gedanken stellten sich ihm nicht mehr klar und bestimmt dar, wurden dunkel und unverständlich; die Worte wurden ihm schwerer auszusprechen, und er sagte ganz andere, als er gedacht hatte. In dieser Verlegenheit nahm er allemal, aus einem der uns so verderblichen, natürlichen Triebe, seine Zuflucht zur Flasche. Welchen Trost kann aber die Flasche Jemandem spenden, der nur halb seiner Sinne mächtig ist!

Wir wollen nur Einiges von dem, was er an diesem verhängnißvollen Abend sprach, wiederholen; was wir verschweigen, ist gar zu sinnlos und unschicklich und würde sich daher in einem gedruckten Buche übel ausnehmen.

„He, Wirth, Wirth!“ fing er wieder an, indem er rings um den Tisch, bis zum Kaminwinkel, nach ihm forschte und ihn oft zu sehen glaubte, wo er nicht war. „Wirth, wo bist Du?“ rief er durch den Lärm der Anderen. „Ich kann es dir noch nicht vergessen, das verdammte Gefrage nach Vor- und Zunamen und Gewerbe. Mir so etwas ....! Es war schlecht von dir gehandelt! Zu was nützt es, wem nützt es, welche tolle Idee, einen armen Teufel zu Papiere zu bringen? Habe ich nicht Recht, Ihr Herren? Die Wirthe sollten es mit ehrlichen Leuten halten! Hörst du, hörst du wohl, Wirth? Richte dich darnach, sey vernünftig! Ihr lacht mich aus?

Ich bin ein wenig müde, aber meine Gründe sind gut. Sprich, wovon lebst Du denn? Doch nur von armen Leuten? Ist's nicht so? — Kommt wohl je einer der großen vornehmen Herren, die solche Befehle geben, zu Dir und näßt sich die Kehle?"

„Das sind nur Wassertrinker!" sagte Einer neben Renzo.

„Sie wollen immer bei Verstande bleiben," fügte ein Anderer hinzu, „um ihre Lügen recht rund zu drehen."

„Aha!" rief Renzo, „jetzt hat der Dichter geredet! Also gebt Ihr mir doch auch Recht. Nun, Wirth, was meinst Du? — Und ist Ferrer, der doch noch der Beste von Allen, wohl jemals hierher gekommen, um eins zu trinken und dir auch nur einen einzigen Quattrin zuzuwenden? Und der Lumpenhund, Don .... halt, ich vergesse mich; — Ferrer und der Pater Chrrr .... das weiß ich, sind ein paar Ehrenmänner, aber es giebt auch wenig genug ihres Gleichen! Die Alten trieben's immer schlimmer als Junge, und die Jungen schlimmer als Alte. Nun, ich bin nur froh, daß kein Blut geflossen ist. Wenn sie das doch immer dem Henker allein überließen! Brod? — Das mochten sie sich immerhin holen. Sie haben mich ganz gehörig gequetscht und gestoßen, ich habe aber auch blaue Flecke zurückgegeben. Es lebe der Ueberfluß! Nun auch Ferrer .... so ein lateinisches Wörtchen .... siès baraòs trapolorum .... Verdammtes

Laster! .... Es lebe die Gerechtigkeit, Brod! .... das sind doch noch Wörter, die was sagen wollen, gerade wie jene, die wir damals schon sagen wollten, als die unglückselige Glocke zu läuten anfing. Wären wir doch nicht geflohen, hätten ihn wieder dran gekriegt, den Herrn Pfarrer .... Ach, was rede ich denn da!" —

Er senkte den Kopf und schien in Nachdenken versunken, seufzte hernach tief auf und erhob die thränenfeuchten Augen mit so furchtbar hervorblitzendem Ingrimme, daß, hätte ihn der erblickt, dem er galt, er davor zurückgeschaudert seyn würde. Die Huldigungen, die man seiner leidenschaftlichen, verrückten Beredsamkeit scherzweise werden ließ, erheiterten ihn ein wenig. Einer sagte zum Andern: hört, hört! Alles wandte sich ihm zu und er ward der Gegenstand der Neugierde der ganzen, sauberen Versammlung. Es waren zwar auch nicht Alle derselben recht bei Verstande, oder vielmehr nicht recht bei Sinnen, keiner jedoch so rein weg, wie der arme Renzo, der noch überdem ein Fremder war. Es machte sich einer um den Andern ein Geschäft daraus, ihn mit plumpen, verkehrten Fragen zu bestürmen und aufzuziehen, mit scheinbarer Verehrung zu verhöhnen. Er hatte in diesem Augenblicke das Ansehen, sich darüber zu ärgern, in jenem sich lustig zu machen, dann ließ er all das Geschrei unbeachtet, sprach von ganz Anderem, fragte oder antwortete, aber stets verkehrt und außer

Zusammenhange. Zum guten Glück verschwieg er nur in dieser Geistesabwesenheit, aus angebornem Instinkte, die Namen, und auch nicht einer trat über seine Lippen. Es würde uns auch tief gekränkt haben, wenn, in Folge seiner Nachlässigkeit, der Name, dem wir doch ein wenig Liebe und Verehrung schenken müssen, über jene rohen Lippen geflossen und zu ihrem häßlichen Gespötte geworden wäre.

Funfzehntes Kapitel.

Dem Wirthe schien der Scherz endlich zu weit zu gehen, er trat zu Renzo, bat die Anderen mit guter Art, ihn in Ruhe zu lassen, nahm ihn beim Arme und bemühete sich, sich ihm verständlich zu machen und ihn zu bewegen, zu Bette zu gehen. Er war aber von dem Kapitel des Namens und Vornamens, der Mandate und braven Burschen lange nicht abzubringen. Endlich machten die immer in sein Ohr wiederholten Worte, „Bett“ und „Schlafen,“ Eindruck, sie machten ihm das Bedürfniß dessen, was sie bedeuteten, fühlbarer und brachten gewissermaßen einige helle Momente in ihn zurück.

Aus dem wenig ihm verbliebenen Verstande schien er dunkel zu erkennen, daß der meiste schon drauf gegangen sey, so wie man wohl nach einer großen Erleuchtung die ausgebrannten Lämpchen bei dem matten Scheine des letzten glimmenden erblickt. Er entschloß sich, stämmte die flachen Hände auf den Tisch, versuchte einigemal aufzustehen, seufzte, schwankte, beim drittenmale endlich brachte er sich mit Hülfe des Wirths auf die Beine. Mit Hülfe des Wirths quetschte er sich dann auch zwischen Tisch und Bank heraus; der Wirth nahm in die eine Hand eine Laterne und führte oder schleppte ihn vielmehr mit der anderen zur Thüre. Da aber wandte sich Renzo, als ihm von allen Seiten laut: gute Nacht! nachgerufen wurde, rasch um und würde, hätte ihn sein Führer nicht recht fest gehalten, umgefallen seyn; er wandte sich um und schrieb und zeichnete mit der einen Hand allerhand Grüße in die Luft.

„Kommt zu Bette! kommt zu Bette!“ sagte der Wirth, und zog ihn weiter zur Thüre hinaus, zog ihn mit größerer Mühe hinauf in einen großen Vorsaal und in das ihm bestimmte Zimmer. Renzo freute sich beim Anblicke des Bettes, sah den Wirth liebäugelnd, bald mit hellfunkelnden, bald wieder mit zufallenden Augen an, versuchte fest zu stehen und griff nach dem Backen des Wirthes, um ihn mit dem vorgestreckten Zeige- und Mittelfinger, zum Zeichen der Freundschaft und Erkenntlichkeit, zu kneipen, was

ihm aber nicht gelang. „Braver Wirth,“ stammelte er dann, „jetzt sehe ich ein, daß Du ein Ehrenmann bist; das ist ein gutes Werk, daß Du einem wackern Burschen ein Bett giebst; aber die verwünschte Namen-Geschichte, die war nicht recht. Zum Glück bin ich, meines Theils, doch auch nicht eben auf den Kopf gefallen.....“

Der Wirth war der Meinung, Renzo könne unmöglich mehr viel von sich wissen, und da er aus mancher Erfahrung wußte, daß der Mensch in einem solchen Zustande sehr geneigt sey, sich gänzlich ohne Rückhalt mitzutheilen, so gedachte er, von diesem Vernunftblicke Nutzen zu ziehen und einen nochmaligen Versuch zu machen. „Mein lieber Sohn,“ sagte er, liebkosend mit Stimme und Miene, „es geschah ja nicht, um Dich zu kränken, noch auszuforschen; aber bedenke nur: das Gesetz ist einmal da, und wir müssen ihm gehorchen, außerdem werden wir gestraft; ist es also nicht besser, zu gehorchen? Und was ist's denn am Ende? — Große Sachen! Nichts als zwei Worte. Nun, nicht um des Gesetzes Willen, um meinet Willen; höre, hier unter uns, unter vier Augen, komm, laß uns unsere Sachen abmachen; sage mir, wie Du heißt und .... und dann gehe in guter Ruh zu Bette.“

„Schurke!“ rief Renzo aus, „Betrüger! Du hörst noch nicht mit Deiner verdammten Namen-Geschichte auf!“

„Schweig, Du närrischer Kerl, geh' zu Bette!“ sagte der Wirth. Aber Jener rief nur lauter: „ich weiß schon, ich weiß schon, du gehörst auch zu dem Bunde. Warte, warte, ich will Dir Deinen Lohn geben!“ und er schrie noch toller, als vorher, nach der Saalthüre: „Ihr Freunde, Ihr Freunde! der Wirth gehört zu der ....“ „Es war ja nur Scherz!“ rief der Wirth Renzo'n zu und stieß ihn zurück, nach dem Bette. „Scherz! Siehst Du denn nicht ein, daß es nur Scherz war?“

„War es nur Scherz? Nun, das ist ein Wort. Hast Du es nur zum Scherze gesagt, ... so wollen wir darüber lachen.“ Und er sank auf das Bette.

„Halt, halt, zieht Euch aus, schnell;“ sagte der Wirth und stand ihm, was auch sehr nöthig war, bei. Als Renzo nun mit Mühe die Jacke ausgezogen hatte, nahm sie der Wirth und durchsuchte sogleich die Taschen, nach dem Geldbeutel. Er fand ihn, und da er bedachte, daß sein Gast am andern Morgen an ganz andere Dinge, als an Zahlung werde zu denken haben, und sein Geld in Hände gerathen dürfte, die keinen Wirth bezahlten, so unternahm er einen Versuch.

„Ihr seyd ein guter Mensch, ein Ehrenmann, nicht wahr?“ sagte er.

„Guter Mensch, Ehrenmann;“ entgegnete Renzo, und mühte sich mit dem Ausziehen ab, indem seine

Finger noch gar nicht mit den Knöpfen fertig werden konnten.

„Gut," fuhr der Wirth fort, „so bezahlt mir jetzt noch Eure kleine Zeche, denn ich muß morgen ganz früh schon in Geschäften ausgehen."

„Recht und billig!" sagte Renzo. „Ich bin ein Schelm, aber ein Ehrenmann. Wo ist denn aber mein Geld? Du, such, such, suche mein Geld!"

„Hier ist es," sagte der Wirth und nahm nun alle seine Gewandtheit, Erfahrung und Geduld zusammen, mit ihm aufs Reine zu kommen und seine Zahlung zu erhalten.

„Nun hilf mir, Wirth, mich auszuziehen;" sagte Renzo. „Ich glaube, ja, ich glaube, ich bin sehr müde."

Der Wirth lieh ihm seine Hülfe, warf ihm noch überdieß die Bettdecke über und sagte, als er schon schnarchte, verächtlich: gute Nacht! Dann, von dem Triebe geleitet, den wir oft hegen, einen Gegenstand unseres Zornes so wohl zu beobachten, wie einen Gegenstand unserer Neigung, was vielleicht nur das Verlangen seyn dürfte, zu wissen, was auf unser Inneres den heftigen Eindruck macht, betrachtete er einen Augenblick den ihm so lästigen Gast, hielt ihm die Laterne vors Gesicht und sich die eine Hand, um nicht geblendet zu werden, vor die Augen; so wie etwa

die am Lager ihres unbekannten Gemahls lauschende Psyche dargestellt wird.

„Du toller Laffe!“ sagte er bei sich zu dem armen Schläfer. „Du bist doch recht darauf losgetappt. Morgen wirst Du wohl erfahren, wie man Gerechtigkeit pflegt. Ihr Narren, die Ihr die Welt umwälzen wollt und nicht einmal wißt, in welcher Himmelsgegend die Sonne aufgeht, richtet doch nur Euch, wie Eure Nächsten, zu Grunde!“

Dies gedacht oder gesagt, zog er die Laterne zurück, ging fort und verschloß hinter sich die Thüre. In der Hausflur wieder angelangt, rufte er seine Frau, hieß ihr, die Kinder unter der Obhut einer Magd zu lassen und statt seiner die Aufsicht über die Küche zu nehmen. „Ich muß wegen eines Fremden ausgehen, der zu meinem Elende hier eingekehrt ist;“ sagte er, erzählte ihr den Vorfall in aller Kürze und fügte hinzu: “hab' auf Alles Acht und sey ja klug an diesem vermaledeiten Tage. Es steckt da drinnen eine Bande, von Natur schon Lästermäuler, vom Trinken um das doppelte aufgeregt, ziehen sie über alles her. Es fehlte weiter nichts, als daß ein Hitzkopf ....“

„Ach! Ich bin ja kein Kind, und weiß auch was zu thun ist. Du hast doch bis jetzt noch keine Ursache gehabt ....“

„Nun ja, nun ja! sieh auch darauf, daß Alle bezahlen und thue nur immer, wenn sie von dem Präsidenten und Ferrer und allen den Herren Zehnern und

Edlen und von Frankreich und Spanien schwatzen und räsonniren, als hörtest du gar nichts; denn widerspricht man ihnen, das läuft oft für den Augenblick schlimm ab, giebt man ihnen aber Recht, das hat schlimme Folgen: überdies weißt du ja auch, daß oft die allerschlimmsten Lästerer..... du verstehst mich! Und kommen gewisse Berathungen aufs Tapet, so wendest den Kopf weg und sagst: Ich komme! als ob man dich irgendwo gerufen habe. Ich will mich schon spuden, recht bald wieder da zu seyn." Sie gingen hierauf beide in die Küche, er sah sich noch einmal rings um, ob vielleicht wieder etwas zu besorgen sey, nahm Hut und Mantel von einem Nagel herab, einen Knittel aus dem Winkel, schärfte der Frau mit einem abermaligen Blicke die gegebenen Verhaltungsregeln ein, und ging. Aber schon, als er sich ankleidete, hatte er den Faden seiner Rede, am Bette des armen Renzo, wieder aufgenommen und fuhr damit unterweges fort.

„Du Starrkopf von einem Bergkletterer!" — Daß Renzo aus dem Gebirge war, hätte er, wenn er auch wollte, nicht verbergen können: Rede, Aussprache, Aussehen, Geberden verriethen es. — „Hatte den ganzen, heillosen Tag mit Schlauheit und Verstand verbracht, und muß der Lump mir am Abend noch den ganzen Brei verderben! Giebt es denn in Mailand weiter kein Wirthshaus, daß dich der Teufel gerade zu mir führen muß? Wär' er nur noch allein gekommen, daß ich heute Abend allenfalls ein Auge

hätte zudrücken und ihm morgen früh die Moral lesen können! — Aber nein, er muß mit einem Andern kommen, und mit wem, mit wem? — mit einem Häscherhauptmanne!“

Dem Wirthe begegneten auf seinem Wege unablässig Einzelne, oder zwei, drei, vier, und ganze Haufen Herumzügler, die die Köpfe zusammensteckten und murrten und zischelten. Auch ein Commando Soldaten marschirte vorüber; er drückte sich bei Seite, schielte nach ihnen hin und sagte zu sich selbst: „die werden sie schon züchtigen, die Tollhäusler. Und du, Schaafskopf! bildetest dir, weil ein paar hundert Kehlen tobten und lärmten, gleich ein, die Welt müsse sich umwälzen; stürztest dich deshalb ins Verderben und wolltest mich auch hineinziehen, du Bube! Ich thue alles, dich zu retten, und du schlechter Kerl hättest mir dafür beinahe das ganze Haus in Aufruhr gesetzt. Jetzt sieh selbst zu, wie du dir heraushilfst, ich bin mir selbst der Nächste. Als wenn ich aus Neugierde nach deinem Namen gefragt hätte! Was kümmert's mich, ob du Hans oder Kunz heißest! Ich bin eben ein so großer Freund von Feder und Papier! Jeder Narr sieht aber mit seinen eigenen Augen. Ich weiß recht gut, daß es Befehle giebt, die nichts sagen wollen, und brauche es mir nicht erst von so Einem aus dem Gebirge sagen zu lassen. Weißt Du denn nicht, Du Laffe, daß die Gesetze gegen die Wirthe gar gehörig ausgeübt werden!

Und willst die Welt umkehren und räsonniren, und weißt nicht, daß, wer seinem Sinne nach leben und die Gesetze verlachen will, vor allen Dingen sie scheinbar ehren muß? Und weißt Du, Hund, denn, was es einem armen Wirthe, er mag Deiner Meinung seyn oder nicht, kosten würde, wollte er, aus Nachsicht mit Deinem Eigensinne, nicht Deinen Namen verlangen? — „„Welcher Gast = oder Hauswirth diesem Befehle auf irgend eine Weise nicht Folge leistet, zahlt dreihundert Scudi:““ Da sitzen die dreihundert Scudi! „„wovon zwei Drittel der königlichen Kammer, ein Drittel aber dem Angeber oder Kläger zu Theil werden;““ ich kann sie besser gebrauchen. Und dann die hübsche Klausel: „„Im Falle der Zahlungsunfähigkeit aber verschuldet er fünfjährige Galeeren=Dienste, oder, nach Willkühr Seiner Excellenz, noch schärfere Geld = oder Körperstrafe!““ Danke gehorsamst für solche Gnaden!“

Bei diesen Worten trat der Wirth in den Pallast des Polizeikapitains. Es ging darin, wie in allen andern Büreaux, sehr geschäftig zu. Ueberall wurden Befehle ausgetheilt und ins Werk gesetzt, fernerem Unheile am nächsten Tage vorzubeugen, den Bösgesinnten den Muth und jeden Vorwand zu neuer Empörung zu nehmen, und die Gewalt in den Händen zu befestigen, die sie zu handhaben verstanden. Rings um das Haus des Oberproviantverwalters wurden Truppen versammelt, die Straßenzugänge überall

verschanzt und verrammelt: allen Bäckern wurde auf das Gemessenste anbefohlen, ohne Aufhören Brod zu backen: nach allen nah gelegenen Orten wurden Kuriere mit dem Befehle abgefertigt, sogleich Getraide zuzufahren: an alle Backöfen Nobili deputirt, vom frühesten Morgen an die Aufsicht bei der Vertheilung zu führen und die Volksmasse durch ihre Gegenwart und Vorstellungen im Zaume zu halten. Um jedoch der Sache erst Gewicht zu geben und dieses Mittel der Güte um so wirksamer zu machen, dachte man daran, auch ein wenig Furcht einzuflößen und irgend einen der Rädelsführer festzunehmen: dies war Sache des Polizeichefs, der, wie man sich denken kann, nicht eben günstig für die Empörung und Empörer gestimmt war. Seine Spione waren, vom Beginn des Tumultes an, geschäftig, und eben jener listige Ambrosius Fusella, wie der Wirth schon sagte, ein verkleideter Häscher, ward ausgesandt, irgend wen auf der That zu betreffen, zu verfolgen und sich seiner zu versichern, damit man ihn unter dem Schutze der Nacht oder am andern Tage einstecken könne. Er hörte ein paar Worte von Renzo's Rede, war sogleich überzeugt, daß er hier seinen Mann gefunden habe, und als er erfuhr, daß derselbe in Mailand ganz und gar fremd sey, beschloß er, ihn ohne Weiteres in den Kerker, als das sicherste Gasthaus der ganzen Stadt, zu führen. Wir wissen, wie diese Absicht vereitelt wurde. Demohngeachtet brachte er Vor- und Zu-

namen, Vaterland und eine Menge anderer Notizen und Vermuthungen mit heim; und als der Wirth ankam und seinen Bericht erstattete, wußte man schon mehr als er selbst. Er trat in das Verhörzimmer und sagte aus: es sey ein Fremder bei ihm eingekehrt und wolle durchaus seinen Namen nicht nennen.

„Ihr habt Eure Pflicht gethan, und ihn darum gefragt," sagte ein Criminalnotar und legte die Feder hin, „wir wissen es schon."

„Ein großes Geheimniß!" dachte der Wirth; „dazu gehört nicht viel!"

„Wir wissen auch schon," fuhr der Notar fort, „wie der Mensch heißt."

„Was der Teufel! wie haben sie denn das angedreht?" dachte der Wirth diesmal.

„Aber," fuhr jener abermals mit ernster Miene fort, „Ihr verschweigt uns Etwas."

„Was sollte ich denn noch zu sagen haben?"

„Wir wissen sehr wohl, daß eben dieser Mensch eine Menge gestohlnes, geraubtes und durch Lug und Trug erworbenes Brod in Euer Haus geschleppt hat."

„Wenn Einer mit einem Brode in der Tasche ankommt, wie kann ich wissen, wo er es her hat? Ich kann eidlich bekräftigen, daß ich nur ein einziges Brod bei ihm gesehen habe."

„Ja, nur immer entschuldigt und bemäntelt!

Wer Euch hört, möchte meinen, es wären Alle die rechtlichsten Leute. Wie wollt Ihr beweisen, daß dies Brod auf rechte Weise in seinen Besitz kam?“

„Was soll ich denn beweisen? Ich habe ja nichts damit zu thun? Ich mache den Gastwirth.“

„Zum wenigsten könnt Ihr doch nicht läugnen. daß dieser Euer Kundmann die Verwegenheit gehabt hat, die Gesetze öffentlich zu schmähen und gegen das Wappen Seiner Excellenz beschimpfende Reden auszustoßen?“

„Mit Euer Gnaden Erlaubniß! Wie kann ein Mensch, den ich zum erstenmal in meinem Leben sehe, mein Kundmann heißen? Er hat, mit Respekt zu sagen, den Teufel in meinem Hause losgelassen; und wenn ich ihn kennte, Euer Gnaden, was brauchte ich denn da erst um seinen Namen zu fragen?“

„Aber in Eurem Gasthause, in Eurer Gegenwart sind hochverrätherische Reden geführt worden, verwegene, verführerische Anschläge abgekartet; man hat gemurrt, geschrien, geklagt.“

„Wie können Euer Gnaden glauben, daß ich auf alle das tolle Zeug, was so viele Schwätzer alle zugleich herausschreien, hören werde? Ich muß auf mein Interesse bedacht seyn, denn ich bin ein armer Mann. Gnaden wissen wohl: wie man's treibt, so geht's. Wenn man Grundsätze hat ....“

„Gut, gut, laßt sie nur thun und reden; morgen werdet Ihr schon sehen, ob ihnen die Possen noch gefallen. He, was meint Ihr dazu?“

„Ich meine gar nichts.“

„Ob der Pöbel wohl Herr über Mailand geworden sey?“

„Ja, ja!“

„Nun, es wird sich finden, es wird sich finden.“

„Ich verstehe schon: der König ist immer König; wer schuldig ist, ist schuldig; ein armer Familien-Vater wird also wohl keine besondere Lust haben, schuldig zu werden. Wer herrscht, hat die Macht, und wer sie hat, dem gebührt sie.“

„Sind noch viele Leute bei Euch im Hause?“

„Eine Unzahl.“

„Und was treibt denn Euer Kundmann? Lärmt und tobt er noch und wiegelt auf und verführt Andere?“

„Der Fremde, wollen Euer Gnaden sagen, liegt im Bette.“

„So, so, habt also viele Gäste? .... Nun, daß Ihr ihn nicht entwischen laßt!“

— „Bin ich denn Euer Häscher?“ dachte der Wirth; sagte aber weder Nein noch Ja.

„Geht nach Hause und verhaltet Euch klug,“ sprach der Notar weiter.

„Ich habe mich immer klug verhalten. Euer Gnaden wissen selbst, ob ich meiner Obrigkeit jemals ein Aergerniß gegeben habe.“

„Schon gut, schon gut; glaubt nur nicht etwa, daß die Obrigkeit keine Gewalt mehr habe.“

„Ich? Um des Himmels Willen! Ich glaube nichts, gar nichts. Ich bin Wirth und bediene meine Gäste.“

„Ueber die ewige Leier! Habt Ihr denn gar nichts weiter zu sagen?“

„Was soll ich sonst sagen, Euer Gnaden? die Wahrheit ist einfach.“

„Gut, für diesmal genügt uns, was Ihr ausgesagt habt; in Zukunft werdet Ihr Eurer Obrigkeit aber genaueren Bericht von solchen Fällen erstatten, wenn sie es verlangt.“

„Was soll ich Genaueres aussagen? Ich weiß nichts. Ich habe kaum Verstand genug, meine eignen Angelegenheiten in Ordnung zu halten.“

„Hütet Euch nur, ihn nicht entwischen zu lassen.“

„Ich hoffe, der gnädige Herr Kapitain wird mit meinem Pflichteifer zufrieden seyn. Ich küsse Seiner Gnaden die Hände.“

Als es Tag wurde, hatte Renzo etwa sieben Stunden geschlafen und noch lange nicht ausgeschlafen, als ihn zweimaliges, derbes Rütteln an beiden Armen und der an den Füßen des Bettes ertönende Ruf: „Lorenzo Tramaglino!“ erweckten. Er regte sich, dehnte die Arme, öffnete mühsam die Augen und sah dicht vor sich am Bette einen schwarz gekleideten Mann und zwei Bewaffnete, einen rechts, den andern links vom Kopfkissen. Erstaunt, erst halb wach und noch halb trunken, lag er einen Augenblick wie bezaubert,

glaubte zu träumen, und wandte sich, da der Traum nicht angenehm war, nach der anderen Seite, um fortzuschlafen.“

„Nun, habt Ihr endlich gehört, Lorenzo Tramaglino?“ sagte der schwarzgekleidete Mann, der Notar vom vorigen Abend. „Auf, auf, steht auf, kommt mit uns!“

„Lorenzo Tramaglino!“ rief Renzo, „was soll das heißen? Was wollt Ihr von mir? Woher wißt Ihr meinen Namen?“

„Nicht geschwatzt, aufgestanden, rasch!“ sagte einer der Sbirren neben ihm, und schüttelte ihn nochmals beim Arme.

„Welche Gewaltthätigkeiten!“ rief Renzo, seinen Arm zurückziehend; „Wirth, he, Wirth!“

„Sollen wir ihn im Hemde forttragen?“ fragte derselbe Sbirre den Notar?“

„Hört Ihr wohl?“ sagte dieser zu Renzo; „es geschieht, wenn Ihr nicht gleich aufsteht und mit uns kommt!“

„Warum denn?“ fragte Renzo.

„Das Warum wird Euch der Herr Polizeikapitain schon sagen.“

„Mir? ich bin ein Ehrenmann; ich habe nichts verbrochen, ich begreife nicht....“

„Desto besser für Euch. So wird man Euch nach zwei Worten wieder frei und Eures Weges gehen lassen.“

„Laßt mich jetzt gehen," sagte Renzo, „ich habe nichts mit der Polizei zu schaffen."

„Greif zu," sagte ein Sbirre zum anderen, „wollen ein Ende machen!"

„Sollen wir ihn so forttragen?" fragte der Andere.

„Lorenzo Tramaglino!" rief der Notar.

„Woher wißt Ihr meinen Namen, Herr?"

„Thut Eure Schuldigkeit," sagte der Notar zu den Sbirren, die alsbald Hand an Renzo legten, um ihn aus dem Bette zu zerren.

„Halt! rührt einen Ehrenmann nicht an, der .... Ich kann mich allein anziehen."

„So zieht Euch an, steht auf!" sagte der Notar.

„Ich thue es," antwortete Renzo, suchte wirklich die hie und da, wie Trümmer eines gestrandeten Schiffes, umherliegenden Kleidungsstücke, zusammen und fuhr, indem er sie anlegte, zu reden fort: „Aber ich will nicht zum Polizeikapitain. Ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Man beleidigt mich, man thut mir Unrecht; ich will zu Ferrer. Den kenne ich, weiß, daß er eine Ehrenmann ist, bin ihm gefällig gewesen."

„Ja, ja, mein Sohn, man soll Dich zu Ferrer führen;" entgegnete der Notar. Er würde unter anderen Umständen über ein solches Verlangen herzlich gelacht haben; jetzt war es aber nicht an der Zeit. Schon beim Herwege hatte er Bewegung in den Straßen wahrgenommen und wußte nur nicht recht: wa-

ren es die Folgen der noch nicht ganz unterdrückten, oder die Anzeichen neuer Empörung. Ueberall kamen Bürger hervor, beredeten sich, rotteten sich zusammen, blieben überall haufenweise stehen. Jetzt lauschte er, ohne es sich so wenig wie möglich merken zu lassen, und es war ihm, als wachse der Lärm immer mehr an. Eile war höchst nöthig. Er hätte aber Renzo'n gern gutwillig abgeführt, weil, wenn es nicht geschah, er gewärtig seyn mußte, unterwegs von Uebermacht angegriffen zu werden und ihr zu unterliegen. Er winkte also den Sbirren, dem Jünglinge Zeit zu lassen und ihn nicht zu erbittern, und suchte seinerseits, ihn so viel als möglich zufrieden zu stellen. Während Renzo sich nun gemächlich anzog, erinnerte er sich nach und nach aller der wüsten Ereignisse des vergangenen Tages und kam allerdings auf den Gedanken, daß die Namengeschichte und seine geführten Reden Ursache des ganzen Unheils seyn müßten. Woher wußte man aber nur seinen Namen? Und was war denn in dieser Nacht vorgefallen, daß die Polizei wieder auf so sichern Füßen stand und Hand an einen der braven Burschen zu legen wagte, die am Tage vorher so viel zu sagen hatten, und denen man doch nicht so mitspielen durfte? Auch Renzo vernahm das auf den Straßen anwachsende Toben, sah den Notar an und erkannte bald die Unschlüssigkeit, in der sich derselbe befand und die er umsonst zu verbergen strebte. Um nun seine Zweifel zu klären

und Gewißheit zu erhalten, zugleich aber auch, um Zeit zu gewinnen und seine Rettung zu versuchen, sagte er: „ich sehe nun wohl ein, was an Allem Schuld ist: die Geschichte mit den Namen. Ich gestehe, ich war gestern Abend ein wenig lustig und guter Dinge; die Wirthe haben manchmal solche verteufelte Weine, und man weiß, daß, wenn man manchmal ein Glas zu viel trank, wie man zu sagen pflegt, der Wein aus dem Menschen spricht. Ist es nur das, so bin ich jetzt bereit, dem Befehle in Allem nachzukommen. Ihr wißt ja aber schon meinen Namen? wer hat ihn Euch denn genannt?“

„Brav, mein Sohn, brav!“ entgegnete der Notar geschmeidig. „Ich sehe, Ihr seyd vernünftig; glaubt mir, der sich darauf versteht, Ihr seyd klüger als alle die Anderen. Das ist die beste Art, Euch bald erlöst zu sehen; wenn Ihr Euch so benehmt, so habt Ihr nach den ersten Worten Eure Freiheit wieder. Aber seht, mein Sohn, mir sind die Hände gebunden, ich kann Euch nicht, wie ich auch gern wollte, freilassen. Kommt, haltet Euch dazu und seyd gutes Muthes. Wenn sie Euch nur erst gesehen haben und ich ihnen habe sagen können.... laßt mich nur machen.... ich will schon .... rasch, rasch, lieber Sohn!“

„Ja ich verstehe wohl, Ihr könnt nicht....“ sagte Renzo, sich ankleidend und mit Geberden die Geberden der Häscher verneinend, die ihm, damit

es schneller gehe, andeuteten, ihm helfen zu wollen. „Gehen wir über den Domplatz?“ fragte er dann den Notar.

„Wie Ihr wollt. Wir schlagen den kürzesten Weg ein, damit Ihr desto eher wieder frei werdet,“ sagte Jener, im Herzen hoch erzürnt, diese geheimnißvolle Frage Renzo's, die ein Thema zu hundert peinlichen Fragen werden konnte, unbenutzt vorüber lassen zu müssen.

„Wenn nur Einer zum Unglücke geboren ist!“ — dachte er — „Kommt mir da einmal Einer in die Hände, bei dem, es liegt am Tage, nichts verlangt wird, als ein wenig Geduld und süße Worte, um ihn extra formam, wie in der Schule, und im bloßen Gespräche beichten zu lassen, was man nur haben will; Einer, den man schon verhört und gerichtet, ohne daß er selbst ein Wort davon wüßte, ins Gefängniß bringen könnte. — Und diesen herrlichen Fang muß ich gerade in so einem unglückseligen Augenblicke thun. Nun,“ dachte er weiter und horchte, den Kopf zurückgebogen, auf, „hier hilft weiter nichts, hier giebt's keinen Ausweg, es kann wahrhaftig ein schlimmerer Tag als gestern werden.“ —

Was ihn besonders auf diesen Gedanken brachte, war ein gewaltiger Lärm auf der Straße. Er konnte sich nicht enthalten, den Laden zu öffnen und einen Blick hinab zu thun. Es war ein Haufen Bürger,

dem die Patrouille befohlen hatte, sich zu trennen, und der denn auch, nach einigen Weigerungen, wirklich murrend und brummend auseinander ging. Den Notar erschreckte aber die ungemeine Mäßigung, mit der die Soldaten zu Werke schritten. Er schloß den Laden wieder und sann einige Augenblicke nach, ob er die Sache zu Ende führen oder Renzo'n unter Aufsicht der Häscher lassen und selbst wieder zum Polizeikapitain zurücklaufen solle, das Ereigniß zu berichten. — „Aber," dachte er dann, „sie werden mich einen Dummkopf, einen Feigling schelten, der seinen Instruktionen hätte Folge leisten sollen. Ich habe a gesagt und muß auch b sagen. Verdammte Eile! Verwünschtes Handwerk!"

Renzo war fertig; die beiden Häscher nahmen ihn in die Mitte, und der Notar winkte ihnen, gelinde mit ihm umzugehen. Zu Renzo sagte er: „Muth, mein Sohn, und Gehorsam; rasch, wir haben Eile!"

Renzo hörte, sah und sann. Er war bis auf das Wams, was er in der einen Hand hielt, angekleidet; mit der anderen Hand durchsuchte er die Taschen.

„Ach!" sagte er, den Notar mit bedeutendem Blicke ansehend, „hier waren Soldi und ein Brief, mein Herr!"

„Es wird Euch alles zurückgegeben werden," entgegnete der Notar, „wenn die wenigen Formalitäten vorüber sind. Kommt, kommt!"

„Nein, nein, nein!“ sagte Renzo, kopfschüttelnd, „das geht nicht so, ich will mein Eigenthum wieder haben, mein Herr. Ich werde meine Handlungen verantworten; aber ich will auch mein Eigenthum.“

„Als Beweis, daß ich Euch vertraue: hier ist es; nun kommt aber schnell,“ sagte der Notar, griff in die Brusttasche, langte mit einem Seufzer die Sachen heraus und gab sie zurück.

Renzo steckte sie wieder ein und murmelte zwischen den Zähnen: „Es ist natürlich; wer so viel mit Spitzbuben zu thun hat, muß sich aufs Handwerk verstehen.“ Die Sbirren konnten nicht mehr an sich halten, aber der Notar zähmte sie mit einem Blicke und dachte nur: „Hast Du nur erst einen Fuß über unsere Schwelle gesetzt, sollst es mir schon mit Wucher bezahlen, sollst alles entgelten.“

Während Renzo die Jacke anzog und seinen Hut zur Hand nahm, hatte der Notar dem einen Sbirren gewinkt, vorauszugehen, dann kam Renzo, der andere Sbirre hinter ihm, der Notar zuletzt. Sie traten in die Küche, Renzo fragte: „Wohin hat sich denn der saubere Wirth verkrochen?“ der Notar winkte den Sbirren von Neuem, sie ergriffen jeder eine Hand des Jünglings und legten ihnen, mit der außerordentlichsten Gewandtheit, im Nu, gewisse Maschinen an, die, nach einem abscheulichen Euphemismus, Manschetten hießen. Sie bestanden (es thut uns leid, hier

der geschichtlichen Würde, zu Gunsten nöthiger Klarheit, etwas vergeben zu müssen) aus zwei Stricken, etwas länger als der gewöhnliche Umfang eines Handgelenkes, an beiden Enden mit kleinen Stücken Holz, die als Knebel dienten, versehen. Der Strick wurde um das Handgelenk des Missethäters gewunden, und die Sbirren zogen sich ihn zwischen den Mittel- und Goldfingern hindurch, und hielten die Hölzer dergestalt in der Hand verschränkt, daß sie, wenn der Gefangene den Strick abzudrehen versuchte, sich nur fester zusammenzogen und ihn sonach nicht blos festhielten, sondern Widerspenstige auch zugleich marterten. Um die Wirkung noch unfehlbarer zu machen, waren die Stricke mit Knoten versehen.

Renzo sträubt sich, schreit: „Welche Behandlung! Einem Ehrenmanne....?“ Der Notar hatte für jeden Vorfall der Art seine besänftigenden, guten Worte bereit: „Geduld, Geduld,“ sagte er, „sie thun ihre Schuldigkeit. Was wollt Ihr denn? das ist ja nur der Form halber; wir dürfen die Leute ja nicht nach unserm Herzen behandeln. Wollten wir nicht thun, was uns befohlen ist, so würde es uns schön ergehen, schlimmer als Euch. Habt nur Geduld.“ Indem er sprach, drehten die beiden Häscher die Manschetten einmal herum, Renzo meisterte sich wie ein wildes Pferd, das sich das Maul vom Gebisse zusammengezogen fühlt, und rief: „Geduld!“

„Wackerer Bursche!“ sagte der Notar, „das ist die beste Art, Euch zu benehmen und Eure Sache gut zu Ende zu bringen. Was wollt Ihr? Lästig ist's wohl, das sehe ich selbst ein; führt Ihr Euch aber gut auf, so seyd Ihr im Augenblicke wieder frei. Und da ich sehe, daß Ihr vernünftig seyd, da ich Euch so wohl will und gern helfen möchte, so will ich Euch, zu Eurem eigenen Besten, noch einen Rath geben, denn ich bin in solchen Dingen erfahren: geht immer gerade aus, ohne Euch umzusehen und auf etwas zu achten; so achtet auch Niemand auf Euch, Niemand weiß, wie es mit Euch steht, und Ihr rettet Eure Ehre. Binnen hier und einer Stunde seyd Ihr frei; es giebt so viel zu thun, daß ihnen selbst darum zu thun seyn wird, die Sache bald abzumachen. Ich will auch schon.... Ihr geht dann wieder Eurer Wege und Niemand weiß, daß ihr mit der Polizei zu thun hättet. Und Ihr,“ sagte er mit strenger Miene zu den beiden Häschern, „hütet Euch, ihm auch nur im Geringsten wehe zu thun: ich beschütze ihn! Ihr thut Eure Pflicht, habt aber zu bedenken, daß dies ein Ehrenmann, ein höflicher, junger Mensch ist, der in Kurzem wieder auf freiem Fuße stehen wird, und dessen Ehre man zu erhalten suchen muß. Es darf nicht anders aussehen, als wäret Ihr drei ehrbare Leute, die spatzieren gingen!“ Mit Donnerstimme und finster zusammengezogenen Augenbrauen schloß er: „Ihr habt mich doch verstanden?“ wandte sich

Bayerische Staatsbibliothek München

dann zu Renzo zurück, mit gänzlich umgewandeltem, freundlichem Gesichte, das zu sagen schien: „Ach, wir sind ja gute Freunde!“ und raunte ihm traulich zu: „Seyd verständig, folgt meinem Beispiele, seht Euch nicht um, traut mir, der Euch wohl will, und kommt nun.“ — Der Zug setzte sich in Bewegung.

Ob Renzo wohl von allen den schönen Worten kein einziges glaubte: weder, daß der Notar ihm mehr als den Sbirren wohl wolle, noch daß er ihm gern helfen wolle, noch seine Ehre ihm so sehr am Herzen liege; so begriff er sehr wohl, daß der gute Mann fürchtete, er möge unterweges irgend eine Gelegenheit zur Flucht haben, und daß er, dem vorzubeugen, besagte Mittel ersann. So dienten denn auch alle Ermahnungen nur, Renzo's Entschluß zum Gegentheile zu bestärken.

Es wird Niemand daraus folgern, daß der Notar ein unerfahrner Neuling, als Gauner, gewesen sey. Er war, ob er sich gleich hierin täuschte, doch der allerdurchtriebenste Schelm, nur in diesem Augenblicke gerade etwas unruhig. Wäre er bei ruhigem Verstande gewesen, so, kann ich versichern, würde sich Niemand mehr als er über den haben lustig machen können, der, in einer für den Andern verdächtigen Sache, denselben mit Schmeichelworten, warmen Versicherungen und dem erbärmlichen Kunstgriffe freundschaftlichen, uneigennützigen Rathes, zugeredet hätte. Die Menschen sind aber im Allgemei-

nen geneigt, im ängstlichen, fürchtenden Zustande, wenn ein Anderer sie durch irgend etwas daraus erlösen kann, ihn inständigst, wiederholt und unter allem nur erdenklichen Vorwande darum zu ersuchen; selbst Spitzbuben erliegen, in Angst und Schrecken, diesem Naturgesetze und spielen aus eben dieser Ursache in diesem Falle gewöhnlich eine so jämmerliche Figur. Ihr ganzer Reichthum an Erfindungen, alle die Kniffe und Pfiffe, mit denen sie immer siegreich ihre Absichten durchführen, die ihnen fast zur andern Natur geworden sind und, zu rechter Zeit, mit ruhigem Muthe und der so höchst nöthigen, heiteren Gemüthsstimmung angewendet, sicher, heimlich und unbemerkt treffen und allgemeine Bewunderung erregen müssen, alle diese Erfindungen, Kniffe und Pfiffe, setzen sie dieselben angsterfüllt und deshalb zu hastig und ungeregelt ins Werk, sind ihnen durchaus nutzlos, und zwar in solchem Grade, daß, gewahrt sie ein Fremder in diesem Zustande des Abmühens und vergeblichen Strebens, er nothwendig zum Lachen erregt werden muß. Was sie aber auch dann vornehmen, dient nur, so wenig sie es selbst wissen, ihr ganzes Spiel, ihre Kunstgriffe blos zu geben. Deshalb ist und bleibt es für jede Art Schelme und Gauner die erste Grundregel, immer bei kaltem Blute zu bleiben und sich niemals einschüchtern zu lassen.

Sie waren kaum auf der Straße, als Renzo sich

auch nach allen Seiten umsah, sich durch seine Geberden bemerkbar machte, den Kopf hoch erhob und überall hin horchte. Es war eben noch kein bedeutender Auflauf, und obschon man jedem Vorübergehenden an den Augen absehen konnte, was er im Schilde führe, so ging doch Jeder ruhig seines Weges, und von eigentlichem Aufruhre war noch keine Spur.

„Seyd vernünftig, seyd vernünftig!“ zischelte der Notar Renzo'n immer über die Schultern: „Euer guter Ruf, Eure Ehre, mein Sohn!“ Als Renzo aber drei Männer mit ergrimmten Gesichtern kommen sah und, aufhorchend, vernahm, daß sie von Backöfen, verborgenen Mehlvorräthen und Gerechtigkeit sprachen, fing er an, ihnen mit den Augen zuzuwinken und auf eine gewisse Art zu husten, wie es eben keine Erkältung mit sich bringt. Jene Leute wurden auf die vier Wanderer aufmersam und blieben stehen; mit ihnen blieben noch Andere stehen, die vorbeigingen; Andere, schon Vorbeigegangene, sahen sich um, oder kamen zurück, bisberten untereinander und steckten sich Zinken.

„Seht Euch vor, seyd vernünftig, Freund, Ihr macht Eure Sache nur schlimmer, verderbt wieder Eure gute Aufführung, verderbt Eure Ehre, Euren guten Ruf!“ murmelte der Notar. Renzo trieb es noch ärger. Die Sbirren beriethen sich heimlich, was zu

thun sey und — der Mensch kann sich irren. — drehten die Manschetten fester.

„Au weh, au weh, au weh!“ schrie der Gequälte. Die Menge drängte sich näher, von allen Seiten liefen mehre herzu und der Weg ward gesperrt.

„Es ist ein Verbrecher,“ sagte der Notar leise zu den Nächsten, ein Missethäter, auf frischer That gefangen; weicht aus, legt der Gerechtigkeit kein Hinderniß in den Weg!“

Renzo nahm aber die Gelegenheit wahr, er sah die Sbirren erbleichen, oder zum wenigsten in Verlegenheit, dachte: „Helfe ich mir jetzt nicht, so ist's meine Schuld!“ und erhob laut seine Stimme: „Sie haben mich festgenommen, Brüder, weil ich gestern: Brod und Gerechtigkeit, geschrien habe! Ich habe nichts verbrochen, bin ein Ehrenmann, helft mir, verlaßt mich nicht, Brüder!“

Günstiges Gemurmel, lauteres Geschrei für ihn. Die Sbirren drohen anfänglich, bitten, beschwören die Umstehenden, auszuweichen und sie durchzulassen, aber die Volksmenge wird nur dichter und dichter. Als sie den schlimmen Ausgang gewahrten, ließen sie die Manschetten im Stiche, dachten nur daran, sich unbemerkt aus dem Staube zu machen. Der Notar wünschte sehnlich ihnen folgen zu können, aber der schwarze Rock machte es bei weitem beschwerlicher. Bleich, von Entsetzen durchdrungen, wankte und bebte der arme Mann hin und her, um sich einen Aus-

weg zu verschaffen; wohin er nur die Augen aufschlug, sah er wenigstens zwanzig vor sich stehen. Er gab sich alle ersinnliche Mühe, als ein zufällig vorbeigegangner Fremder zu erscheinen, der von der Menge, wie ein Strohhalm vom Eise, sey umschlossen worden, und als er gerade dicht vor einem zu stehen kam, der ihn grimmiger als andere ansah, zwang er sich ein Lächeln ab und fragte mit der einfältigsten Miene: „Was ist denn hier los?“

„Hu, hu, ein Rabe!“ erwiederte Jener. „Ein Rabe, ein Rabe!“ wiederholte man rings umher. Dem Geschreie gesellten sich Stöße, bald war er, halb gelaufen, halb geschleudert, seinem innigsten Wunsche gemäß, aus der Klemme.

Sechszehntes Kapitel.

„Flieht, flieht, guter Mann, hier ist ein Kloster, dort eine Kirche, hierhin, dorthin!“ So schrie man Renzo'n von allen Seiten zu. Was das Fliehen betraf, so wird man wohl glauben, daß es nicht nöthig war, ihm lange zuzureden. Er hatte von dem Augenblicke an, wo er Hoffnung faßte, den Klauen der Gerechtigkeit zu entkommen, angefangen, seine

Rechnung zu machen und beschlossen, glückte es ihm, ohne Verzug nicht blos aus der Stadt, sondern aus dem ganzen Herzogthume zu entfliehen. „Mein Name," dachte er, „steht in ihren Büchern, der Teufel mag ihnen nun, auf welche Art es sey, dazu verholfen haben; mit Vor- und Zunamen können sie mich überall ausfindig machen. Deshalb kann ich nur in der weitesten Ferne ein Asyl finden, und es ist doch immer besser, ein Vogel im Walde, als im Käfig zu seyn." — Er hatte jenes Dorf im Gebiete von Bergamo, wo sein Vetter Bartolo ansäßig war, und wohin er schon früher, wie wir wissen, sich zu wenden beabsichtigte, zu seinem Zufluchtsorte ersehen, wußte aber weder den Weg dahin zu finden noch, durch welches Thor man nach Bergamo gehe und, hätte er auch dies gewußt, wußte er wiederum das Thor selbst nicht zu finden. Anfänglich wollte er seine Befreier fragen; da ihm aber schon während der kurzen Zeit, die er bis jetzt hatte, über sich nachzusinnen, sonderbare Gedanken über den gefälligen Schwertfeger, den Vater von vier Kindern, in den Kopf gekommen waren, so wollte er seine Absichten doch nicht einer so großen Menschenmenge, unter der mancher andere seines Schlages seyn könne, geradezu anvertrauen. Er entschied sich daher für die eiligste Flucht von diesem Orte, um wo anders, wo Niemand ihn und seine Absichten kenne, den Weg zu erfragen. Er dankte seinen Befreiern einmal über das andere,

segnete sie tausendmal, lief durch das Gewühl, was ihm überall wich, auf und davon, durch ein Gäßchen, eine Straße entlang, immer im vollsten Trabe, ohne zu wissen wohin. Als er sich fern genug glaubte, nahm er sich ein wenig mehr Zeit, um kein weiteres Aufsehen zu erregen, forschte nach irgend Jemand, dessen Aeußeres ihm Vertrauen und Muth einflößte. Aber auch hier keimte Aufruhr; die Frage war an und für sich verdächtig, die Zeit drängte, die Sbirren hatten sicherlich — vom ersten Schrecken zurückgekommen — der Spur ihres Flüchtlings wieder nachzuspähen begonnen; Kunde von der Flucht selbst konnte schon bis hierher gedrungen seyn und er mußte, in dieser Eile, vielleicht lange, lange suchen, ehe er ein ehrliches Gesicht gewahrte. Der Schmeerbauch, der dort vor seinem Laden stand, die Hände auf dem Rükken, den Leib vorgepreßt, das Kinn, von dem ein großer Kropf herabhing, erhoben, der von Zeit zu Zeit seine ungeheure Fettmasse auf den Fußspitzen lasten ließ und wieder auf die flachen Sohlen herabsenkte, sah so unverschämt neugierig aus, daß er gewiß, statt zu antworten, nur gefragt hätte. Jener Andere mit den stieren Augen, den hängenden Lippen, schien nicht allein ungeeignet, Anderen rasch und richtig den Weg zu weisen, sondern auch seines eigenen sich kaum bewußt. Jener junge Mensch mochte wohl aufgeräumt, aber auch boshaft genug seyn und hätte leicht ein Vergnügen daran nehmen können, einen

armen Fremden gerade den entgegengesetzten Weg, als welchen er einschlagen wolle, zu schicken. — Befindet sich Jemand einmal in einer Verlegenheit, so geräth er bald in hundert andere. Renzo bemerkte endlich einen sehr eilig Nahenden, bildete sich ein, daß er wahrscheinlich ein dringendes Geschäft habe, also ohne Umschweife und um sich des Fragers nur zu entledigen, schnell antworten werde, und da er überdies hörte, daß er laut mit sich selbst sprach, glaubte er ihn auch für aufrichtig halten zu dürfen.

„Um Vergebung, mein lieber Herr!“ redete er ihn an, „durch welches Thor führt der Weg nach Bergamo?“

„Nach Bergamo? durch die Porta orientale.“

„Vielen Dank, mein Herr, wie gelange ich aber zu der Porta orientale?“

„Müßt hier links ab, schräg über den Domplatz gehen, dann ....“

„Schon gut, lieber Herr, von da an weiß ich mich zu finden. Gott grüß Euch!“

Er lief eilig auf dem bezeichneten Wege weiter. Der Andere sah ihm einen Augenblick nach, stellte die Art zu fragen mit der Art zu gehen zusammen und sagte bei sich: „Entweder hat der Jemanden etwas gethan, oder Jemand will ihm etwas thun.“

Renzo gelangte zum Domplatze, lief quer darüber, einem Aschen- und Kohlenhaufen vorüber, erkannte in ihm die Ueberreste der Plünderung, deren Augen-

zeuge er am vorigen Tage war, den Stufen entlang, sah den Krücken-Ofen abseits, halb verwüstet, von Soldaten bewacht, verlor ihn aus den Augen, kam Angesichts des Kapuzinerklosters, warf einen flüchtigen Blick auf den kleinen Platz und die Kirchthüre und sagte mit einem Seufzer: „Er gab mir doch einen guten Rath, der Mönch von gestern, wäre ich nur, nach ihm, in die Kirche gegangen und hätte ein gutes Werk gestiftet!!“

Er blieb einen Augenblick stehen, sah nach dem fernen Thore; es war stark bewacht, seine Phantasie — wie wohl natürlich — sehr erhitzt, und er zauderte, darauf loszugehen. Sicherem Zufluchtsorte, wo ihm der Brief guten Empfang bereitete, nahe, dachte er stark daran, ihn zu benutzen; doch faßte er Muth, dachte: „dem Vogel ist nur im Walde, in der Freiheit wohl, wer kennt mich hier? die Sbirren werden sich meinetwegen nicht an alle Thore vertheilt haben.“ Er sieht sich um, daß er auch nicht etwa verfolgt werde, sieht Niemand, der sich um ihn im Geringsten zu bekümmern schiene, geht näher, hält die tüchtigen Beine, die nur immer laufen wollten, so lange an, als langsamgehen rathsam, und gelangt mit gemächlichem Schritte, pfeifend, zum Thore. Es war mit einer starken Schaar Zolleinnehmer und spanischer Soldaten besetzt, sie standen in der Richtung nach außen, um alle zurückzuweisen, die, von der Nachricht neuer Empörung herbeigelockt, nichts weiter

in der Stadt suchten, als was Geier und Raben auf einem Schlachtfelde. Demüthig, mit niedergeschlagenen Augen, einem Gange, halb dem eines Spaziergängers, halb dem eines Reisenden gleich, wanderte Renzo, ohne von Jemand angehalten zu werden, mit hochklopfendem Herzen hinaus.

Er schlug, die Hauptstraße meidend, einen rechts ablaufenden Fußweg ein, wagte lange nicht, auch nur einmal zurückzusehen.

Er wanderte immer weiter, vor Meiereien und Dörfern vorüber, ohne jemals nach ihren Namen zu fragen; es genügte ihm, sich von Mailand zu entfernen, Bergamo zu nähern.

Er sah sich manchmal um, betrachtete, rieb oft gelinde die noch ermatteten Pulse, über denen die Manschetten einen rothen Blutstreifen rings in der Haut zurückgelassen hatten. Seine Gedanken befanden sich, wie man sich vorstellen kann, in peinlicher Verwirrung der Reue, Erinnerungen, Unruhe, Erbitterung, Zärtlichkeit. Mühsam führte er alles, was er am vorigen Abend gesagt und gethan hatte, in sein Gedächtniß zurück, versuchte, was ihm noch von dem, was mit ihm vorgegangen, dunkel war, besonders den Verrath seines Namens sich zu erklären. Er kam nach und nach der Art und Weise, wie er ihm entlockt wurde, auf die Spur, erinnerte sich des Betragens, der Aeußerungen jenes Menschen, die immer eine geheime Absicht hatten, und sein Ver-

dacht wurde Gewißheit. Daß er nach dem Abgange des Schwertfegers noch fortgeschwatzt habe, war ihm nur dunkel entsinnlich; mit wem, errieth er halb und halb; wovon, das wollte, so sehr er es auch marterte, sein Gedächtniß durchaus nicht wissen: er wusste nur so viel, daß er eben nicht bei sich war. Der arme Mensch quälte sich auf diese Weise gar sehr, und es ging ihm wie einem, der viele weiße Blätter unterschrieb und sie Jemanden anvertraute, den er für ehrlich und gut hielt, ihn nun als Schuft kennen lernt, und gern wissen möchte, wie er mit seinen Angelegenheiten verfahren sey. Wie kann er das aber jemals erfahren? — Es ist ein Chaos! — Eine zweite Verlegenheit, worin er sich befand, war die, für seine Zukunft nur traurige, luftige Pläne und Aussichten zu finden; als die nächste machte sich ihm seine Unkenntniß des Weges bemerkbar. Er war eine gute Strecke aufs Gerathewohl gelaufen und fühlte nun das dringende Bedürfniß, sich darüber zu unterrichten; ob sich ihm gleich bei dem Gedanken an das Wort Bergamo ein trauriges, unheimliches Gefühl aufdrang und er es fast nicht, was doch so nöthig, auszusprechen im Stande war. Er wollte, wie in Mailand, einen der Ersten, die ihm begegneten, ansprechen, und that es.

„Ihr seyd vom Wege abgekommen;“ antwortete der Mann, dachte ein wenig nach und beschrieb dann, theils mit Worten, theils mit Gesten, die Richtung,

in der sich Renzo, um wieder auf die Landstraße zu kommen, halten müsse. Renzo dankte ihm, gab sich das Ansehen, ihm in Allem folgen zu wollen, und ging wirklich nach jener Richtung, mit der Absicht, sich der Hauptstraße zwar zu nähern, sie nicht aus dem Gesichte zu lassen, ihr immer in gewisser Entfernung zu folgen, niemals aber einen Fuß auf sie zu setzen. Dieser Entschluß war leichter zu erdenken, als auszuführen, und am Ende, als er so rechts und links, über Stock und Stein, nach den Weisungen gelaufen war, die er unterwegs empfing und theils nach seiner eigenen Meinung und Einsicht, theils nach der Richtung der zufälligen, anderen Wege, denen er mitunter folgte, änderte, hatte er vielleicht schon zwölf Miglien zurückgelegt, war doch nur höchstens sechs von Mailand entfernt und Bergamo um nichts näher gekommen. Er sah ein, daß auf diese Weise nichts daraus werden könne und dachte auf ein anderes Hülfsmittel. Als solches erschien ihm, den Namen irgend einer, seinem Ziele nahegelegenen Ortschaft, zu der man auf Nebenwegen gelange, aufzufinden, damit er, wann er genöthigt sey, sich zurecht weisen zu lassen, diesen Namen nennen könne, um nicht immerdar Bergamo zu erwähnen, das ihm gleich auf Flucht, Verfolgung und Verbrechen zu deuten schien. Noch im Nachdenken begriffen, wie er, ohne Verdacht zu erregen, einen solchen Ort erfragen könne, gewahrte er an einem einsam gelegenen

Häuschen ein Weinzeichen. Er hatte sich schon seit einiger Zeit nach Stärkung gesehnt, trat also, um diese beiden Zwecke zugleich zu verfolgen, ein. Es war nur eine alte Frau gegenwärtig, die vor dem Spinnrocken saß und spann. Renzo verlangte zu essen, man bot ihm ein wenig Stracchino *) und guten Wein an. Er verlangte die Speise, verneinte den Wein, — vielleicht war er ihm noch von dem ihm gestern verursachten Spaße her verhaßt! — und bat die Frau, ihn recht schnell zu bedienen. Sie hatte in einem Augenblicke aufgetragen und bestürmte nunmehr ihren Gast mit Fragen über Fragen über seine eigenen Angelegenheiten, über die großen Ereignisse in Mailand, wovon schon manches Gerücht bis hieher gedrungen war. Renzo zog sich mit vielem Geschicke aus der Sache, schützte sich vor ihrer Neugier, und benutzte sie sogar, als die Frau auf die Frage gerieth, wohin er wolle.

„„Ich habe an vielen Orten Geschäfte,“ erwiederte er, „„behalte ich ein wenig Zeit übrig, so möchte ich auch gern nach dem schönen, großen Dorfe auf der Straße nach Bergamo ...., es liegt nicht weit von der Grenze, noch im Mailändischen .... je, wie

*) Stracchino, bekanntlich eine Art Käse, die durch ganz Italien, ja Europa berühmt ist. Die besten Stracchini fertigt man in der Gegend um Mailand; in welchem Bezuge besonders Gorgonzola, Domaine des Duca Serbeloni, Ruf hat. A. d. Ueber.

heißt es doch? — Eines der Art wird es doch geben! —“ dachte er hinzu.

„Gorgonzola meint Ihr?“ erwiederte die Alte.

„Gorgonzola!“ wiederholte Renzo, wie um sich das Wort um so besser einzuprägen. „Ist es weit von hier?“ fragte er weiter.

„Ich weiß nicht recht, sind es zehn, sind es zwölf Miglien. Wäre eines von meinen Kindern da, das würde Euch Auskunft geben können.“

„Kann man denn wohl auf den Fußwegen dort hin gelangen, ohne auf der Straße bleiben zu müssen? Der Staub ist unerträglich. Es hat so lange nicht geregnet, man kann gar nicht athmen.“

„Ich glaube, Ihr könnt es; fragt nur in dem ersten Dorfe, — sie nannte es — auf das Ihr kommt, wenn Ihr immer gradaus geht.“

„Schon gut,“ sagte Renzo, stand auf, nahm ein Brod, was ihm von seinem kärglichen Mahle verblieben war und ganz anders aussah, als jene, die am Tage vorher am Kreuze des heiligen Dionys lagen, zahlte seine Zeche, ging, und schlug den gradaus führenden Weg ein. Er entfernte sich so wenig wie möglich von ihm, hatte den Namen Gorgonzola immer im Munde, wanderte von Dorf zu Dorf und langte, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergange, an. Er hatte sich schon unterweges bestimmt, hier abermals zu rasten, eine etwas stärkere Mahlzeit einzunehmen. Nach dem Bette mochte sich sein Körper

nicht wenig sehnen, doch, hätte Renzo lieber unterwe-
ges den Geist aufgegeben, als es sich gestattet. Er
wollte sich im Wirthshause erkundigen, wie fern die
Adda sey, daß er hinüber wollte, sorgsam verbergen
und sogleich, nachdem er sein Mahl beendete, sich
wieder auf den Weg machen. Er war, so zu sagen,
an der zweiten Quelle dieses Flußes geboren und er-
zogen, hatte öfteremale sagen hören, daß derselbe an
einem gewissen Punkte, auf eine gewisse Strecke, die
Grenze zwischen den Staaten Mailand und Venedig
bilde, wußte zwar über diesen Punkt und diese Stre-
cke nichts Näheres, dachte vor der Hand aber an wei-
ter nichts, als an Erreichung des jenseitigen Ufers.
Konnte er es nicht am Tage erreichen, so war er ent-
schlossen, so lange darauf los zu wandern, bis Nacht
und Kräfte es ihm nicht mehr gestatteten. Dann woll-
te er die Morgenröthe auf einem Felde, oder sonst wo
unter freiem Himmel, wo es Gott gefalle, erwarten,
nur in keinem Gasthause. Er hatte kaum einige
Schritte in den Ort gethan, als er ein Schild sah,
trat ein und bat den ihm entgegenkommenden Wirth
um Abendessen und ein Maaß Wein; stärkere Mü-
digkeit, vorgerücktere Zeit hatten seinen fanatischen
untauglichen Widerwillen besiegt. „Ich bitte, laßt
mich nicht lange warten," — sagte er zum Wir-
the — „ich muß rasch weiter;" — und zwar nicht
blos, weil es wirklich der Fall war, sondern auch aus
Furcht, der Wirth möge, in der Meinung, er wolle

die Nacht in seinem Hause zubringen, auch etwa nach Namen und Vornamen, woher er käme, was er treibe u. s. w. fragen.

Der Wirth entgegnete, er werde gleich bedient werden, und Renzo nahm den gewöhnlichen Platz der Blöden, am Ende des Tisches, unfern der Thüre, ein.

In dem Gastzimmer waren einige Gorgonzoler Tagediebe, hatten die wichtigen Mailänder Neuigkeiten des vorigen Tages gehörig besprochen, bestritten und glossirt, und waren auf die des heutigen um so erpichter, da jene die Neugier mehr erregten als befriedigten: eine weder erstickte noch aufgeflammte Empörung, von der Nacht nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, die Sylbe eines Wortes, das Ende eines Aktes, keines Drama's! Einer der Anwesenden stand auf, trat zu dem neuen Ankömmlinge und fragte ihn, ob er von Mailand käme.

„Ich?“ fragte Renzo erstaunt, um Zeit zu gewinnen.

„Ihr, wenn die Frage vergönnt ist!“

Renzo schüttelte den Kopf, zog die Lippen zusammen, preßte einen unartikulirten Laut aus und sagte: „Mailand, nach dem, was man, ... so in der Umgegend, ... davon hört, ... ist jetzt eben kein Ort, wohin man sich wünschen möchte, es müßte denn die höchste Noth gebieten.“

„Also ist's auch heute wieder drunter und drüber

gegangen?“ fragte der Andere mit geschärfterer Neugier.

„Um das zu wissen, müßte man da gewesen seyn;“ sagte Renzo.

„Ihr kommt also nicht von Mailand?“

„Ich komme von Liscate,“ entgegnete der Jüngling, der sich unterdes besonnen hatte, bestimmt.

Im buchstäblichen Sinne kam er wohl von daher, denn er war durchgegangen und hatte den Namen von einem Reisenden gehört, der ihm dieses Dorf als das erste nannte, wodurch er nach Gorgonzola gehen müsse.

„Oh!“ sagte der Neugierige, wie um etwa auszudrücken: „kämst Du doch lieber von Mailand; doch nur Geduld!“ — „Und in Liscate,“ fügte er hinzu, „wußte man nichts über Mailand?“

„Es kann wohl seyn, daß Jemand etwas davon wußte,“ erwiederte unser Gebirgsmann, „aber mir hat Niemand etwas davon gesagt.“ Er sprach diese Worte mit der besondern Betonung, die deutlich besagen will: „Ich bin fertig!“ Der Neugierige ging zu den Seinigen zurück und gleich darauf kam der Wirth und richtete an.

„Wie weit ist's von hier zur Adda?“ fragte Renzo halblaut, schläfrig und mit einer zerstreuten Miene, wie wir sie schon an ihm kennen.

„Zur Adda, um überzusetzen?“ fragte der Wirth.

„Das heißt .... ja .... zur Adda.“

„Wollt Ihr über die Brücke von Cassano, oder durch den Hafen von Canonica?“

„Gleichviel .... ich frage nur so ....“

„Nun auf beiden Wegen gelangen ehrliche Leute hinüber, Leute, die von sich Rechenschaft geben können.“

„Schon recht, wie weit ist's?“

„Ihr braucht, zu dem einen, wie dem andern Orte, etwa sechs Miglien.“

„Sechs Miglien! Das wußt' ich nicht;“ sagte Renzo. „Nun,“ fuhr er, mit augenscheinlicher, bis zur Betrübniß gesteigerter, Unlust fort, „wenn nun Jemand große Eile hat, giebt es noch mehr Orte, wo man hinüber kann?“

„Gewiß,“ sagte der Wirth, ihn mit zwei, von boshafter Neugier erfüllten, Augen anblinzelnd. Der Jüngling ward dadurch von allen weitern, auf dem Herzen habenden, Fragen abgeschreckt, zog die Schüssel zu sich, sah nach dem Weine, den der Wirth ebenfalls auf den Tisch gestellt hatte, und fragte; „der Wein ist rein?“

„Wie Gold!“ war die Antwort; „fragt selbst Jedermann aus dem Orte und der Umgegend, der sich darauf versteht; könnt's auch selbst schmecken.“ Bei diesen Worten ging er zu den Andern.

„Verdammte Wirthe!“ sagte Renzo im Innern. „Je mehre ich kennen lerne, je schlimmere.“ Doch

aß er mit großem Appetite, lieh zugleich das Ohr, um Erkundigungen einzuziehen, zu erfahren, was man hier von den großen Begebenheiten denke, in denen er nicht die kleinste Rolle spielte; besonders aber zu erforschen, ob nicht etwa unter den Kannegießern irgend ein Ehrenmann sey, von dem sich ein armer Bursche Raths erholen könne, ohne Gefahr zu laufen, in die Enge getrieben und genöthigt zu werden, von seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen.

„Aber," sagte Einer, „diesmal hat es doch den Anschein, als ob die Mailänder Sache gerecht sey. Seyd nur ruhig, morgen, spätstens, wird man schon mehr davon wissen."

„Es thut mir leid, heute nicht nach Mailand gegangen zu seyn," sagte ein Anderer.

„Gehst Du morgen, so komme ich mit," sagten Mehre.

„Ich möchte wissen," fing der Erste wieder an, „ob die Herren in Mailand auch wohl an die armen Leute auf dem Lande denken, oder nur für sich selbst sorgen, als ob wir hier außen keine Christen wären?"

„Wir haben wenigstens auch Mäuler, sowohl zum Essen, wie unsere Meinung kund zu thun;" sagte ein Anderer mit so bescheidener Stimme, als der Sinn der Worte zuließ; „und ist's einmal angegangen ...." Er hielt nicht für nöthig, auszureden.

„Versteckles Getraide giebt es nicht blos in Mai-

land," fing ein Anderer mürrisch und heimtückisch an: — nahendes Pferdegetrab unterbrach ihn. Alle liefen an die Thüre, erkannten den Angekommenen, liefen ihm entgegen. Es war ein Mailänder Kaufmann, der mehrmals des Jahres in Geschäften nach Bergamo reiste, die Nacht gewöhnlich in diesem Wirthshause zubrachte und, da fast immer dieselben Gäste da waren, sie ziemlich alle kennen gelernt hatte. Sie drängten sich um ihn, einer nahm den Steigbügel, ein anderer den Zaum ab.

„Willkommen, willkommen!"

„Willkommen, meine Herren!"

„Habt Ihr eine glückliche Reise gehabt?"

„Eine recht glückliche; wie geht's Euch denn?"

„Gut, gut; wie steht's in Mailand?"

„Ach! da giebt's Neuigkeiten!" sagte der Kaufmann, stieg ab und überließ das Pferd einem Stallknechte; „aber, aber," fuhr er fort, indem er mit den Andern in Haus und Zimmer trat, „jetzt wißt Ihr ja wohl schon mehr als ich selbst."

„Nein, nein, wir wissen nichts;" riefen Mehre zugleich, die Hand auf die Brust legend.

„Ist es möglich?" sagte der Kaufmann; „nun so werdet Ihr manches Gute und Schlimme hören. He da, Wirth! mein gewöhnliches Bett ist doch leer? Gut! Ein Glas Wein und mein gewöhnliches Abendessen! Macht schnell, ich will mich bald niederlegen, morgen mit dem Frühsten aufbrechen, gegen Mittag

in Bergamo seyn! Also wißt Ihr," fuhr er, sich zu den Andern an das fernste Ende des Tisches setzend, fort: „wißt nichts von alle den gestrigen Teufeleien?"

„Davon haben wir wohl reden hören...."

„Nun seht," sagte der Kaufmann wieder, „so wißt Ihr ja die Neuigkeit. Es ließ sich doch auch erwarten. Ihr steht immer hier auf dem Sprunge, jeden Durchreisenden auszufragen...."

„Aber heute, heute, wie ging's denn heute?"

„Ja so, heute! von heute wißt Ihr noch nichts?"

„Nicht das Geringste, es ist kein Mensch durchgereist."

„Nun, wartet, ich will mir die Lippen erst ein wenig nässen, und Euch dann erzählen, was heute vorging. Hört!"

Er füllte sein Glas, nahm es mit der rechten Hand, erhob mit den zwei ersten Fingern der linken seinen Schnurrbart, strich mit der flachen Hand den Kinnbart zurecht, trank und sagte: „Heute, meine Freunde, fehlte wenig und es wäre wieder eben so toll oder toller wie gestern hergegangen. Es kommt mir beinahe wie im Traume vor, daß ich hier bin und Euch erzähle, ich hatte schon jeden Gedanken an den Ritt aufgegeben, um meinen armen, kleinen Laden zu hüten."

„Was war denn los?" fragte einer der Zuhörer.

„Was los war? Hört!" Er zerlegte das vor

ihm stehende Fleisch und fuhr, während er aß, in seiner Erzählung fort. Die Gesellschaft stand rechts und links am Tische und hörte mit offnem Munde zu. Renzo schien auf seinem Sitze zwar nicht sehr großen Antheil daran zu nehmen, lauschte aber, indem er nach und nach seine letzten Bissen verzehrte, ängstlicher als die Andern.

„Diesen Morgen fanden sich also die Lumpe, welche gestern so abscheulichen Lärm machten, an ihrem Versammlungsorte ein; (sie hatten alles vorher verabredet und bereitet) rotteten sich zusammen, fingen es wieder an, wo sie es gelassen hatten, zogen, um noch mehr Volk aufzuregen, schreiend und tobend aus einer Straße in die andere. Ihr müßt wissen, daß es damit ist, wie wenn man zum Beispiel ein Haus kehrt; je weiter man damit vordringt, desto größer wird der Kehrichthaufen. Als sie sich stark genug fühlten, wandten sie sich nach dem Hause des Herrn Oberproviantmeisters, als ob der Unbill, die sie schon gestern an ihm verübt hatten, noch nicht genug sey. Wie gut ist nicht der Herr! die heillosen Schurken! Was brachten sie nicht für Sachen wider ihn vor! Lauter Erdichtungen! Der Herr ist rechtschaffen, pünktlich, das weiß ich, ich kenne ihn ganz genau, denn ich liefere das Tuch zu den Livreen seiner ganzen Dienerschaft. Nach diesem Hause zogen sie. Man mußte sie sehen, die Canaillen, welche Gesichter! Denkt Euch, sie zogen an meinem Laden vor-

über: es waren Gesichter, ... Gesichter .... die Judengesichter von der Via crucis sind nichts dagegen! Und was vernimmt man nicht aus den sauberen Mäulern! Man hätte sich die Ohren verstopfen müssen, wäre es nicht rathsamer gewesen, sich ganz zu verkriechen. Sie hatten die gute Absicht, „das Haus zu plündern; — aber ....," er hob die linke Hand empor, streckte den Zeigefinger aus und legte ihn an die Nasenspitze.

„Aber?" riefen fast alle Zuhörer.

„Aber," fuhr der Kaufmann fort, „sie fanden den Weg verrammelt und mit Karren und Wagen verfahren, und hinter den Verschanzungen eine lange Reihe spanischer Soldaten mit angelegten Musketen! Bei diesem Anblicke .... was würdet Ihr denn da gethan haben?"

„Umgekehrt seyn."

„Versteht es sich, sie thaten es auch. Aber hört, ob sie nicht den Teufel im Leibe hatten. Als sie über den Cordusio zurückwogen, erblicken sie den Backofen, den sie gestern auch daran kriegen wollten. Und was trieb man heute daselbst? Man theilte an Jedermann Brod aus. Kavaliere, die edelsten Kavaliere waren dabei, um auf Ordnung zu halten. Jene aber (ich sage Euch, der Teufel hatte sie gepackt und predigte ihnen in die Ohren) jene dringen wüthend hinein, plündern und plündern; in einem Augenblicke Kavaliere, Bäcker, Kunden, Brode, Bänke, Schränke,

Tröge, Kisten, Säcke, Beutelkasten, Kleie, Mehl, Teig, alles bunt durcheinander!“

„Und die Soldaten?“

„Die Soldaten hatten die Aufsicht über das Haus des Präsidenten; man kann ja nicht zugleich singen und das Kreuz tragen. Alles geschah, wie ich Euch sage, in einem Augenblicke. Eins, zwei, drei, und alles was nur irgend Werth hat, ist fortgeschleppt. Hernach geht es wieder wie gestern her, das Uebriggebliebene, die Trümmer werden auf dem Platze gehäuft, sollen verbrannt werden. Die Henker fangen schon an die Röcke auszuziehen, da schreit ein noch schlimmerer Henker, er habe einen herrlichen Anschlag.“

„Was denn?“

„Was? den Scheiterhaufen wieder nach dem Laden zu schleppen, dort mit dem ganzen Hause anzuzünden. Gesagt, gethan ....“

„Sie haben Feuer angelegt?“

„Nur Geduld. Ein Ehrenmann aus der Umgegend ward vom Himmel inspirirt, lief in die Zimmer empor, suchte ein Kruzifix, fand es, stellte es in den einen Fensterbogen, nahm von einem Bette zwei geweihete Kerzen herab, zündete sie an, stellte sie, zum Ueberflusse, rechts und links des Kruzifixes. Das Volk sieht hinauf. In Mailand, muß man sagen, giebt es noch Gottesfurcht: Alle gehen in sich, die Meisten, wollte ich sagen, denn es gab der Teu-

fel, die aus Raubsucht selbst das Paradies würden abgebrannt haben. Sie sahen, daß das Volk nicht ihrer Meinung war, bezähmten sich, verhielten sich still. Nun rathet, was hinzu kam: alle die hochwürdigen Herren des Domes, in Prozession, mit vorgetragenem Kreuze, im Chorkleide. Der Herr Erzpriester auf der einen, der Herr Pönitenziar auf der anderen Seite fangen an zu predigen, nach und nach Andere zu verschiedenen Seiten: „„Was, Ihr braven Leute, was, um Gotteswillen, beginnt Ihr? Ist das das Beispiel, mit dem Ihr Euren Kindern vorangehen solltet? Geht nach Hause; Ihr sollt ja wohlfeiles Brod erhalten, seht Euch nur um, die Taxe ist ja schon an allen Ecken angeschlagen!““

„War's denn so?“

„Wie? ob es so war? Glaubt Ihr, daß die Hochwürdigen im Ornate windbeuteln werden?“

„Und was that denn das Volk?“

„Es verlief sich nach und nach, lief an die Ecken, wer lesen konnte, las die Taxe vor. Was meint Ihr? — Ein Soldo-Brod muß acht Unzen wiegen!“

„Das ist stark!“

„Die Sache ist recht gut, wenn sie nur Dauer hat. Wißt Ihr, wie viel Mehl gestern und heute drauf gegangen ist? So viel als das ganze Herzogthum in zwei Monaten nicht hätte verbrauchen können!“

„Und uns auf dem Lande hat man ganz und gar nicht bedacht?“

„Was für Mailand geschehen ist, trägt die Stadt allein. Ich weiß nicht, was ich Euch erwiedern soll, für Euch Andere muß der Himmel sorgen. Ist doch der Aufruhr nunmehr gestillt! Ich habe Euch noch nicht Alles gesagt, das Wahre kommt erst.“

„Was denn, was denn?“

„Gestern Abend oder heute früh, ich weiß nicht genau, hat man eine Menge der Rädelsführer festgenommen und sogleich das Gerücht verbreitet, daß vier derselben gehangen werden sollen. Kaum hört man das, als alles, nicht Nummer fünf zu werden, über Hals über Kopf nach Hause läuft. Bei meiner Abreise glich ganz Mailand einem Mönchskloster.“

„Wird man sie denn wirklich aufhängen?“

„Ohne Zweifel und zwar ohne Säumen;“ entgegnete der Kaufmann.

„Und was wird das Volk dabei thun?“ fragte der nämliche Frager wieder.

„Es wird zusehen!“ sagte der Kaufmann.

„Sie wollten ja schon, die Schurken, aus gar zu großer Lust, einen Christen in freier Luft den Geist aufgeben zu sehen, dem Herrn Präsidenten den Prozeß machen! Nun erhalten sie doch vier Schurken dafür, die man mit aller Form und Sitte, von Ka-

puzinern und der Brüderschaft des guten Todes *) begleitet, abthut, und die ihren Tod doch verdient haben. Es ist eine Vorsichtsmaßregel, Ihr seht es ein, es ist höchst nöthig. Fingen sie doch schon an, nach Lust und Belieben, in die Läden zu gehen, einzustecken, ohne ans Bezahlen zu denken! Hätte man Dem ruhig zugesehen, so würde nach dem Brode die Reihe an den Wein gekommen seyn, und so fort von einem zu dem andern.... denkt nur einmal nach, ob sie jemals würden aus freien Stücken wieder aufgehört haben? Ihr könnt mir glauben, daß einem rechtschaffenen Manne, der auch einen Laden hat, dabei ganz übel zu Muthe werden mußte."

„Das läßt sich denken," sagte einer der Zuhörer.

„Läßt sich denken," wiederholten die Anderen.

„Und," fuhr der Kaufmann, sich den Bart mit der Serviette abwischend, fort, „es war weit ausgesponnen, es war eine Verschwörung, versteht Ihr wohl?"

*) Die Brüderschaft des guten Todes (la compagnia della buona morte) und viele andere ähnliche bestanden früher in Italien, hörten aber meistentheils zur Zeit der französischen Revolution auf. Jedermann konnte Mitglied einer solchen Gesellschaft oder Verbrüderung werden. Sie nahmen an allen öffentlichen Amtsverrichtungen Theil, und war z. B. Jemand gestorben, oder sollte Jemand hingerichtet werden, so war es die Brüderschaft des guten Todes, die ihn zum Kirchhofe oder Richtplatze begleitete. A. d. Ueber.

„Eine Verschwörung!“

„Verschwörung! Canaillen! Von den Navaresern angezettelt, von dem französischen Kardinale, Ihr wißt schon, der so einen barbarischen Namen hat und immer schmiedet und schmiedet, um den Spaniern zu schaden. Mailand mag ihn wohl vor Allem andern in die Augen stechen, weil er weiß, daß es eigentlich die Hauptmacht des Königs ist.“

„Ja, ja!“

„Wollt Ihr Beweise haben? — Wer war's, der am meisten lärmte und tobte? — Fremde! Es trieben sich Gesichter an diesen beiden Tagen in Mailand herum, Gesichter, die man vorher noch niemals gesehen hatte. Ich habe etwas vergessen, was ich für ganz gewiß weiß. Die Polizei hatte in einem Wirthshause einen Kerl erwischt....“ — Renzo, dem keine Sylbe der Erzählung entging, schrak bei diesen Worten, ehe er noch seinen Schauder bekämpfen konnte, heftig zusammen. Glücklicherweise bemerkte es Niemand, und der Erzähler war unterdes ohne die geringste Unterbrechung fortgefahren....“ von dem man noch nicht recht genau weiß, woher er kam, wer ihn geschickt hatte, noch wer er eigentlich war; so viel ist gewiß, daß er zu den Rädelsführern gehörte. Er hatte schon gestern, immer im dicksten Haufen, einen Teufelslärm gemacht, und nicht genug, hernach auch noch die Empörer laut ermahnt und angetrieben, alle Vornehmen zu ermorden. Der

Höllenhund! Wovon sollen denn die armen Leute leben, wenn man die Vornehmen ermordet? Man hatte ihn festgenommen, gefesselt, — auch ein großes Bündel Briefe bei ihm gefunden — und führte ihn zum Gefängnisse. Was geschieht aber? Seine Spießgesellen, die das Wirthshaus bewacht hatten, kommen in großer Menge hinzu, befreien den Hochverräther."

„Und was geschah weiter?"

„Das weiß man nicht. Er ist entweder entflohen, oder hat sich in Mailand wo verloren. Solches Gesindel, ohne Dach und Fach, findet überall Verstecke und Zufluchtsorte, so lange ihnen der Teufel helfen kann und will, bis es einmal ein Ende mit Schrecken nimmt; die Frucht fällt, wenn sie reif ist. Bis jetzt weiß man nur so viel, daß die Briefe sich in den Händen der Obrigkeit befinden, und genaue Auskunft über eine Verschwörung geben, in die gar viele Leute verwickelt seyn sollen. — Das ist der ganze Hergang. So ist es den Schuften, die halb Mailand in Aufruhr brachten und noch Schlimmeres im Sinne hatten, ergangen. — Sie sagen, die Bäcker seyen Spitzbuben; — das weiß ich auch; aber man muß es nur der Obrigkeit überlassen, sie aufzuhängen. — Es soll Mehl verborgen seyn. — Wer weiß das nicht? — Aber es ist Sache der Obrigkeit, es auszukundschaften, herbeizuschaffen, die Wucherer zu den Bäckern zu hängen. Thut es die Obrig-

keit nicht, so mag sich die Stadt beschweren, immer beschweren, bis man auf ihre Beschwerden hört; aber auf eine so schändliche Weise muß man sich nicht Recht verschaffen und nicht in die Läden und Oefen brechen und plündern und stehlen.“

Renzo'n war jeder Bissen zu Gift geworden, es schien ihm eine Ewigkeit zu währen, ehe er aus dieser Schenke, aus diesem Dorfe heraus sey, und mehr als zehnmal hatte er zu sich selbst gesagt: „fort, fort!“ Die Furcht, Verdacht zu erregen, beherrschte ihn aber über alle Maßen, bannte ihn auf seine Bank fest. Er erwartete mit der ängstlichsten Ungeduld, daß der Kaufmann von ihm zu reden aufhöre, um ungesäumt aufzubrechen.

„Ich bin auch,“ nahm einer der Anwesenden das Wort, „eben weil ich weiß, wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht und daß rechtschaffene Leute in ihnen immer den Kürzeren ziehen, wie neugierig ich auch war, ruhig zu Hause geblieben.“ —

„Und habe ich etwa einen Schritt darnach gethan?“ rief ein Anderer.

„Oder ich?“ ein Dritter. „Wäre ich zufällig gerade in Mailand gewesen, ich würde Alles haben stehen und liegen lassen und eiligst und schleunigst nach Hause gelaufen seyn. Ich habe Frau und Kinder, bin, offen gestanden, gar kein Freund von Tumulten.“

Der Wirth, der auch zugehört hatte, ging, zu sehen, wie es um den Fremden stehe, an das andere

Tischende. Renzo faßte einen Entschluß, winkte dem Wirthe, verlangte die Rechnung, zahlte, ob sie gleich mit doppelter Kreide geschrieben schien, ohne Abzug und ging, ohne weiter ein Wort zu sagen, geradenweges nach der Hausthüre. Er trat auf die Gasse, sah sich wohl um, nicht etwa wieder hinzugehen, woher er gekommen, befahl sich dem Schutze der Vorsehung und schlug die entgegengesetzte Richtung ein.

Siebzehntes Kapitel.

Oft kann uns schon ein einziges Verlangen in Unruhe versetzen, um wie viel mehr nicht zwei mit sich streitende. In dem armen Renzo trieben, wie wir wissen, schon seit vielen Stunden zwei ihr Wesen: das Verlangen schnell zu laufen und das, verborgen zu bleiben. Die unglückseligen Reden des Kaufmanns hatten plötzlich das eine wie das andere über alle Schranken getrieben: sein Abentheuer erregte also Aufsehn, man hatte also die Absicht, ihm den Prozeß zu machen; wer weiß, wie viele Häscher ihm jetzt schon auf den Fersen waren, wie viele Befehle schon ertheilt, ihm an allen Orten, in allen Gasthäusern, auf allen Straßen nachzuspüren! — Er bedachte wohl, daß

im Grunde nur nur zwei Häscher ihn kannten, daß sein Name ihm doch nicht an der Stirn geschrieben stehe; aber es fielen ihm hundert Fälle ein, wo man Flüchtlinge auf seltsame Weise entdeckte und festnahm, am Gange, am ängstlichen Wesen, an vielen andern, sonst gar nicht beachteten, Kleinigkeiten erkannte: Alles vereinte sich, ihm Furcht einzujagen. In dem Augenblicke, als Renzo aus Gorgonzola trat, schlugen die Glocken das Avemaria an, die einbrechende Dunkelheit minderte alle Gefahren, doch wollte er nicht auf der Landstraße bleiben, nahm sich vor, sie mit dem ersten Fußwege, den er antreffe, und der die Richtung zu haben schien, nach welcher er sich wenden mußte, zu vertauschen. Anfänglich begegneten ihm einzelne Wanderer; seine Einbildungskraft war aber von jenen gräßlichen Gedanken erfüllt, er hatte nicht das Herz, einen um Rath zu fragen. „Der Wirth“ bedachte er, „sagte, es wären sechs Miglien; gehe ich auf Fuß- und Beiwegen, so können wohl auch acht — zehn daraus werden; doch die Beine, die die anderen zurücklegten, müssen auch diese zurücklegen. Nach Mailand gehe ich jetzt gewiß nicht, also gehe ich nach der Adda, und wenn ich immerfort gehe und gehe, muß ich doch, früh oder spät, hingelangen. Die Adda hört man weit hin, bin ich ihr nur erst nahe, so brauche ich keine weitere Auskunft. Ist irgend eine Barke zum Uebersetzen da, so setze ich gleich über, sonst erwarte ich den kommenden Morgen auf dem

Felde, wie die Sperlinge auf irgend einem Baume. Es ist beßer auf einem Baume, als im Kerker!“ — Er erblickte bald einen Seitenweg links und folgte ihm. Hätte er nunmehr Jemand angetroffen, er würde nicht angestanden haben, Erkundigungen einzuziehen; aber kein einziges menschliches Wesen ließ sich blicken oder vernehmen. Er wanderte seines Weges und sann nach.

„Ich soll einen Teufelslärm gemacht, soll gerathen haben, alle Vornehme zu ermorden! Ein Bündel Briefe, ich? Meine Spießgesellen hätten das Wirthshaus bewacht? Ich gäbe etwas darum, könnte ich den Kaufmann — jenseits der Adda (ach! wäre ich doch schon jenseits der gesegneten Adda!) so unter vier Augen antreffen, zur Rede stellen und fragen, wo er denn alle die schönen Neuigkeiten her habe? Wißt, mein lieber Herr, daß die Sache so und so war, daß der Teufelslärm, den ich machte, in nichts weiter bestand, als daß ich Ferrer'n wie meinem leiblichen Bruder half; wißt, daß jene Taugenichtse, nach Eurem Dafürhalten, weil ich einmal als ein guter Christ sie anredete, meine Freunde, mir einen gar schlimmen Streich spielen wollten; wißt, daß, während Ihr vor Eurem Laden standet und gafftet, ich mir die Hüften zerstoßen ließ, um Euren Herrn Oberproviantmeister, den ich weder je sah noch kannte, zu retten. Ihr könnt warten, ehe ich mich wieder rühre, großen Herren beizustehen..... Es ist wahr, man

muß es um der Seligkeit willen thun: sie sind doch auch unsere Nächsten .... Und das große Bündel Briefe, woraus die ganze Kabale hervorgeht, das jetzt in den Händen der Obrigkeit, wie Ihr so genau wißt; was meint Ihr, wenn ich es Euch hier ohne Hexerei zeigte? Wollt Ihr es sehen, das Bündel? Hier ist es .... Ein einziger Brief .... Ja, mein Herr, ein einziger Brief, und diesen Brief, wenn Ihr es wissen wollt, hat ein Geistlicher geschrieben, der Euch das Wort Gottes predigen kann, daß es nur so seyn muß, ein Geistlicher, von dem, ohne Euch zu nahe zu treten, ein Haar so viel werth ist, als Euer ganzer Bart; und er ist geschrieben, dieser Brief, wie Ihr seht, wie ich Euch sage, an einen andern Geistlichen, der nicht weniger .... Nun seht Ihr wohl, ob die Bösewichter meine Freunde sind! Lernt aber ein andermal, besonders wenn es Euren Nächsten betrifft, Eure Worte ein wenig besser abwägen!" —

Nach einiger Zeit verließen ihn diese und ähnliche Gedanken gänzlich, die Gegenwart nahm die volle Aufmerksamkeit des armen Pilgers in Anspruch. Der Argwohn, verfolgt und entdeckt zu werden, welcher ihm den ganzen Weg über so lästig war, hörte auf es zu seyn, aber wie viel Anderes ward ihm dafür um so lästiger: Finsterniß, Einsamkeit, zunehmende, schmerzvolle Müdigkeit, ein anhaltender, kalter, schneidender Luftzug konnten Einem, der sich noch in den

Kleidern befand, die er angezogen hatte, seine Hochzeit zu feiern, sich darin nur wenige Schritte, auf wenige Augenblicke von seinem Hause zu entfernen, nicht sehr angenehm seyn. Unerträglich ward aber seine Lage durch das unstäte, abentheuerliche Umherirren, Suchen nach Ruhe und Sicherheit.

Mußte er dann und wann ein Dorf passiren, so schlich er leise leise weiter, sah vorsichtig hin und her, ob noch irgend eine Thüre offen sey, erblickte aber niemals andere Zeichen noch wachender Bewohner, als irgend einen matten Lichtschimmer durch die Klinzen eines Fensterladens. Kam er vor das Dorf, so blieb er fast bei jedem Schritte lauschend stehen, ob nicht das ersehnte Rauschen der Adda von fernher in sein Ohr treffe, — vergebens. Er hörte kein anderes Geräusch, als Hundegeheul, das aus einer oder der anderen abgelegenen Hütte drohend oder winselnd ertönte. Kam er näher, so ward es zum anhaltenden, wüthenden Gebelle, er hörte, sah gleichsam, ging er der Hütte vorüber, das wilde Thier, mit der Schnauze gegen die Thürpfosten rasend, sein heiseres Toben und Wüthen verdoppeln und die Lust verging ihm, anzuklopfen, um Nachtlager zu bitten. Er hätte auch, ohne die Hunde, nicht den Muth gehabt, es zu thun. — „Wer ist da?“ dachte er bei sich: „Was wollt Ihr zu dieser Stunde? wie kommt Ihr hierher? Weist Euch aus; könnt Ihr nicht ins Wirthshaus gehen? Das wird man auf mein Pochen zur Ant-

wort geben, wenn es noch gut geht und nicht etwa ein furchtsamer Hase in der Hütte schläft, und gleich anfängt, Mord und Hülfe zu schreien. Ich muß durchaus mit einer bestimmten Antwort bei der Hand seyn, und was vermag ich für eine zu geben? Wer in der Nacht Lärm vernimmt, muß er nicht gleich den Gedanken an Räuber, Landstreicher und Einbruch festhalten? Kann man wohl gleich überzeugt seyn, daß ein rechtschaffener Mann, wenn er nicht als Kavalier mit Wagen und Pferden kommt, die Nacht auf der Straße liegen werde?" — Er machte aus der Noth eine Tugend, rannte immer weiter, zum wenigsten der Hoffnung, bald die Adda zu erreichen, vielleicht gar noch in dieser Nacht darüber setzen zu können, zum wenigsten sie nicht am nächsten Tage noch aufsuchen zu müssen.

Weiter, weiter, sah er endlich das angebaute Land in eine weite, mit Farrenkraut und Binsen bewachsene Steppe übergehen; wenn auch nicht ein Beweis von der Nähe des Flusses, doch sicheres Fluß-Kennzeichen. Er schlug einen quer über die Ebene führenden Fußsteg ein, blieb nach einigen Schritten stehen, lauschte aber vergebens. Sein Ekel vor dieser Nachtreise wurde durch die Wildheit des Ortes gemehrt. Auch nicht ein Maulbeerbaum, nicht ein Weinstock, nicht ein, auch nicht das geringste Anzeichen menschlichen Daseyns, der menschlichen Betriebsamkeit, die ihm vorher immer zur Seite war, ihn gleichsam noch

allein tröstend aufrecht erhielt. Immer weiter; seiner Einbildungskraft wollten sich gewisse Bilder, gewisse Erscheinungen, Ueberreste aller jemals nur vernommenen, seltsamen Geschichten aufdringen, drangen sich ihm auf; er sagte, sie zu vertreiben, zu stillen, fortwährende Gebete für die Verstorbenen her.

Er gerieth nach und nach in immer dichteres, höheres Gestrüppe, Dorngebüsche, Gesträuche aller Art. Indem er weiter schritt, mit größerer Ungeduld als Schnelle, erkannte er zwischen den Sträuchern hie und da hohe, einzelne Bäume, es wurden immer mehre, der Fußweg führte zuletzt in eine Waldung. Renzo schauderte unwillkührlich zurück, bezwang sich, trat ein. Je weiter, je stärker der Abwille, je entschiednere Unlust. Die fernen Stämme gestalteten sich seltsam, unförmlich, erstaunlich; die Schatten der leicht erregten, auf dem mondhellen Pfade hinzitternden Gipfel widerten ihn an, selbst das Rascheln der welken Blätter, von seinem Tritte berührt und erschüttert, fiel dem Gehör auf sonderbare Weise zur Last. Krampfhafte Hast beflügelte seinen Gang und doch wollten die Beine kaum den schwankenden Körper tragen. Empfindlicher, starrer schnitt Nachtluft in Stirn und Wangen, er fühlte sie Kleidung und Fleisch durchdringen, es verschrumpfen, dem ermüdeten Gebein die letzte, wenige Kraft entziehen. Der Unmuth, unnennbare Abscheu, mit dem seine Seele im Kampfe lag, schien sie plötzlich zu überwältigen. Sie wollte

unterliegen; aber Angst war stärker als Alles, er rufte der Seele den alten Muth zurück, richtete sie empor. In so augenblicklichem Selbstgefühle blieb er rathschlagend stehen und beschloß, sobald als möglich, rückgehend, sich zu erlösen, das letzt durchwanderte Dorf wieder zu erreichen, Menschen und Schutz und Obdach bei ihnen zu suchen, im Gasthause einzukehren. Er stand noch sinnend, seine Tritte raschelten nicht im Laube, alles schwieg rings, — ein Geräusch drang in sein Ohr, ein Gemürmel, das Murmeln fließenden Wassers. Er lauscht, überzeugt sich, ruft: „Die Adda!“ — So findet man einen Freund, einen Bruder, Wohlthäter. Seine Müdigkeit ist geschwunden, sein Puls kehrt zurück, los und warm durchfließt sein Blut die Adern, er kann wieder klar und sicher denken, alle Dinge erscheinen ihm nicht mehr trübe und düster, er zaudert nicht mehr, tiefer in der Waldung Herz, zu dem freundlichen Murmeln zu dringen.

Bald gelangte er, am Ende der Ebene, an den Bord eines hohen Ufers. Durch das umkleidende Gesträuch niederfallend, traf sein Blick auf schimmerndes Wasser. Aufsehend, überflog er die weite Fläche des jenseitigen Ufers mit ihren zahlreichen Ortschaften; Hügel begränzten sie, auf einem der Hügel ruhte eine weißliche Masse, es schien eine Stadt zu seyn; gewißlich Bergamo. Er stieg ein wenig nach dem Abhange nieder, zertheilte, zerzweigte

mit Hand und Arm das Dorngebüsch, sah abwärts, ob nicht irgend eine Barke auf dem Flusse schwimme, horchte, ob er nicht Ruderschlag höre; er sah und hörte nichts. Wäre es ein minder bedeutender Fluß als die Adda gewesen, Renzo wäre hinabgestiegen, hätte die Furth versucht; aber er wußte wohl, mit der Adda war nicht zu spaßen.

Er fing ruhig an, mit sich über das, was zu thun sey, zu Rathe zu gehen: auf einen Baum klettern und den Tag erwarten, wohl an die sechs Stunden oben sitzen, in der Nachtluft, bereift, in der Kleidung? wer wäre da nicht erstarrt! Hin- und herlaufen, um sich während der Zeit Bewegung zu machen, würde nicht nur wenig gefruchtet haben gegen die Strenge der freien Luft, wäre auch doch gar zu viel von den armen Beinen verlangt gewesen, die so schon über Gebühr gethan hatten. Zu guter Zeit fiel ihm bei, auf einem, der Steppe benachbarten Felde, eine Wachhütte gesehen zu haben. Die Landleute der Mailänder Gegend errichten solche Hütten aus zweigdurchflochtenen Baumstämmen, decken sie mit Stroh, verkneten und verstopfen die Wände mit Lehm und bewahren zur Sommerzeit die Erndte, die sie darin bewachen, dabei auf, in den andern Jahreszeiten stehen sie aber verlassen.

Renzo bestimmte diese Hütte alsbald zu seiner Schlafstätte; rückwanderte den Fußweg, Waldung, Strauchwerk, Steppe aus, erreichte das

Ackerland, erblickte das Wachhaus und ging darauf zu. Die wurmstichige, durchlöcherte Thüre war schloß = und riegellos angelehnt. Renzo öffnete, trat ein; in der Höhe schwebte, von Bastseilen und Zweigen gehalten, eine Flechte, nach Art der Hangematten. Er dachte nicht daran, hinaufzusteigen, sah am Boden ein wenig Stroh liegen, und auch hier, auch auf ihm konnte Schlaf erquicken.

Bevor er sich auf das Lager streckte, das die Vorsehung ihm gebettet hatte, dankte er knieend für die Wohlthat, den Schutz, den sie an diesem furchtbaren Tage ihm verlieh, verrichtete sein gewöhnliches Abendgebet und bat seinen Herr Gott um Vergebung, es am vorigen Abend unterlassen zu haben, wie ein Hund, ja schlimmer wie ein Hund — so sagte er — schlafen gegangen zu seyn. „Und darum," dachte er sich hinzu, stemmte die Hände gegen sein Strohlager und legte sich nieder, „darum eben hatte ich am Morgen auch ein solches Erwachen!" —

Sorgfältig las er alles umhergestreute Stroh zusammen, legte es sich theils unter, theils breitete er es über sich als Decke aus, zum Schutz gegen die auch in die Hütte empfindlich dringende Kälte, kroch dann zusammen, zu recht festem Schlafe, den er sich, meinte er, an diesem Tage übertheuer erkaufte.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, so fingen in seinem Gedächtnisse, oder in seiner Einbildung, — ich kann den Ort nicht genau nennen — es fingen,

sage ich, so viele Leute so unaufhörlich an, zu kommen, zu schwinden, daß sie weit weit die Gedanken an Schlaf verscheuchten: der Kaufmann, der Notar, die Sbirren, der Schwertfeger, der Wirth, Ferrer, der Präsident, die Gäste aus dem Wirthshause, alle die Volkshaufen von den Straßen, auch Don Abbondio, Don Rodrigo, und alle, alle frischten Erinnerungen an Unheil und Groll an.

Nur drei Gestalten brachten ihm keinen Schmerz, standen rein und lieblich vor ihm. Zwei, sie waren sich wohl ungleich, aber dem Herzen des Jünglings so nah und befreundet, mehr als die dritte: schwarze Lockenflechten, graues Silberhaar. Und doch war der Trost, den das Herz empfand, weilte der Gedanke bei ihnen, nicht rein, nicht ruhig. Schaamerglüht über seine Uebereilung, häßliche Unmäßigkeit, Geringachtung des väterlichen Rathes, sah er den ehrwürdigen Klosterbruder. Und Luzia! — Ach, wir versuchen nicht zu sagen, was er bei ihrem Anblicke empfand; bedenke der Leser das Geschehene, empfinde selbst! — Und die arme Agnes, er vergaß sie nicht, die arme Agnes, die ihm doch ihre einzige Tochter gab, die ihn schon gleich ihr liebte, und ehe sie noch den Muttternamen von ihm empfing, doch schon wie eine Mutter mit ihm sprach, für ihn sorgte, in Allem, was sie für ihn that, seine Mutter war. Aber mehrte es nicht gerade seinen Schmerz, war es denn nicht um so bitteres Gefühl, wann er denken mußte, daß eben um dieser Liebe, dieses

Wohlwollens zu ihm Willen, die arme Frau jetzt heimathlos, unstät und flüchtig, ungewiß ihrer Zukunft sey und Kummer und Noth nur aus dem erndte, von dem sie Ruhe und Heiterkeit für ihre letzten Lebensjahre hoffte? Welche Nächte, du armer Renzo! Diese sollte schon die fünfte deines Ehestandes seyn! Welche Kammer! Welches Ehebette! Und nach welchem Gestern! Und von welchem Morgen! Und nach ihm, welche kommenden Tage! — „Wie Gott will!“ antwortete Renzo auf die am meisten beängstenden Gedanken. „Wie Gott will!“ Er weiß, was er thut, er ist auch für uns da. Ich will Alles erdulden für meine Sünden. Luzia ist so gut! Unser lieber Herr Gott wird sie nicht so lange, lange, lange leiden lassen!“ —

Unter diesen Gedanken, an der Wohlthat des Schlafes verzweifelnd, vom Nachtfroste so ausstehend, daß er oft unwillkührlich erbebte und mit den Zähnen klapperte, sehnte er sich nach dem Anbruche des Tages und maß mit Ungeduld den trägen Lauf der Stunden. Ich sage, er maß ihn, denn, bei der rings herrschenden Todtenstille, hörte er jede halbe Stunde von der Glocke eines Thurmes anschlagen, wahrscheinlicherweise die von Trezzo.

Das erstemal, als dieser Klang so unerwartet, ohne daß er nur einen Gedanken hatte, woher, in sein Ohr traf, klang er geheimnißreich, feierlich in

seine Seele, wie die Stimme eines unsichtbaren, ungekannten Warners.

Als der Hammer endlich elfmal angeschlagen hatte, die Stunde, wo Renzo aufstehen wollte, richtete er sich halb empor, auf die Knie, verrichtete mit ungewöhnlicher Inbrunst sein Morgengebet, sprang auf, dehnte sich, streckte Arme und Beine von sich, rüttelte Leib und Schultern, wie um alle Glieder in Ordnung zu bringen, was jedes einzelne selbst zu thun schien, hauchte in die eine, in die andere Hand, rieb sie, machte die Hüttenthüre auf und sah vor allen Dingen rings umher, ob ihn auch Niemand gewahre. Da er Niemand sah, suchte er mit den Augen den gestern gewandelten Fußweg, erkannte ihn alsbald, deutlicher, bestimmter als er ihm im Gedächtnisse verblieben war, betrat ihn.

Der Himmel verkündete einen schönen Tag. Auf der einen Seite der Mond, bleich und strahlenlos, in dem aschgrauen, unendlichen Azurfelde schwimmend, das sich gen Morgen leicht und leise in ein röthliches Gelb färbte. Tiefer am Horizonte zogen sich einige ungleiche, lange Wolkenstreifen über ihn hin, mehr himmelblau als schwärzlich, die unteren Ränder der untersten mit Flammen gesäumt, die immer mehr und mehr aufloderten; gen Mittag leuchteten andere Wolken, leicht und luftig zusammengehaucht, in namenloser Farbenpracht. Wie rein ist nicht der Himmel der Lombardei, wenn er rein ist, wie strahlend,

wie unendlich friedvoll! Wäre Renzo hier gewesen, sich zu vergnügen, er hätte gewiß aufgeblickt, gewiß diese Morgendämmerung, so weit verschieden von der in seinem Gebirge, bewundern müssen. Aber er sah zur Erde, lief, theils um sich zu erwärmen, theils um bald sein Ziel zu erreichen, was er laufen konnte; lief über Felder und Haideplan, durch Gesträuch, durch Waldung, sah sich um, gedachte gleichsam mit Mitleid des Schauders, den sie ihm noch vor wenig Stunden verursachten, erblickte das Ufer wieder, sah hinab und sah zwischen niederem Gebüsche eine Fischerbarke, die dem Strome langsam entgegen näher schwamm, dem diesseitigen Ufer entlang. Er steigt sogleich zwischen dem Dorngebüsche hinab, steht am Ufer, ruft dem Fischer nachlässig zu, will sich den Anschein geben, einen unbedeutenden Dienst von ihm zu verlangen, winkt ihm aber, ohne es selbst zu wissen, mit der allerflehendsten Miene der Welt. Der Fischer wirft einen Blick längs dem Ufer hin, blickt forschend über das Wasser vor und zurück, richtet seinen Kahn nach dem Ufer, landet. Renzo stand so dicht am Flusse daß die Wellen seinen vorgesetzten Fuß bespielten, hielt sich an das Vordertheil des Kahnes, sprang hinein.

„Langsam, langsam!“ sagte der Schiffer; als er sah, mit welchem Geschicke der Jüngling ein Ruder ergriff und es regierte, fügte er hinzu: „Aha, vom Handwerk!“

„Ein wenig!“ entgegnete Renzo, und ruderte

mit einer Kraft und Meisterschaft, die keinen Dilettanten verriethen. Indem er alle seine Kräfte so anstrengte, warf er manchen düstern Blick nach dem Ufer, von welchem sie sich entfernten, manchen ängstlichen nach dem, welchem sie naheten, und ärgerte sich, so lange auf dem Wasser bleiben zu müssen, da die Strömung hier zu stark war, um gerade durchzuschneiden, und die Barke, halb die Fluth brechend, halb von ihr getrieben, in diagonaler Richtung überfahren mußte. Wie es gewöhnlich mit allen ein wenig dunkeln, verwickelten Dingen geht, daß ihre Schwierigkeiten sich zuerst ungeheuer darstellen und hernach, wenn es zur Sache kommt, sich als unbedeutend erweisen, so fühlte auch Renzo jetzt, als die Adda schon beinahe durchfahren war, peinliche Ungewißheit, ob er mit dem anderen Ufer auch wirklich das Gebiet von Bergamo erreicht, oder, nach diesem überwundenen Hindernisse, nur auf neue stoße. Er rief dem Fischer, der sich nach ihm umwandte, zu, winkte mit dem Kopfe nach der weißen Masse, die er am vorigen Abende wahrnahm und die sich ihm jetzt sehr deutlich darstellte. „Ist der Ort dort Bergamo?“ fragte er.

„Stadt Bergamo,“ entgegnete der Fischer.

„Und das Ufer schon Bergamer Grund und Boden?“

„Grund und Boden des heiligen Markus.“

„Es lebe der heilige Markus!“ rief Renzo. Der Fischer sagte nichts. —

Endlich gelangen sie zum Ufer. Renzo springt aus der Barke, dankt Gott im Herzen, dem Fischer mit Worten, greift in die Tasche, nimmt einen Lire, — nach Maßgabe der Umstände kein zu großer Lohn — und giebt ihn. Der Mann blickt noch einmal nach dem Mailänder Ufer, den Fluß auf und ab, streckt die Hand aus, nimmt die Gabe, steckt sie ein, öffnet die Lippen, macht mit großer Feierlichkeit das Zeichen des Kreuzes, sagt: „Glückliche Reise!“ und entfernt sich.

Damit der Leser über die Bereitwilligkeit, Gefälligkeit des Fischers gegen einen Unbekannten nicht zu sehr staune, müssen wir sagen, daß dieser Mann sehr oft von Betrügern sowohl als Banditten, um ähnliche Dienste angesprochen wurde. Er leistete sie nicht des, gewöhnlich ungewissen, spärlichen Gewinnes wegen, sondern um sich solche Leute nicht zu Feinden zu machen; leistete sie jedesmal, wann er gewiß war, nicht von Zöllnern, Häschern, oder andern Verräthern gesehen zu werden. So war er dem Einen wie dem Andern gewillt, wollte Alle mit der Unpartheilichkeit zufrieden stellen, die unentbehrlich, wenn man mit dem Einen umgehen, dem Andern Rechenschaft ablegen muß. Renzo blieb einen Augenblick am Ufer stehen, das jenseitige betrachtend, wo ihm noch im vorigen Augenblicke der Boden unter den Füßen brannte. — „Ach! Nun bin ich doch sicher!“ — war sein erster Gedanke. — „Fahre hin, vermaledeites Land!“ — der zwei-

te, der Abschied vom Vaterlande. — Aber der dritte betraf, was er in diesem Lande zurückließ. Er verschränkte die Arme über die Brust, seufzte, sah nach dem Fluße zu seinen Füßen und dachte: — „er floß unter der Brücke hin!“ — So nannte er, wie seine Landsleute, antonomatisch die Brücke von Lecco. — „Abscheuliche Welt! — Doch, wie Gott will!“ — Er wandte den traurigen Gegenden den Rücken, und schritt, bis er Jemand finde, der ihn zurechtweise, gerade auf die weiße Häusermasse an der Berglehne zu. Wie frank und frei, wie unbesorgt und kühn nannte er nicht Jedem, dem er begegnete, den Ort, wo sein Vetter wohnte, den Weg dahin zu erfahren. Der erste Wanderer sagte ihm, daß er noch neun Miglien entfernt sey.

Er legte diese Strecke nicht freudigen Muthes zurück. Abgesehen von den Sorgen, die er in sich trug, traf sein Auge bei jedem Blicke auf die traurigsten Gegenstände; sie erinnerten ihn fortwährend, daß Hungersnoth in diesem Lande nicht minder herrsche als in dem seinigen. Allerweges, besonders in den Landgütern und Dörfern, durch die er kam, sah er Bettler, von denen nur sehr wenige an ihren Stand gewohnt waren, als welche die meisten sich nicht durch ihre Kleidung, sondern durch ihr elendes Ansehen erwiesen: Bürger, Gebirgsleute, Handwerker, ganze Familien; überall hörte man bitten, zanken, winseln! Diese Scenen erregten nicht nur sein inni-

ges Mitleiden, auch den Gedanken an seine eignen Umstände.

„Wer weiß,“ dachte er wandernd, „wer weiß, ob es mir hier erwünscht geht, ob Arbeit zu haben ist, wie in früheren Jahren? Doch — Bortolo will mir wohl, er ist ein guter Mensch, hat sich etwas verdient, mich so oft schon eingeladen: er wird mich nicht verlassen. Und dann hat ja die Vorsehung so weit geholfen und wird weiter helfen.“ —

Er hatte schon seit einer Weile starken Appetit verspürt; je weiter er kam, je mehr nahm derselbe zu, und ob er schon, als er die Sache ernstlich untersuchte, fand, daß er es allenfalls bis an Ort und Stelle, von der er noch etwa zwei Miglien entfernt war, aushalten könne, so kam es ihm doch gar nicht schicklich vor, gleich, wenn er den ersten Fuß in des Vetters Wohnung setze, zu essen zu verlangen. Er suchte sein Besitzthum in der Tasche zusammen, zählte es und bedurfte, um zu wissen wie viel es sey, nicht langen Rechnens. Es war nicht viel, reichte aber zu einer Mahlzeit hin. Er ging in ein Wirthshaus, erquickte sich, bezahlte, und es blieben noch einige Soldi übrig. Als er heraus trat, sah er vor der Thüre, auf der Straße, zwei Frauen liegen, auf welche er beinahe getreten hätte. Die eine war ältlich, die andere, jüngere, trug einen Säugling an der Brust, der, als er vergebens Nahrung in ihr gesucht hatte, zu schreien anfing. Beide Weiber sahen

todtenbleich aus. Neben ihnen lag ein Mann, in dessen Antlitz und Gliederbau man noch Spuren ehemaliger, langem Elende fast gänzlich unterlegener, Robustheit wahrnahm. Alle drei streckten die Hände nach dem aus, der frank und fröhlich aus dem Hause trat; keines sprach, denn was konnten Worte auch noch weiter sagen? „Es waltet eine Vorsehung!“ sagte Renzo, griff schnell in die Tasche, gab seine letzten Soldi dem ihm zunächst Liegenden und machte sich auf den Weg.

Das Mahl und das gute Werk hatten ihm Körper und Seele erquickt, ihn ermuthigt und erheitert. Seitdem er auch seines letzten Soldo ledig war, hatte er mehr Vertrauen zu seiner Zukunft bekommen, als wenn er noch zehnmal reicher als vorher gewesen wäre. Wenn die Vorsehung, Unglücklichen, die, aller Hülfe entblöst, auf der Straße lagen, das Leben zu fristen, die letzten Quattrini eines fremden, heimathlosen, bettelarmen Flüchtlings anwendete; konnte sie wohl dieses ihr Werkzeug verlassen, dem sie ein so starkes, lebhaftes Gefühl ihres Waltens eingeflößt hatte? Wenn auch nicht so deutlich und bestimmt wie hier ausgesprochen, war dies des Jünglings Hauptgedanke; und als er an alle verwickelte Verhältnisse seines Lebens, die ihm vorher so trostlos schienen, dachte, stellten sie sich weit leichter dar.

Mangel und Theurung mußten einmal enden: man erndete doch alljährlich: Vetter Bortolo und ei-

gene Betriebsamkeit erhielten unterdeß: er hatte auch zu Hause einen kleinen Nothpfennig liegen, der bald herbeigeschickt war — so konnte er doch bis zu bessern Zeiten sparsam leben. — „Und sind die guten Zeiten endlich da," fuhr er in Gedanken fort, — „kommt auch die Lust zum Handel und Wandel wieder, man reißt sich um Mailänder Arbeitsleute, die am allerbesten ihr Handwerk verstehen; die Mailänder Arbeitsleute tragen die Nase wieder hoch, denn wer tüchtige Leute haben will, muß tüchtig bezahlen; man verdient sich seinen Unterhalt, kauft sich ein Häuschen und richtet es ein, verschreibt sein Bräutchen und .... Und warum denn so lange warten? wir hätten doch auch nur mit dem, was wir haben und verdienen, diesen Winter haushalten müssen! Warum sollte es denn hier nicht so gut wie dort gehen? Pfarrer giebt's an allen Orten. Ich lasse Beide kommen, kaufe ein Haus. Welche Freude, mit ihnen diese Straße in Gemeinschaft zurückzulegen, bis zur Adda im Baroccio zu fahren, auf dem Flusse ein Mahl zu halten, ihnen den Ort zu zeigen, wo ich herüberfuhr, das Dorngebüsch, durch das ich herabstieg, den Ort, wo ich mich nach dem Boote umsah!" —

Er erreichte das Dorf. Ehe er noch eintrat, bemerkte er schon ein hohes, hohes Haus mit mehren Reihen langer Fenster, die einen immer über den anderen, so dicht, als die Zimmerhöhe dem Stockwerke nur irgend zuließ; es war ein Spinnhaus. Er trat

ein und rief mit lauter Stimme durch das Geräusch des Wassers und der Räder, ob hier Bortolo Castagneri wohne.

„Herr Bortolo! Dort ist er.“

„Herr? — gutes Zeichen;“ dachte Renzo, erblickte den Vetter, lief auf ihn zu. Der Vetter dreht sich um, erkennt den Jüngling, der ausruft: „da bin ich!“ Ein Ach des Erstaunens, ein gegenseitiges Umarmen, ans = Herz = drücken. Nach dem ersten Empfange entzieht Bortolo unsern Freund dem Lärme der Maschinen, den Blicken der Neugierigen, nimmt ihn mit sich in ein anderes Zimmer und spricht: „Sey mir willkommen, willkommen, Du lieber Junge! Wie oft habe ich Dich nicht zu mir eingeladen, bist niemals gekommen, und kommst nun gerade in so böser Zeit.“

„Wie soll ich Dir es sagen, ich komme nicht aus freiem Willen,“ sagte Renzo und erzählte ihm, nicht ohne innere Bewegung, mit der äußersten Kürze seine traurige Geschichte.

„Wie sieht man nicht noch die rothen Blutstreifen, Du armer Renzo!“ sagte Bortolo. „Du hast Deine Hoffnung auf mich gesetzt und ich werde Dich nicht verlassen. Man braucht jetzt zwar wirklich keine neuen Arbeiter, kaum, kaum kann ein Jeder, die er schon hat, erhalten, um sie nicht ins Verderben zu bringen und seinem Handel zu schaden; aber der Herr

will mir wohl, folgt meinem Rathe, und, unter uns gesagt und ohne mich zu rühmen, verdankt er seinen Reichthum mir allein, eben so wie ich mein Bischen Geschicklichkeit mir allein verdanke. Ich bin der erste Arbeiter, mußt Du wissen, und eigentlich das Faktotum. Arme Luzia Mondella! Sie steht noch wie gestern vor mir, das gute Mädchen! Immer die andächtigste in der Kirche, und wenn man vor ihrem Häuschen vorüber ging .... Ich sehe es noch, das Häuschen am Ende des Dorfes, mit dem schönen Feigenbaume, der über die Mauer ragte ....“

„Still, still, wir wollen nicht davon reden.“

„Ich will nur sagen, wenn man auch immer vor dem Häuschen vorüber ging, so schnurrte und schnurrte auch das Rädchen. Und der Don Rodrigo! ja, ja, schon zu meiner Zeit war er auf solchen Sprüngen, jetzt wie ich merke, mag er wohl ganz eingeteufelt seyn. Wird aber doch unser Herr Gott nicht immer ein Auge zudrücken! — Ja, wie ich Dir sage, hier sucht uns der Hunger ein wenig heim .... Wie steht's denn mit Deinem Appetite?“

„Ich habe nicht lange erst unterwegs gegessen.“

„Hast Du denn auch Geld, he?“

Renzo streckte die Finger der einen Hand breit aus, führte sie zu den Lippen und hauchte darüber hin.

„Thut nichts,“ sagte Bortolo, „hab' ich welches! Fasse nur Muth! so Gott will, sollen sich die

Dinge bald ändern. Ich schieße Dir vor, Du giebst mir's mit der Zeit einmal wieder.“

„Ich habe noch einen Nothpfennig zu Hause liegen, den will ich mir schicken lassen.“

„Schon gut, unterdessen rechne nur getrost auf mich. Gott hat mich mit Gütern gesegnet, damit ich sie wohl anwende, und kann ich sie denn besser anwenden, als wenn ich Verwandten und Freunden damit aus der Noth helfe?“

„Ich habe der Vorsehung vertraut!“ rief Renzo und schüttelte dem guten Vetter herzlich die Hand.

„Also haben sie,“ sagte derselbe, „in Mailand solchen Höllenlärm gemacht? Ich glaube, sie sind toll. Man munkelte hier wohl schon so etwas, aber du mußt mir hernach Alles recht ausführlich beichten. Was haben wir uns nicht alles zu sagen! Hier, wie Du siehst, ist man ruhig und die Leute sind ein wenig vernünftiger. Die Stadt hat zwei tausend Last Getraide von einem venetianischen Kaufmanne erhandelt: es ist zwar aus der Türkei; aber wer hungert, nimmt's mit solchen Sachen nicht so genau. Es traf sich damit eigen: die Herren von Verona und Brescia standen auf und sagten: hier wird kein Getraide durchgeführt! Was that Bergamo? Es sandte einen Mann, der zu reden weiß, nach Venedig. Der Mann eilt was er eilen kann, tritt vor den Dogen, fragt was das heißen solle? und hält eine Rede, ja eine Rede, die, wie sie sagen, werth wäre, ge-

druckt zu werden. Es ist eine schöne Sache, wenn man den Mund so auf dem rechten Flecke hat! Es wird unverzüglich der Befehl zu ungehinderter Durchfuhr gegeben, die Städte müssen es nicht nur wieder herausrücken, sondern sogar geleiten, und es ist nun auf dem Wege hieher. Auch für das Landvolk ist gesorgt; ein Ehrenmann hat dem Senate vorgestellt, daß man außer der Stadt auch hungere, und gleich darauf hat ihnen der Senat vier tausend Scheffel Hirse, der doch auch Brod giebt, überwiesen. — Uebrigens, was brauche ich Dir's erst noch zu sagen? Giebt's kein Brod mehr, so essen wir Zukost. Gott hat mich mit Glücksgütern gesegnet, Du weißt es. Ich will Dich jetzt zu meinem Herrn führen, ich habe ihm schon manchmal von Dir vorgeschwatzt, er wird sich freuen, Dich zu sehen. Er ist ein wackrer Bergameser, nach altem Schrot und Korn, mit offenem Herzen. Er erwartet Dich jetzt zwar nicht, hört er aber die Geschichte .... Und dann kann er auch schon mit den Arbeitern auskommen, denn die Theuerung geht vorbei, der Handel bleibt. Vor allen Dingen muß ich Dir noch etwas sagen: weißt Du, wie man uns Mailänder hier zu Lande nennt?"

„Wie man uns nennt?"

„Man nennt uns Füchse."

„Das ist ein sauberer Name."

„So ist's: wer, in Mailand geboren, in Bergamo leben will, muß es sich gefallen lassen. Den

Leuten hier scheint der Titel Fuchs einem Mailänder so nothwendig zu gebühren, wie der Gnaden einem Kavaliere."

„„Nun, ich denke, sie werden ihn nur dem geben, der ihn sich geben läßt."

„„Mein Sohn, wenn Du Dich nicht daran gewöhnen kannst, Dich Fuchs nennen zu lassen, so gieb den Gedanken auf, hier zu leben. Und hätte man das Messer immer in der Hand, hättest Du meinetwegen zwei, drei, vier niedergestoßen, es käme doch einmal einer über Dich, und wie willst Du dann wohl, mit drei, vier Mordthaten auf Deinem Gewissen, vor Gottes Richterstuhl treten?"

„„Aber ein Mailänder, der ein wenig ...." er pochte wieder, wie im vollen-Mond-Gasthofe, mit dem Finger an die Stirne, „„ich meine, einer, der in seinem Handwerke wohlgesattelt ist ....?"

„„Gleichviel! er ist und bleibt ein Fuchs wie Andere. Weißt Du, wie mein Herr von mir mit seinen Freunden spricht? „„„Der Fuchs ist meinem Geschäfte ein wahrer Gottessegen, hätte ich den Fuchs nicht, ich säße gar manchmal in der Klemme."" — Es ist nun einmal so!"

„„Es ist die allergrößte Erbärmlichkeit, daß es so ist. Sie sehen doch unaufhörlich unsere Verdienste, sehen, daß wir es sind, die diese Kunst hierher verpflanzten, daß nur wir sie im Gange erhalten, und werden doch niemals klüger?"

„„Wenigstens sind sie es bis jetzt noch nicht geworden: vielleicht werden sie's mit der Zeit, werden's ihre Kinder; aber die Erwachsenen sind unverbesserlich, sie sind an diese Unart gewöhnt und werden sie nimmermehr ablegen. Und was ist's am Ende auch? Wie sie mit Dir in Mailand spaßten, war denn doch noch etwas Anderes, unsere lieben Landsleute thaten Dir doch gar zu große Ehre an.“

„„Nun ja, es ist wahr, wenn es eigentlich weiter nichts ist ....“

„„Recht so, recht so, bist Du einmal so gesinnt, so wird alles gut werden. Komm zum Herrn und fasse Muth.“

Es ward auch wirklich alles gut und lief so nach Bortolo's Versprechungen ab, daß wir nicht für nöthig halten, es näher zu erwähnen. Es waltete wirklich eine Vorsehung. Was den Nothpfennig aber anlangt, den Renzo zu Hause liegen hatte, so werden wir gleich hören, ob er ihm wirklich zu Statten kam.—

Achtzehntes Kapitel.

An dem nämlichen Tage, dem 13ten November, kam ein expresser Bote bei dem Herrn Amtmann in

Lecco an und überbrachte ihm eine Depesche des Herrn Polizeikapitains, welche die Order enthielt, alle nur möglichen, genauesten Nachforschungen anzustellen, um zu erfahren, ob ein gewisser junger Bursche, Namens Lorenzo Tramaglino, Seidenspinner, der sich der Gewalt praedicti egregii domini capitanei entzogen habe, palam vel clam in seine Heimath zurückgekehrt sey und ignotum der Zeit verum in territorio Leuci: quod si compertum fuerit sic esse, solle der besagte Amtmann trachten, quanta maxima diligentia fieri poterit seiner habhaft zu werden und ihn, wohl gefesselt, videlicet mit tüchtigen Handschellen versehen, da man aus Erfahrung wisse, daß Manschetten bei diesem Deliquenten nicht genügten, einzukerkern und im strengsten Verwahrsam zu halten, bis man Jemand senden werde, ihn abzuführen; in jedem Falle aber, er möge ihn nun auffinden oder nicht, accedatis ad domum praedicti Laurentii Tramaliini, et facta debita diligentia, quidquid ad rem repertum fuerit auferatis; et informationes de illius prava qualitate, vita, et complicibus sumatis; und von Allem gethanen und gesagten, gefundenen und nicht gefundenen, genommenen und gelassenen diligenter referatis. Nachdem sich nun der Herr Amtmann auf alle Weise vergewissert hatte, daß der Deliquent nicht zurückgekehrt sey, ließ er den Richter des Dorfes zu sich kommen und ging mit ihm, dem Notare, und einem großen Ge-

folge von Sbirren, zu dem bezeichneten Hause. Es war verschlossen, Niemand wußte, wer die Schlüssel habe, und wer sie hatte, ließ sich nicht blicken. Die Schlösser werden abgerissen, anbefohlnermaßen wird alles durchsucht, und man geht mit dem Hause um, wie mit einer erstürmten Stadt.

Das Gerücht von diesem Schritte verbreitete sich alsbald in der ganzen Gegend und drang auch zu den Ohren des Paters Christoforus. Gleich erstaunt, wie betrübt, fragte er Diesen und Jenen nach der Ursache dieses so höchst unerwarteten Falles, erfährt aber nichts als grundlose Vermuthungen und widersprechende Nachrichten und schreibt sogleich an Pater Bonaventura, von dem er gewiß die nöthigen Erkundigungen einzuziehen hofft. Unterdes wurden die Verwandten und Freunde Renzo's vor Gericht gefodert, alles, was sie von seiner verderbten Gemüthsart wissen, auszusagen. Es gereicht der Name Tramaglino Jedem, der ihn führt, zur Schmach, zum Unheil, zum Verbrechen, das ganze Dorf geräth in Aufruhr. Nach und nach erfährt man so viel: daß Renzo der Justiz, mitten in Mailand, entschlüpft und sogleich verschwunden sey; sagt sich heimlich ins Ohr, er habe sich schwere Dinge zu Schulden kommen lassen, vermag aber entweder nicht, sie zu nennen, oder nennt sie auf hunderterlei Weise. Jemehr man sie verschlimmern will, desto weniger glaubt sie Jemand im Dorfe, wo Jedermann Renzo'n als den bravsten Burschen kennt.

Viele vermuthen, zischeln es sich einer dem andern zu, daß es eine von Don Rodrigo in Bewegung gesetzte Maschine sey, seinen armen Nebenbuhler zu Grunde zu richten. — So ausgemacht bleibt es, daß, wer nach dem Anscheine, ohne die nöthige Kenntniß der Sache urtheilt, oft auch einem Schurken sehr Unrecht thun kann!

Wir, die wir alles am Besten wissen müssen, versichern, daß, wenn Don Rodrigo auch an Renzo's Unglücke antheillos war, er sich darüber doch wie über sein eignes Werk freuete und mit seinen Getreuen, namentlich mit dem Grafen Attilio triumphirte. Dieser hätte sich nach seinem anfänglichen Vornehmen eigentlich schon in Mailand befinden sollen; aber bei den ersten Nachrichten von der ausgebrochenen Empörung und dem Umherwüthen des Volkes in ganz andern Absichten, als sich etwa Stockprügel geben zu lassen, fand er für gut, bis auf bessere Kunde zu bleiben, wo er war. Er hatte dazu auch den besondern Grund, daß er ehedem viele Leute beleidigte und nun, da sie sich bisher nur aus Schwäche ruhig verhielten, befürchtete, Mancher derselben möge die Gelegenheit und den Augenblick benutzen, für alle empfangene Unbill mit einemmale Rache zu nehmen.

Dieser Aufschub dauerte indes nicht lange; der von Mailand angelangte Befehl zum besagten Verfahren gegen Renzo war schon ein Anzeichen, daß alles

wieder in der alten Ordnung sey und die ziemlich zugleich eintreffenden bestimmten Nachrichten machten es zur Gewißheit. Graf Attilio reiste nun sogleich ab, ermuthigte den Vetter, bei dem Unternehmen zu beharren, seine Absichten durchzusetzen, und versprach ihm, seinerseits sofort den Versuch zu beginnen, ihm den Mönch vom Halse zu schaffen, wobei der glückliche Umstand mit dem nichtswürdigen Schützlinge desselben treffliche Dienste leisten solle. Attilio war kaum fort, als Griso frisch und gesund von Monza zurückkam und seinem Herrn, was er erfahren hatte, kund gab: Luzia sey in dem Kloster, unter dem Schutze der Signora, lebe eingezogen wie eine Nonne, setze niemals einen Fuß ins Freie, und zeige sich selbst in der Kirche, zum großen Mißvergnügen Vieler, die etwas von ihren Abentheuern und viel von ihrer Schönheit gehört hatten und sehr neugierig waren, sie zu sehen, nur hinter einem Gitterfenster.

Dieser Bericht machte Don Rodrigo'n, wenn es möglich war, zu einem noch eingefleischteren Teufel. So viele, seinem Vorhaben günstige Umstände entflammten seine Leidenschaft, dieses Gemisch von Ehrfurcht, Wuth und schändlicher Begierde, immermehr. Renzo abwesend, flüchtig, verbannt, so daß man gegen ihn vornehmen konnte, was man beliebte, in gewissem Betrachte auch seine Verlobte als Rebellengut ansehen durfte; der einzige Lebende, der sich ihrer annehmen konnte und wollte und im Stande war,

einen Lärm zu machen, der auf der ganzen Erde und im Himmel selbst gehört werde: der wüthende Mönch — bald, hoffentlich, auch er unfähig zu schaden! Und dennoch wurden alle diese günstigen Umstände von einem einzigen ungünstigen, so zu sagen, vernichtet. Ein Kloster in Monza war, hätte auch keine Prinzessin darin gelebt, ein zu harter Knochen für Don Rodrigo's Zähne und wie er es auch immer hin- und herbedachte, er konnte weder Mittel noch Wege finden, Luzien, es sey mit List oder Gewalt, zu entführen. Er war drauf und dran, an seinen Anschlägen zu verzweifeln, fast entschossen, nach Mailand zu gehen, und zwar, um nur Monza nicht zu berühren, auf Umwegen, und sich dort mitten unter Freunde und Zerstreuungen zu stürzen, um durch heitere Gedanken den zu vertreiben, welcher ihn jetzt unaussprechlich quälte. Aber, aber, aber, die Freunde; nicht so hastig, nicht so eilig mit den Freunden! Konnte nicht, statt seinen Schmerz zu zerstreuen, ihre Gesellschaft ihn immerfort nur reizen und nähren? War es nicht wahrscheinlich, daß Attilio allbereits die Posaune angesetzt hatte, und Alles voller Erwartung war? — Ueberall würde man ihn gefragt haben, wie sich das Bergmädchen befinde; er mußte antworten können. Er hatte ihr nachgestellt und nachgestellt, und was hatte es ihm geholfen? Sein Vorhaben war allerdings ein wenig unadelig; aber, was schadete das! Wer kann alles, was er thun will, so genau

abmessen? Die Hauptsache ist, wirklich etwas zu thun; wie aber beendete er dieses Vorhaben? Wie? — Er ließ sich von einem Bauer, von einem Mönche verhöhnen! — Pfui! — Und als ein unerwartetes gutes Glück jenen aus dem Wege räumte und eines guten Freundes Geschick diesen, ohne Zuthun und Verdienst des blöden Laffen; wußte der feige Laffe nicht den geringsten Vortheil daraus zu ziehen und verzichtete niedrigerweise auf alles. Entweder durfte er nie mehr wagen, unter Ehrenmännern die Augen zu erheben, oder die Hand dem Degengefäße zu entziehen. Und wie wollte er dann nach dem Landsitze, nach dem Dorfe zurückkehren, wo er die endlosen, stechenden Erinnerungen der Leidenschaft wiederfand, mit ihnen den Schimpf eines mißglückten Unternehmens? Wie mußte nicht dadurch der allgemeine Haß gegen ihn wachsen, sein Glanz und seine Macht sich verringern! Mußte nicht auf dem Antlitze jedes Bauerbengels, und indem er sich tief zur Erde neigte, ein spottendes: „Nun, hast du sie verschmerzt, verlangst Du sie noch?“ zu lesen seyn? Der Weg des Lasters ist breit, aber deshalb nicht bequem, er ist klippen- und dornreich, und obwohl er abwärts führt, doch mühsam und beschwerlich. —

— Don Rodrigo wollte also nicht ablassen, nicht nachgeben, nicht stehen bleiben, konnte jetzt nicht mehr allein vorwärts dringen, und gerieth deshalb auf ein Mittel, das seine Wünsche dennoch könne

krönen helfen: er wollte sich Jemand zum Genossen und Verbündeten erkühren, dessen Hände oft weiter reichten, als Anderer Augen: einen Menschen oder Teufel, den oft nur die Unausführbarkeit einer Sache antrieb, sie auszuführen. Dieses Mittel hatte jedoch auch seine Gefahren und schlimmen Seiten, und war um so bedenklicher, da es sich nicht übersehen, nicht berechnen ließ, wie weit es führen werde, hatte man sich einmal mit diesem Menschen, der zwar sicherlich ein mächtiger Bundesgenosse, aber auch, als der tollkühnste Wagehals, ein sehr zweideutiger Führer, eingelassen.

Solche Gedanken hielten Don Rodrigo mehre Tage lang in der Wiederbekehrung; ein Entschluß, er mochte ausfallen wie er wollte, war ihm lästig. Während Dessen langte ein Brief vom Vetter an, worin derselbe meldete, daß die Mine wohl angelegt sey. Dem Blitze folgte bald der Donnerschlag; eines Morgens kam die Nachricht: Pater Christoforus habe das Kloster von Pescarenico verlassen. Dieser rasche, glänzende Erfolg, Attilio's mit tausend Possen erfüllter Brief, flößten ihm vielen Muth ein, bewirkten, daß er sich immer mehr zu dem gefährlicheren Entschlusse neigte; den Ausschlag gab die unerwartete Nachricht, daß Agnes — ein Schutz weniger für Luzien! — nach Hause rückgekehrt sey. — Was diese beiden Ereignisse betrifft, so wollen wir mit dem letzteren, sie zu erzählen, beginnen.

Die beiden armen Frauen waren kaum im Kloster eingepilgert und eingebürgert, als in Monza und deshalb auch natürlicherweise im Kloster, sich die Kunde von der Empörung in Mailand verbreitete; die Kunde an und für sich begleiteten eine Unzahl der verschiedenartigsten, übertriebensten Details. Die Schaffnerin, welche gerade zwischen Kloster und Welt stand, empfing Nachrichten sowohl von innen, als von außen, faßte sie mit vollen Ohren auf und theilte sie ihren Gästen mit.

„Man hat ihrer zwei, sechs, acht, vier, sieben eingesteckt; sie werden gehangen, ein Theil vor dem Krückenofen, der andere an der Straßenecke, unfern dem Hause des Präsidenten..... Ja, ja, und wißt Ihr wohl: Einer aus Lecco, oder der Gegend, ist entwischt. Ich weiß den Namen nicht, aber es kommt dann Jemand, der ihn weiß; Ihr kennt ihn vielleicht.“

Diese Nachricht, der Umstand, daß Renzo gerade an dem unglücklichen Tage in Mailand angekommen sey, beunruhigte die Frauen, Luzien besonders. Wie ward ihnen aber, als die Schaffnerin zurückkam und sagte: „er ist sogar aus Eurem Dorfe, der der Gerechtigkeit und dem Stricke entwischt ist, ein Seidenspinner, heißt Tramaglino: kennt Ihr ihn?“

Luzia saß und säumte ein Stück Leinwand. Die Arbeit fiel ihr aus den Händen, sie erblich und entsetzte sich dergestalt, daß es der Schaffnerin, wäre sie neben ihr gewesen, nicht hätte entgehen können.

Sie stand aber auf der Schwelle bei Agnesen, die zwar ebenfalls, doch nicht so sehr erschrocken war, die Fassung behielt und sich die Antwort abzwang: in einem kleinen Dorfe kenne ja Eines das Andere; sie kenne ihn auch, könne aber so etwas gar nicht von ihm glauben, da er ein ruhiger, stiller Mensch sey. Zuletzt fragte sie, ob er auch wirklich und wohin, entkommen sey?

„Daß er entwischt sey, sagt man allgemein, wohin? weiß Niemand; vielleicht erwischen sie ihn noch, vielleicht auch nicht; geschieht es, so mag Euer ruhiger, stiller Mensch....“

Zum guten Glücke wurde die Schaffnerin gerufen und ging. Man denke sich den Zustand von Mutter und Tochter! Die guten, trostlosen Leute mußten manchen Tag in dieser Ungewißheit verbringen, ihre Einbildungskraft führte sie auf seltsame Abwege, in Betreff der Ursachen, Umstände und Folgen des unglückseligen Falles, und sie sannen, jede für sich, oder leise mit einander, über die furchtbaren Worte hin und wieder.

Endlich, eines Donnerstags, langte ein Mann im Kloster an und fragte nach Agnesen. Es war ein Fischhändler aus Pescarenico, der, seiner Gewohnheit gemäß, seine Waare nach Mailand zu Markte führte. Pater Christoforus hatte ihn gebeten, wenn er nach Monza käme, in das Kloster zu gehen, die Frauen in seinem Namen zu grüßen, ihnen, was er

von Renzo's traurigem Schicksale wußte, zu hinterbringen, sie zu trösten, zu Geduld und Gottvertrauen zu ermuntern und ihnen zu sagen: daß er, der arme Mönch, sie nicht vergessen, ihnen bei jeder Gelegenheit helfen werde und sie von ihm durch dieses Mittel, oder ein ähnliches, allwöchentlich weitere Nachrichten empfangen sollten. Ueber Renzo wußte der Bote nichts Neueres und Bestimmteres, außer etwa der Gasthausscene und der ins Werk gesetzten Nachforschungen, die zwar alle vergeblich waren, doch aber die Auskunft verschafft hatten, daß er sicher nach Bergamo gelangt sey. — Diese Gewißheit mußte Luziens Schmerz sehr lindern; ihre Thränen floßen von nun an leichter und sanfter, die geheimen Gespräche mit ihrer Mutter waren ihr tröstlicher, und alle ihre Gebete wurden zu Dankopfern. Gertrud ließ sie sehr oft in ihr besonderes Sprachzimmer kommen, sprach oft sehr lange mit ihr, nahm Antheil an des Mädchens Natürlichkeit und Anmuth, und hörte ihre stete Dankbarkeit und Segnungen mit Vergnügen. Sie vertraute ihr sogar einen Theil — nämlich den schuldlosen — ihrer Geschichte, vertraute ihr, was sie alles, um hier zu leiden, gelitten habe, und Luziens anfängliches, scheues Staunen wandelte sich in Mitleid. Sie fand in der Erzählung mehr als genügende Gründe, sich das Seltsame im Betragen ihrer Wohlthäterin zu erklären, und Agnesens Lehre über das Wesen der Vornehmen kam ihr dabei besonders zu

Hülfe. Wie sie sich aber auch geneigt fühlte, Gertrudens, ihr bewiesenes, Vertrauen zu erwiedern, so hütete sie sich doch, ihr neues Unglück, den neuen Groll des Schicksals, was ihr jener flüchtige Seidenspinner sey, wissen zu lassen; wollte dies traurige, schmähliche Loos, so sehr sie konnte, verheimlichen. Nicht minder hütete sie sich, Gertrudens neugierige Fragen, in Betreff der Zeit vor der Verlobung, zu beantworten. Klugheitsregeln hielten sie nicht davon ab; aber dem armen Kinde schien diese Geschichte mißlicher, schwerer zu erzählen, als alles, was sie von der Signora hörte und hören konnte. In Diesem war von Unterdrückung, Hinterlist, Leiden die Rede, von argen, schmerzlichen Dingen, die sich aber dennoch aussprechen ließen: in Jenem mußte sie aller Augenblicke auf eines ihrer Worte, auf ein Gefühl treffen, was sie unmöglich selbst nennen, ihr Schmerzgefühl ließ es nicht zu, unmöglich umschreiben konnte: die Liebe!

Gertrud wollte manchmal ungeduldig über Luziens Ausweichen werden; aber sie war doch so lieblich, so ehrerbietig, erkenntlich, vertrauend! Manchmal wollte ihr Luziens zarte, zärtliche, scheue Schamhaftigkeit auch noch aus anderem Grunde mißfallen; aber das Mißfallen ging in der Süßigkeit eines Gedankens unter, der sie, sah sie Luzien, immer beherrschte, in dem: ihr Gutes zu thun. — Es war auch so: außer dem Schutze selbst gewährten Luzien diese Gespräche, dieses trauliche Wesen, manchen Trost, und

sie fand anderen in steter Arbeit. Immer bat sie, man möge ihr irgend Beschäftigung geben, ließ selbst in dem Sprachzimmer die Hände nie ruhen; wie denn aber traurige Gedanken sich überall aufdringen; — nähend und immer nähend, woran sie nie gewöhnt gewesen war, fiel ihr einmal über das andere ihre Haspel bei, was alles mit ihr!

Am nächsten Donnerstage kam jener erste Bote, oder ein anderer, mit Grüßen und Trost vom Pater Christoforus und mit der Bestätigung, daß Renzo entkommen sey. Näheres über sein Abentheuer überhaupt erfuhren sie auch diesmal nicht. Wie wir schon sagten, hatte es der Kapuziner von seinem Mitbruder in Mailand, dem er Renzo'n empfahl, zu vernehmen gehofft; empfing aber von ihm die Antwort: er habe weder den jungen Burschen, noch den Brief zu Gesicht bekommen; es habe zwar Jemand nach ihm am Kloster gefragt, sey aber, da er ihn nicht angetroffen, fortgegangen und nicht wiedergekommen.

Am dritten Donnerstage, kein Bote. Dies beraubte die Frauen nicht nur eines ersehnten gehofften Trostes, sondern gereichte ihnen auch, wie überhaupt jede Geringfügigkeit Traurigen, Verlegenen, zur Unruhe, zu hundert lästigen Befürchtungen. Agnes hatte schon vorher beabsichtigt, einmal zuzusehen, wie es um ihr Haus stehe; daß der Bote nicht kam, bestimmte sie, es zu thun. Es that Luzien an, ihrer

Mutter fern zu seyn; doch das Verlangen, wieder etwas zu erfahren, die Sicherheit, deren sie in diesem wohlbewahrten, heiligen Asyle genoß, besiegte ihre Einwürfe. Anderen Tages, ward beschlossen, sollte Agnes auf die Straße gehen, den von Mailand rückkehrenden Fischer erwarten und ihn bitten, sie auf seinem Karren mit ins Gebirge zu nehmen. Sie traf den Fischer und fragte ihn, ob er ihr nichts vom Pater Christoforus zu hinterbringen habe. Der Fischer hatte am Tage vor seiner Abreise unausgesetzt gefischt und vom Pater nichts gehört noch gesehen. Er gestattete Agnesens Wunsch willig; sie nahm von der Signora und von ihrer Tochter nicht ohne Thränen Abschied, versprach, bald von sich hören zu lassen und bald wiederzukommen, und ging. Unterwegs stieß ihr nichts zu. Sie verbrachten, wie der Fischer zu thun pflegte, einen Theil der Nacht in einer, Schenke brachen, bevor es tagte, wieder auf und kamen bei guter Zeit in Pescarenico an. Agnes stieg auf dem Klosterplatze ab, entließ ihren Führer mit manchem Gott-vergelt'es, und wollte doch, da sie einmal da sey, ihren guten wohlthuenden Pater sehen. Sie zog die Glocke, und wer öffnete, war Fra Galdino, jener Bruder-Sammler.

„Ei, liebe Frau, wo kommt Ihr denn her?"

„Ich möchte mit Pater Christoforus sprechen."

„Mit Pater Christoforus? der ist nicht da."

„Wird er denn lange ausbleiben?"

„Ja ....!“ sagte der Bruder, und zuckte die Achseln, daß die Kapuze sein kahles Haupt barg.

„Wo ist er denn hingegangen?“

„Nach Rimini.“

„Nach ....?“

„Nach Rimini.“

„Wo liegt das denn?“

„Weit, weit, weit;“ sagte der Bruder, mit der Hand in die Luft winkend, um eine sehr große Entfernung anzudeuten.

„Weh mir! Warum ist er denn aber so plötzlich abgereist?“

„Der Pater Provinzial hat es so gewollt.“

„Und warum haben sie ihn denn, da er hier so viel Gutes stiftete, abberufen. — Weh! weh mir armen Frau!“

Sollten die Oberen, liebe Frau, Rechenschaft von ihren Befehlen ablegen, wie würde es dann um den Gehorsam stehen?“

„Ja, ja, — es ist aber doch mein Unglück!“

„Wißt Ihr, wie es seyn wird? — Wahrscheinlich haben sie in Rimini eines guten Predigers bedurft. — Es giebt ihrer zwar überall, manchmal besteht man aber gerade auf einem besonderen. — Der dortige Pater Provinzial wird an den unsern geschrieben haben, ob er einen Mönch mit den und den Eigenschaften besitze? Pater Provinzial wird gesagt haben:

da paßt Pater Christoforus! — Und wie man sieht, ist es auch so.“

„Ach, wir armen Leute? Wenn ist er denn abgereist?“

„Vorgestern.“

„Nun seht; wäre ich meiner Ahnung gefolgt und einige Tage früher gekommen! Und man weiß nicht, wenn er zurückkommt? Nur so ungefähr?“

„Gute Frau, das weiß der Pater Provinzial vielleicht selbst nicht. Ist ein Pater Prediger bei uns einmal ausgeflogen, so weiß man nicht, auf welchem Zweige er sitzen bleiben wird. Er wird nach hier und dort verlangt, wir haben Klöster in allen vier Welttheilen. Es ist keine Frage, daß Pater Christoforus in Rimini großes Aufsehen mit seinen Fastenpredigten erregen wird. Er predigt nicht immer aus dem Stegreife, wie hier für die Landleute, für die Kanzeln in der Stadt hat er seine herrlichen, geschriebenen Predigten und trägt sie in vollem Priesterornate vor. Der Ruf des großen Predigers geht dann überall umher und sie können ihn verlangen von .... von woher weiß ich? Und dan muß man ihn geben; denn wir leben vom Mitleiden der Welt, und es ist billig, daß wir ihr dienen.“

„Ach, weh mir, weh mir!“ rief Agnes, dem Weinen nahe. „Was soll ich ohne ihn anfangen? Er sorgte für uns wie ein Vater. Welch schweres Unglück für uns!“

„Hört, gute Frau: Pater Christoforus war gewiß ein braver Mann, aber es giebt auch noch andere; versteht wohl, so mitleidig und verständig wie er, die eben so mit Vornehmen und Geringen umzugehen verstehen. Wollt Ihr den Pater Athanasius? den Pater Hieronymus? Pater Zacharias? Pater Zacharias ist ein sehr würdiger Mann! Steht nicht, wie einfältige Leute, an, weil er so klein sey, keine Stimme habe und einen so dürftigen Bart: doch ich will Euch nicht zureden, denn es hat ein jeder sein Gutes; aber es giebt doch keinen besseren Rathgeber in der Noth, als ihn.“

„Ach du heilige Geduld!“ rief Agnes mit halber Dankbarkeit, halbem Aerger, wie bei einem Rathschlage, der mehr guten Willen als Fähigkeit verräth: „was bekümmere ich mich darum, was an einem andern Manne sey oder nicht sey, wenn ich den nicht mehr habe, der alle unsere Sachen, der die Mittel kannte, uns zu helfen?“

„Nun so müßt Ihr Geduld haben.“

„Daß weiß ich,“ entgegnete Agnes, „verzeiht, daß ich Euch störte.“

„Nicht doch liebe Frau. Ich beklage Euch aufrichtig. Und wenn Ihr Euch entschließt, einem unserer Väter Euch zu entdecken, ist das Kloster immer hier und läuft nicht davon. Nun, ich komme bald zu Euch, Oel zu sammeln.“

„Gehabt Euch wohl,“ sagte Agnes; und ging,

verlassen, verwirrt, entmuthigt nach ihrem Dörfchen zu, dem armen, seines Stabes beraubten Blinden ähnlich. Da wir ein wenig mehr als Bruder Galdino von der Sache wissen, so können wir nunmehr den Verlauf erzählen.

Attilio war kaum nach Mailand zurück, als er, versprochenermaßen, zu Don Rodrigo's Gunsten, ihrem gemeinschaftlichen Onkel, einem Mitgliede des geheimen Rathes, seinen Besuch machte. (Dieser Rath bestand damals aus dreizehn Männern mit Mantel und Degen, war dem Gouverneur zur Seite gegeben, und verwaltete, ward sie durch Tod oder Wechsel auf einige Zeit erledigt, dessen Stelle.) Der gräfliche Onkel war einer der Aeltesten dieses Rathes, nicht ohne Einfluß, und verstand, sich auf unvergleichliche, meisterhafte Weise ein Ansehn zu geben und geltend zu machen. Hochtrabende Worte, bedeutungsvolles Schweigen, Abbrechen mitten im Strome der Rede, ausdrucksvolle Blicke, Schmeicheleien, die nichts versprachen, Drohungen im größten Zeremoniel; alles diente seinen Endzwecken, aus Allem wußte er mehr oder minder Vortheil zu ziehen. Bis hinab zu einem: ich kann nichts in der Sache thun! das manchmal völlig der Wahrheit gemäß gesagt wurde, aber in einem Tone, dem man keinen Glauben beimaß; trug jedes seiner Worte bei, den hohen Begriff Anderer von seiner Macht und seine Macht in der That, zu steigern. Er glich den großen Büchsen

mit arabischer Umschrift, in denen nichts ist und auf welche mancher Apotheker hält, um der Welt Ehrfurcht für seine Kunst zu schärfen. Das Ansehen des gräflichen Onkels, welches seit langer Zeit immer nur Schritt vor Schritt wuchs, hatte endlich zuletzt einen Riesenschritt gethan; er wurde mit einem Auftrage an den Hof von Madrid gesandt, und wie man ihm auch dort begegnete, er trug es der Welt vor. Um weiter nichts zu sagen, hatte ihn der Graf-Herzog mit besonderer Auszeichnung behandelt, war in seinem Vertrauen nicht allein so weit gegangen, ihn einmal, man kann sagen, vor dem ganzen Hofe, zu fragen, wie ihm Madrid gefalle, sondern hatte ihm selbst einmal in einer Fensterwölbung, unter vier Augen, vertraut: der Dom von Mailand sey der größte Tempel in den Staaten des Königs.

Nachdem Attilio den gräflichen Onkel auf die wirksamste Weise gekirrt und ihn des Vetters unterthänige Grüße hinterbracht hatte; sagte er mit so strengem Ernste, wie er immer, wenn es nöthig war, bei der Hand hatte: „ich glaube meine Pflicht zu thun, gnädigster Onkel, ohne Rodrigo's Vertrauen zu mißbrauchen, wenn ich Euch eine Sache mittheile, die, legt Ihr nicht die Hand darauf, sehr ernste Folgen haben kann....“

„Wohl einen von seinen bekannten Streichen?“

„Ich muß der Wahrheit ihr Recht anthun und gestehen, daß das Unrecht nicht auf Rodrigo's Seite

ist, aber er ist aufgeregt und, wie ich sage, kein Anderer als der Herr Onkel....“

„Laß hören, laß hören.“

„Es lebt in der dortigen Gegend ein Kapuzinermönch, der meinem Vetter nachstellt, und die Sache ist so weit gediehen, daß....“ —

„Wie oft habe ich Euch nicht, dem Einen wie dem Andern, gesagt, daß man die Mönche Hahn in ihrem Korbe muß seyn lassen! Man kann schon froh seyn, wenn man sie sich vom Leibe hält und sie sich nicht in unsre Angelegenheiten mengen!“ Er hustete. „Ihr aber könnt ihnen doch aus dem Wege gehen....“

„Herr Onkel, ich kann nicht umhin, Euch zu versichern, daß Rodrigo, wäre es möglich gewesen, gern aus dem Wege gegangen seyn würde. Der Mönch ist ihm auffäßig, greift selbst ihn auf jede Weise an....“

„Was zum Henker hat denn der Mönch mit meinem Neffen?“

„Zuvörderst ist er ein unruhiger Kopf, den man überall als solchen kennt und dem es ein Gewerbe ist, mit Kavalieren anzubinden. Dann beschützt er, hütet, oder was weiß ich, ein Landmädchen aus der Gegend und hat für sie eine christliche, eine Liebe.... ich mag nicht sagen eine fleischliche Liebe, aber eine sehr eifersüchtige, verdächtige, empfindliche Liebe.“

„Verstehe!“ sagte der Oheim; und aus einem

gewissen Grunde der Dummheit, womit sein Gesicht von Natur übermalt war, und den Politik mit manchem Zuge überkleidet und bedeckt hielt, blitzte ein Strahl von Bosheit, die sich recht wohl auf ihm ausnahm.

„Seit einiger Zeit," fuhr Attilio fort, „hat sich dieser Mönch in den Kopf gesetzt, Rodrigo habe, ich weiß nicht welche, Absichten auf . . ."

„In den Kopf gesetzt! in den Kopf gesetzt! Ich kenne ihn schon, den Herrn Don Rodrigo! Ihn in solchen Sachen rein zu waschen, bedarf es ganz anderer Advokaten, als Euch, mein Herr Graf Attilio!"

„Daß Rodrigo vielleicht, gnädigster Herr Onkel, mit dem Mädchen, begegnete er ihr unterweges, einmal gescherzt habe, will ich nicht widerstreiten: er ist ein junger Mann, und ein für allemal doch kein Kapuziner. Das sind aber zu unwichtige Dinge, mit dem gnädigen Onkel darüber zu sprechen: die Hauptsache ist, daß der Mönch mit Don Rodrigo gesprochen hat, wie man mit einem Strauchdiebe sprechen würde, daß er die ganze Gegend wider ihn aufzureizen sucht."

„Und die anderen Mönche?"

„Kümmern sich nicht darum, weil sie ihn als einen Hitzkopf kennen und für Rodrigo alle Ehrfurcht haben; dagegen hat er aber, weil er ein wenig den Heiligen spielt, großen Anhang unter den Landleuten und . . ."

„Er weiß wohl nicht, daß Rodrigo mein Neffe ist.“

„Er weiß es. Das ist es eben, was ihm die Wuth einjagt.“

„Wie? wie?....“

„Weil er, wie er selbst sagt, eben deshalb, weil Rodrigo einen so mächtigen Beschützer und Verwandten wie Euer Gnaden habe, Vergnügen daran finde, ihn zu verfolgen: er schere sich weder um Vornehme noch Mächtige, der Strick des heiligen Franz sey stark genug, ihnen die Hände zu binden, er....“

„Ueber den tollen Mönch! wie heißt er?....“

„Bruder Christoforus von***,“ sagte Attilo, und der gräfliche Oheim zog schnaubend und brummend aus einem Schubfache eine Schreibtafel und bemerkte sich darin den bescheidenen Namen. Attilio sprach unterdes weiter: „Er hat es von jeher so getrieben. Wißt Ihr seine Lebensgeschichte? Er war bürgerlich, hatte ein paar Soldi in der Tasche und wollte es damit den Kavalieren seines Ortes gleich thun. Aus Wuth, daß er einigen nachstehen mußte, ermordete er einen und ward, dem Galgen zu entgehen, Mönch.“

„Gut, gut, herrlich! Wir werden sehen, wir werden schon sehen!“ sagte der Oheim, ganz außer sich vor Wuth.

„Jetzt nun,“ fuhr Attilio fort, „ist er wüthender als je, weil ihm ein Anschlag zu nichte geworden

ist, der ihm das Herz sehr abdrückte. Aus ihm wird der Herr Onkel ersehen, was er für ein Patron ist. Er wollte jene seine Kreatur, es sey nun, sie vor etwanigen Gefahren zu retten, — Ihr versteht mich! — oder aus anderem Grunde, verheirathen, wollte sie, es koste was es wolle, verheirathen. Eine andere seine Kreatur, ein Kerl, den vielleicht, nein, den gewiß der Herr Onkel dem Namen nach kennt, weil im geheimen Rathe zweifellos von diesem saubern Subjekte die Rede war, ..."

„Wer ist's?"

„Ein Seidenspinner, Lorenzo Tramaglino, eben der...."

„Lorenzo Tramaglino!" rief der Oheim. „Ei, ei, ein würdiger Pater! Ja, ja .... in der That .... er hatte einen Brief an, ... Verdammt, daß er auch .... thut aber nichts; es ist schon gut so. Warum kann mir denn aber der Herr Don Rodrigo nichts von alle dem sagen? warum läßt er die Sachen so weit gedeihen und vertraut sich nicht dem an, der ihm helfen kann und wird?"

„Ich bin auch in diesem Stück aufrichtig. Einestheils wußte er, daß der Herr Onkel so schon so viel zu sorgen und zu denken hat, ..." (der Onkel athmete tief empor und bewegte die Hand, andeutend, was er alles für schwere Lasten zu tragen habe) „und würde sich ein Gewissen gemacht haben, ihm noch mehr aufzubürden; anderntheils aber — ich gestehe

es frei — scheint er mir, nach dem, was ich gemerkt habe, so erbittert und außer sich, so aufgebracht über die Schändlichkeiten des Mönchs, daß er eher geneigt ist, auf eine oder die andere willkührliche Weise sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, als sie auf dem Wege Rechtens und der Klugheit, durch den Herrn Onkel nachzusuchen. Ich habe zwar immer versucht, Wasser in die Flamme zu gießen, da ich aber sah, wie sie immermehr um sich griff, so hielt ich für rathsam, den Herrn Onkel, der ganzen Familie Haupt und Stütze, davon in Kenntniß zu setzen."

„Hättest nur früher den Mund aufthun sollen."

„Das ist wohl wahr; aber ich hoffte immer, die Sache werde sich von selbst wieder geben, der Mönch entweder zur Vernunft zurückkehren, oder — wie es ja immer mit den Mönchen geht, daß sie bald hier, bald da sind — das Kloster verlassen; und dann wäre es mit einemmale alle gewesen. Aber ...."

„Jetzt liegt mir ob, die Sache ins Gleis zu bringen."

„So dachte ich auch. Ich dachte: der Herr Onkel wird mit seinem Einflusse, seinem Scharfsinne schon Aufsehen zu verhüten und Rodrigo's Ehre, die zugleich auch die seine ist, zu retten wissen. Der Mönch, dachte ich mir, schwatzt immer vom Stricke des heiligen Franz; aber muß man ihn denn gerade, um ihn zu seinen Zwecken zu nutzen, um den Leib gegürtet haben? Der Herr Onkel hat hundert, mir unbewußte,

Hülfsmittel, ich weiß, daß ihn der Pater Provinzial, wie nicht mehr als billig, hoch verehrt, und wenn der Herr Onkel der Meinung wäre, daß es in diesem Falle das Gerathenste, den Mönch wo anders hin zu versetzen, es bedürfte nur zwei Worte ....“

„Ueberlasse der Herr Neffe das nur dem zu bedenken, der es zu bedenken hat;“ sagte der Oheim etwas bitter.

„Ach!“ rief Attilio, den Kopf schüttelnd, mit einem mitleidigen Lächeln über sich selbst: „es ist ja doch wahr! Bin ich der Mann darnach, dem gnädigen Herrn Oheim zu rathen? Aber es ist nur Eifer für die Ehre des Geschlechtes, der mich irre führt. Ich fürchte,“ fügte er nachdenklich, wie es schien, hinzu, „ich fürchte, noch wo anders gefehlt, fürchte, dem Vetter in der Meinung des gnädigsten Onkels geschadet zu haben. Es würde mir keine Ruhe lassen, hätte ich Euch etwa den Irrthum erregt: Rodrigo hege für Euch nicht all' das hohe Vertrauen, dieselbe unbegrenzte Ergebenheit, die seine Pflicht verlangt. Glaubt mir, Herr Onkel, er ist in diesem Punkte ....“

„Still, still; was wollt Ihr Euch einander vorwerfen? Vertragt Euch, vertragt Euch wie immer, hütet Euch mehr vor dummen Streichen. Ihr junges Volk lauft immer kopflos in den Tag hinein, daß man nicht genug hinter drein seyn kann; Ihr macht mir mehr zu schaffen, bringt mich in ärgere

Klemmen, als..." — man kann sich denken, wie tief er hier aufseufzte — „alle die — vielgeliebten Staatssachen."

Attilio versprach Besserung, entschuldigte sich nochmals, schmeichelte und dankte, beurlaubte sich und ging, von einem: „Man werde vernünftig!" der Abschiedsformel des Oheims an seine Neffen, begleitet.

Neunzehntes Kapitel.

Erblickte Jemand auf einem schlecht bebauten Felde Unkraut, etwa Sauerampfer, und wollte er wissen, wie es dahin gekommen sey: ob das Samenkorn wirklich daselbst reifte, ob der Wind es dahin führte, ob ein Vogel es herabfallen ließ; er würde, grübelte er eine Ewigkeit nach, nicht damit zu Stande kommen. So wissen auch wir durchaus nicht, ob dem gräflichen Oheime aus eigenem Hirn, ob auf Attilio's Veranlassung der Gedanke erstieg: eine schlimme Sache mittelst des Paters Provinzial beizulegen. — So viel ist gewiß, daß Attilio jenes Wort absichtlich hinwarf. Ob er wohl wußte und erwarten konnte, daß einem so unbemäntelt gegebenen Rathe der mürrische Dünkel

des Oheims widerstehen werde; so wollte er ihm doch auf jede Gefahr diesen Ausweg bemerkbar machen, ihm andeuten, was die Sache, nach seinem Plane, am besten ordnete. — Der Ausweg war hingegen auch wieder den Umständen der Gemüthsart des Oheims so angemessen, daß er sicherlich, auch ohne Eingebung, auf ihn getroffen seyn, ihn ergriffen haben würde.

Es handelte sich darum, daß in einem nur gar zu offen geführten Kriege Jemand seines Namens, sein Neffe, nicht unterliege: und das war doch etwas, dem ihm so hochwichtigen Ehrenpunkte sehr Wichtiges. Die Genugthuung, die der Neffe sich selbst verschaffen konnte, würde Uebel nur ärger gemacht, alles Unheil nur gemehrt haben; man mußte ihr ohne Zeitverlust in jedem Falle vorbeugen. Wollte man befehlen, er solle seinen Landsitz alsbald verlassen: er würde entweder nicht gehorchen, oder, that er es, war es ein Entweichen, Flucht des ganzen Geschlechtes vor einem Kloster. Befehle, gesetzliche Kraft, Einschüchterungen vermochten nichts über einen Feind der Art. Die ganze weltliche und Ordensgeistlichkeit war unabhängig von anderer, als ihrer eigenen Gerichtsbarkeit; und zwar nicht nur die Personen, selbst die Orte, wo sie wohnten. Es muß Jedermann bekannt seyn, hätte er auch nie etwas Geschichtliches außer dieser Geschichte gelesen. — Alles was man gegen einen solchen Gegner vermochte, war, ihn wo möglich zu enfernen, und

dazu bedurfe man des Paters Provinzial, auf den es ankam, wo ein Mönch seyn und bleiben sollte.

Der Pater Provinzial und der gräfliche Onkel waren alte Bekannte, hatten sich zwar selten gesehen, jedesmal aber unter wiederholten Freundschaftsversicherungen, unter angelegentlichen Dienstanerbietungen. Es ist bisweilen leichter, mit Jemand auszukommen, der über Viele gebietet, als mit Jemand, der nur gehorchen muß. Dieser hat häufig nur sein Interesse, seine Leidenschaften im Auge und kümmert sich um nichts weiter! Jener übersieht mit einem Blicke hundert Verhältnisse, hundert Fälle, hundert Angelegenheiten, hat hundert Dinge zu meiden, hundert zu bewachen und muß sich daher hundertfach zertheilen.

Alles wohl erwogen, lud der Oheim den Pater Provinzial eines Tages zum Mittagsessen ein, und ließ ihn einen Kreis, mit der feinsten Unterscheidungsgabe gewählter Gäste, finden. Einige der titelreichsten Blutsverwandten, die zusammen aus seinem Geschlechte einen einzigen langen Titel machten und, schon allein durch ihr Betragen, durch eine gewisse angeborene Sicherheit, durch eine herrische Herablassung, von den höchsten Dingen mit der ausgemachtesten Vertraulichkeit sprechend, selbst ohne es absichtlich zu wollen, in jedem Momente das Bild der Ueberlegenheit und Macht einprägten, erneuten; einige dem Hause erblich oder dem Hausherrn per-

sönlich zu lebenslänglicher Dienstbarkeit verbundene Schützlinge, die schon bei der Suppe anfingen, mit Mund, Augen, Ohren, Kopf, ja mit dem ganzen Körper, und mit ganzer Seele zu bejahen, und Einen beim Desert wohl dahin gebracht haben konnten, nicht mehr zu wissen, wie man es anfange, etwas zu verneinen.

Ueber Tische lenkte der Hausherr das Gespräch sehr bald auf das Thema Madrid. In Rom muß man viele Schulen durchgehen, in Madrid hatte er sie alle durchgangen. Er sprach vom Hofe, vom Grafen-Herzoge, von den Ministern, von der Familie des Gouverneurs, von den Stierkämpfen, die er auf das Genaueste beschreiben konnte, weil er ihnen vom besten Platze, vom Eskurial aus zusah; sprach vom Eskuriale selbst, wo ihn der Graf-Herzog in jedem Winkel habe herumführen lassen. Eine Zeit lang hörte ihm die ganze Versammlung wie ein Auditorium zu, dann entspannen sich Zwischengespräche und er fuhr, wie im Vertrauen zu dem Pater Provinzial, der neben ihm saß, ihn reden und reden ließ, fort, ihm ähnliche Dinge zu erzählen. Bei einem gewissen Punkte gab er indes dem Gespräche eine Wendung, brach von Madrid ab und führte es von Hof zu Hof, von Würde zu Würde, bis endlich zum Kardinale Barberini, der Kapuziner und Bruder des damaligen Pabstes Urbans VIII war. Hier mußte auch er ein wenig reden lassen und anhö-

ren, und sich erinnern lassen, daß die Menschen auf dieser Erde am Ende nur nach ihren guten Werken gerichtet würden. Als bald hernach die Tafel zu Ende war, bat er den Pater Provinzial, mit ihm in ein anderes Zimmer zu treten.

Vollendete Erfahrung und Schlauheit standen sich hier in zwei hohen, sich entgegengesetzten Würden gegenüber.

Der vornehme Gräf bittet den hochwürdigen Pater, sich zu setzen, setzt sich neben ihn und spricht: „bei der zwischen uns bestehenden Freundschaft habe ich geglaubt, mit Ew. Hochwürden über eine uns beiderseits wichtige Sache reden zu müssen, die nur zwischen uns abgemacht, und nicht weiter bekannt werden darf. Ich will Euch ohne Hehl und nur mit zwei Worten sagen, wovon die Rede ist; Ihr wißt: in dem Kapuzinerkloster von Pescarenico ist ein Pater, Namens Christoforus von ***?“

Der Provinzial nickte bejahend.

„Hört einmal, hochwürdiger Herr! aufrichtig, als Freund gesagt .... dieser Mensch .... dieser Pater .... Ich kenne ihn nicht von Person; kenne schon einige Väter-Kapuziner, das sind alles Goldleute, eifrig, klug, bescheiden; ich war von Kindesbeinen an Freund des Ordens .... Aber wie denn in jeder etwas zahlreichen Familie immer ein Individium, ein Einzelner .... Nun, dieser Pater Christoforus, weiß ich aus mehren Anzeichen, ist ein Mann .....

der ein wenig Zank und Streit liebt.... nicht immer der Klugheit huldigt .... und eben meine Beweise .... Er muß sicherlich schon mehr als einmal Hochwürden Verdruß gebracht haben."

— „Verstehe, eine Versetzung!" — dachte der Provinzial. „Ist meine Schuld; ich konnte ja wissen, daß der gebenedeite Christoforus besser zum Wandern von Kanzel zu Kanzel taugt, nicht aber auch nur sechs Monate in einem Kloster, besonders in einem auf dem Lande, weilen darf." — „Es thut mir," sagte er laut, „in der That leid, gnädiger Herr, daß Ihr vom Pater Christoforus nicht besser denkt. So viel ich weiß, ist er ein Geistlicher, ... das Vorbild im Kloster, und überall hochgeachtet."

„Begreife wohl, Hochwürden, Ihr müßt .... aber, aber, als aufrichtiger Freund, will ich Euch eine Sache mittheilen, die Euch sehr wichtig seyn muß; wißt Ihr sie schon, so muß ich Euch doch wenigstens, und kann es ohne Pflichtverletzung, auf mögliche Folgen aufmerksam machen, die .... die .... ich kann da nicht mehr sagen. Wir haben Kunde erhalten, daß dieser Pater Christoforus einen Menschen aus jener Gegend beschützte, einen Menschen — Hochwürden werden von ihm gehört haben, — denselben der den Händen der Gerechtigkeit so schmählich entwich, nachdem er an jenem unseligen St. Martinstage Dinge, Dinge begangen hatte .... Lorenzo Tramaglino!"

„O weh!" dachte der Provinzial und sagte:

„Diese Nachricht ist mir ganz neu. Indeß ist Euch bekannt, gnädiger Herr, daß ein Theil unserer Ordenspflicht eben darin besteht, Verirrte aufzusuchen, auf den rechten Pfad zurückzuführen ...."

„Sehr wohl; aber der Umgang mit Verirrten gewisser Art....! Es sind sehr kitzliche, sehr delikate Dinge...." Anstatt hier die Backen aufzublasen und zu schnauben, biß er die Lippen zusammen und zog gerade so viel Athem ein, als er schnaubend ausgeblasen haben würde. Er fuhr fort: „Ich habe für nöthig erachtet, Euch diesen Fingerzeig zu geben, denn wenn Sr. Excellenz jemals .... könnte leichter ein Bericht nach Rom erfolgen .... ich weiß nicht .... und von Rom wieder...."

„Ich bin Euch für die Nachricht verbunden, gnädiger Herr, doch auch überzeugt, daß, wenn man Erkundigungen über die Sache einzieht, man finden wird, Pater Christoforus habe mit jenem Menschen keine weitere Gemeinschaft gehabt, als die, ihm den Kopf zurecht zu rücken. Ich kenne den Pater Christoforus."

„Ihr wißt also auch, was an ihm als Weltkind war, wißt die Streiche, die er in seiner Jugend machte."

„Das gereicht eben der Kutte zur Ehre, daß ein Mensch, dem man Manches aus seinem Weltleben nachzusagen weiß, sobald er sie anlegte, ein ganz An-

derer ward. Und seit wie lange trägt Pater Christoforus bereits dieses Kleid ...."

„Ich möchte Euch gerne glauben, gewiß, ich möchte Euch gerne glauben, zuweilen aber .... wie das Sprichwort sagt .... macht das Kleid noch nicht den Mann."

Das Sprichwort paßte nicht ganz hieher, der Graf hatte es aber anstatt eines anderen angeführt, das ihm gerade beifiel: Was ein Häckchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. —

„Ich habe Anzeichen," fuhr er fort, „ich habe Beweise...."

„Wißt Ihr irgend einen Fehltritt des Geistlichen," sagte der Provinzial, „— wir können alle irren — namhaft zu machen, so bitte ich sehr, es gegen mich zu thun. Ich bin Oberer, zwar sonder Verdienst und Würden, aber ich bin eben da, zu bessern, zu helfen...."

„Ich will es Euch sagen: zu dem schlimmen Umstande, der Vertraulichkeit des Paters mit jenem Verbrecher, kommt noch ein Anderer, nicht minder ärgerlicher, der leicht .... — Aber wir werden uns schon unter uns verständigen; es kommt zu ihm noch ein anderer, sage ich: Peter Christoforus hat mit meinem Neffen, Don Rodrigo*** Streit angebunden."

„O, das mißfällt mir, das mißfällt mir in der That."

„Mein Neffe ist ein junger Mann, hitzig, fühlt sich, ist nicht gewöhnt, sich höhnen zu lassen ....“

„Es ist meine Pflicht, mich von dieser Sache genau zu unterrichten. Wie ich Euch schon sagte, gnädiger Herr, und Ihr versteht, vermöge Euerer Weltklugheit und Humanität, besser über so etwas zu urtheilen, wir sind alle von Fleisch und Bein, alle sterbliche Menschen .... heute in dem, morgen in dem: und hat unser Pater Christoforus gefehlt ....“

„Versteht mich wohl, Hochwürdiger, es sind Dinge, die, wie ich sage, unter uns abgemacht, hier in Schweigen vergraben werden müssen, stört man sie zu sehr auf, werden sie nur böser. Ihr wißt ja, wie es wohl geschieht: Stänkereien, heimlicher Groll, oft von den nichtswürdigsten Geringfügigkeiten erzeugt, werden oft so weit, so weit getrieben.... Will man der Wurzel nachforschen, man findet sie in der Regel nicht nur nicht, sondern stört nur hundert andere, unangenehme Nebendinge auf. Man muß besänftigen, abbrechen, hochwürdigster Pater, abbrechen, besänftigen. Mein Neffe ist jung, der Geistliche muß, nach dem, was ich höre, noch ziemlich rüstig seyn, denn, mit den Neigungen der Jugend .... Unsere Sache nun, die wir bei Jahren sind, (leider schon gar zu sehr, nicht, Hochwürdiger?) unsere Sache ist's, unsern Ernst der Jugend zu leihen und ihre Streiche wieder gut zu machen. Zum Glück ist es damit noch Zeit, die Sache hat noch kein Aufsehen erregt, ist

erst im Werden, man kann die Flamme noch ersticken. Manchmal thut bei einem Menschen, der an dem einen Orte entweder nicht gut ausschlägt, oder irgend ein Unheil anstiften will, eine schickliche Ortveränderung Wunder. Hochwürden werden schon wissen, wo dieser Mönch hinpaßt. Man begegnet damit zugleich dem Umstande, daß er Männern verdächtig werden dürfte, denen seine Entfernung vielleicht erwünscht ist, und trifft, sendet man ihn ein wenig weit von dannen, zwei Fliegen mit einem Schlage, Alles legt sich selbst bei und — was das Beste — alles bleibt verschwiegen."

Diesen Schluß hatte der Pater Provinzial gleich anfänglich erwartet. „Ja, ja," — dachte er — „ich sehe schon, wo du mich hinhaben willst. Es ist wie gewöhnlich; hat ein armer Mönch Händel mit Euch Anderen, mit einem von Euch bekommen, oder ist er Euch ein Dorn im Auge, gleich, gleich, ohne zu fragen, ob er Recht oder Unrecht habe, soll der Superior ihn wandern lassen." —

Und als der Graf schwieg und die Luft von sich geblasen hatte, was so viel bedeutete, als daß er fertig sey, sagte der Provinzial: „Ich verstehe sehr wohl, was der Herr Graf sagen will, sehe man aber so einen Schritt...."

„Es ist ein Schritt und auch kein Schritt, Hochwürdiger Pater, es ist eine ganz natürliche, ganz gewöhnliche Sache; geschieht sie nicht und geschieht sie

nicht bald, so sehe ich ein Meer von Verwirrung, eine Iliade von Weh voraus. Daß die Schuld an meinem Neffen liege, kann ich nimmermehr glauben, will Euch seine Unschuld verbürgen .... Aber so weit die Sache gediehen ist, ... ordnen wir sie nicht ohne Säumniß unter uns mit einem Male, so kann sie nicht dabei ihr Bewenden haben, sie muß bekannt werden .... und dann ist nicht bloß mein Neffe dafür interessirt, dann .... Wir stören in ein Wespennest, Hochwürdiger Pater! — Ihr seht, wir sind aus Einem Geschlechte, haben Verwandtschaften ....“

„Sehr ansehnliche.“

„Ihr versteht mich: Jeder, dem Blut durch die Adern rinnt, der auf dieser Welt .... Es ist nun einmal so. Es wird zur Ehrensache, es wird Gemeinsache, und dann....? auch der Allerfriedlichste .... Es würde mir das Herz brechen, müßte ich .... wäre ich genöthigt .... der ich immer so sehr für die Väter-Kapuziner eingenommen war ....! Wollt Ihr Väter-Kapuziner Gutes stiften können, wie Ihr so zur Wohlthat der Welt immerdar zu thun gewöhnt seyd, müßt Ihr Ruhe und Frieden haben, keine Häkeleien, müßt in gutem Vernehmen mit .... Und dann sind doch immer Weltkinder unter Euch .... und die fatalen Ehrensachen, gleich ziehen sie sich in die Länge, dehnen sich, verzweigen, verwirren sich und reißen — die halbe Welt mit sich fort. Ich befinde mich in einem so erwünschten Ansehen, daß ich ge-

nöthigt bin, auf eine gewisse Würde zu halten .... Seine Excellenz .... meine Herren Kollegen .... Alles wird mir wichtig .... namentlich wegen des anderen Umstandes ... Ihr wißt, wie es damit geht.“

„Pater Christoforus,“ sagte der Provinzial, „ist in der That Prediger; und ich hatte schon so einen Gedanken .... Er ist kürzlich erst verlangt worden .... Aber nunmehr, unter solchen Umständen, könnte es wie Strafe aussehen, und Strafe vor Untersuchung einer Sache ....“

„Ach, was da, Strafe, Strafe,“ ein klügliches Vorbeugen, ein Ausweg gewöhnlichen Wohlstandes, zu Verhütung heilloser Folgen .... ich habe mich ja darüber ausgesprochen ....“—

„Zwischen dem Herrn Grafen und mir verhält sich die Sache allerdings so, das sehe ich ein. Aber wäre sie wirklich so, wie es Euch, gnädiger Herr, hinterbracht wurde, es müßte, sage ich, durchaus etwas darüber im Lande verlautet haben .... Es giebt ja überall Friedenstörer, Achselträger, oder zum wenigsten boshafte Menschen, denen es ein schändliches Vergnügen ist, Adel und Geistlichkeit in Fehde mit einander zu sehen, und die immerdar nur schüren und klatschen und schreien .... Jeder muß auf Behauptung seiner Würde halten, und ich, als (unwürdiger) Superior habe die ernste Pflicht .... die Ehre des Ordens .... es ist nicht meine eigene Sache .... es ist ein anvertrautes Gut, von dem ..., Euer Herr Neffe

könnte, da er, wie der gnädige Herr sagt, sehr aufgebracht ist, wohl gar glauben, es solle ihm damit eine Genugthuung geschehen und — ich will nicht sagen, sich damit brüsten, laut triumphiren, aber ....“

„Ihr scherzt doch nur, Hochwürden! Mein Neffe ist ein Kavalier, den die Welt nach Verdienst und Würden hochschätzt; mir gegenüber ist er aber ein Kind, das nicht mehr, nicht weniger thun darf als ich ihm gebiete. Ich versprech Euch, daß mein Neffe nichts davon erfahren soll. Wem hätten wir Rechenschaft zu geben? Wir machen alles unter uns als gute Freunde ab, keine Secte erfährt ein Wort. Macht Euch keine Gedanken darüber; — ich bin an Schweigen gewöhnt.“ — Er seufzte schwer. — „Und was die Schwäger,“ fuhr er fort, betrifft, was sollten sie denn dazu sagen? Es ist ja etwas so Gewöhnliches, daß ein Geistlicher nach einem anderen Orte gesandt wird, um zu predigen. Und .... was haben denn wir, die überall sehen, vorsehen und im Grunde .... was haben wir uns denn um Anderer Gerede zu kümmern?“

„Aber, um dergleichen zu verhüten, würde es doch gut seyn, daß Euer Herr Neffe irgend eine öffentliche Versicherung, ein öffentliches Zeichen der Freundschaft, Ergebenheit ablegte .... Nicht um unsert-, um des Ordenswillen ....“

„Ja, ja, das ist billig .... aber auch nicht eben nöthig: ich weiß bestimmt, daß mein Neffe die Ka-

puziner immer so behandelt, wie er es ihnen schuldig ist. Er thut es aus Neigung, Familienneigung: und übrigens weiß er ja auch, sich mir damit angenehm zu machen. Allerdings ist es nöthig ... etwas Besonderes ... in diesem Falle ... ist sehr billig zu verlangen. Laßt mich nur machen, Hochwürdiger Pater, ich werde meinem Neffen anbefehlen ... das heißt, man muß damit klug zu Werke gehen, daß Niemand merke, was zwischen uns vorfiel. Warum sollte man ein Pflaster auflegen, wo keine Wunde ist? Und was unseren Beschluß anlangt, so heißt es: je eher, je besser, und auch: je ferner, je besser, damit auf keine Weise ...."

„Man hat mich so eben von Rimini um Jemand angegangen; vielleicht hätt' ich auch, ohne weiteren Anlaß, die Augen auf ihn geworfen."

„Sehr gelegen, sehr gelegen. Und wann ...?"

„Da es einmal geschehen soll, mag es bald geschehen."

„Bald, bald, Hochwürdiger Herr, besser heute als morgen. Und ..." fuhr er aufstehend fort, „kann ich oder einer der Meinigen irgend etwas für die guten Väter-Kapuziner ..."

„Wir kennen die Gewogenheit des Hauses," sagte der Provinzial, stand gleichfalls auf und schritt hinter seinem Sieger, dem Ausgange zu.

„Wir haben einen Funken erdrückt," sagte der Sieger, langsam vorschreitend, „einen Funken, Hoch-

würdiger Pater, der eine große Flamme werden konnte. Zwischen guten Freunden thun zwei Worte oft Wunder.“

Er öffnete die Thürflügel und bestand darauf, daß der Pater Provinzial vorausgehe. Sie traten zusammen ins Gesellschaftszimmer und mischten sich unter die Anderen.

Der Graf war mit vielem Bedachte, mit vieler Schlauheit und hohen Reden zu Werke gegangen; hatte aber auch seine Absicht erreicht, und Pater Christoforus mußte, in Folge dieser Unterredung, den nicht kleinen Spatziergang von Pescarenico nach Rimini antreten.

Es kam eines Abends ein Kapuziner aus Mailand, mit einem Auftrage an den Pater Guardian in Pescarenico, an. Es war der Befehl: Pater Christoforus solle sich als Fastenprediger nach Rimini begeben. Der Brief an den Guardian enthält zugleich die Weisung für den besagten Pater: alle Geschäfte und Angelegenheiten, die er etwa in der Gegend habe, durchaus aufzugeben und nicht mehr an sie zu denken; der Bruder-Ueberbringer werde ihn auf der Reise begleiten. Der Guardian erwähnt am Abend noch nichts; am Morgen läßt er den Bruder Christoforus rufen, zeigt ihm den Befehl, heißt ihn seinen Korb, Strick, Schweißtuch und Gürtel holen und schickt ihn mit seinem ihm zugeordneten Gefährten auf den Weg.

Ob das wohl ein Schlag für unsern Pater war! Renzo, Luzia, Agnes stellten sich ihm alsbald in Gedanken dar und er rief, gewissermaßen, im Innern aus: „O mein Gott! was werden die armen Menschen beginnen, wenn ich nicht mehr bei ihnen bin!“ Aber er hob den Blick zum Himmel, klagte sich des Zweifels an, klagte sich an, sich ihnen unentbehrlich geglaubt zu haben. Er kreuzte seine Hände über der Brust, zum Zeichen des Gehorsams, und neigte das Haupt vor dem Pater Guardian, der ihn sodann bei Seite nahm und ihm jene geheime Weisung als Rath eingab, das Gebot jedoch andeutend. Pater Christoforus begab sich in seine Zelle, nahm seinen Korb, legte sein Brevier, seine Fastenpredigten, sein Versöhnungs-Brod hinein, umgürtete sich die Hüften mit einem ledernen Riemen, nahm Abschied von den im Kloster anwesenden Mönchen, bat um den Segen des Guardians und schlug mit seinem Begleiter die gebotene Straße ein. —

Wir haben erklärt, daß Don Rodrigo, heftiger als je auf Beendung seines Abentheuers entbrannt, den Entschluß faßte, die Hülfe eines furchtbaren Menschen in Anspruch zu nehmen. Wir wissen weder dessen Vornamen, Namen, Titel, noch hegen deshalb die geringste Vermuthung. Dieses ist um so seltsamer, als seiner, in mehr als einem (gedruckten) Buche der damaligen Zeit, Erwähnung geschieht. Die Identität der Person geräth durch mehr als ei-

nen Umstand außer Zweifel, ängstliches Verschweigen des Namens tritt aber überall, als ob die Feder, der er entflohen wäre, des Schreibers Hand verbrannt haben würde, ans Licht. Franzesco Nivola spricht von diesem Menschen in seinem: Leben des Kardinals Friedrich Boromeo, und nennt ihn blos „einen durch Reichthum eben so mächtigen, als durch Geburt adeligen Herrn.“ Giuseppe Ripamonti gedenkt seiner im fünften Buche, fünfter Dekade, seiner Storia Patria, ausführlicher, aber nur unter den Benennungen: „Einer, Dieser, Jener, dieser Mensch, dieser Mann.“ — „Ich habe,“ sagt er in seinem trefflichen Latein, aus dem wir diese Stelle hier in Uebersetzung mittheilen, „ich habe eines Menschen zu gedenken, eines der Ersten unter den Großen der Stadt, der auf seinem Landsitze wohnte, sich daselbst durch Verbrechen über Verbrechen behauptete und alle Verdammungssprüche, Richter, Obrigkeit, ja Regierung für nichts achtete. Er führte auf seinem, am äußersten Ende des Staates gelegenen, Gebiete das unabhängigste Leben von der Welt, nahm Flüchtige bei sich auf, mußte selbst einmal flüchtig werden, kehrte aber siegend wieder zurück.“ Wir werden fortfahren, hie und da diesen Autor, wo es zu Bestätigung oder Erklärung der Facta unserer Geschichte nöthig, zu citiren.

Alles zu thun, was das Gesetz verbot, irgend einer Gewalt entgegenstand, Schiedsrichter, Beherrscher der Angelegenheiten Anderer zu seyn, oh-

ne weiteren Antrieb als die Sucht zu gebieten; überall Furcht einzuflößen, Alle zu überragen, die sonst nur gewohnt waren, sich Andere unterliegen zu sehen, das waren jederzeit jenes Menschen Hauptabsichten. Es hatte von Jugend auf, beim Anblicke der Verwirrung so vieler Unthaten, Erpressungen und Triebfedern, beim Anblicke so vieler Tyrannen, ein vermischtes Gefühl des Unwillens und heftigsten Neides ihn durchdrungen. Als er Jüngling ward und noch in der Stadt lebte, ließ er keine Gelegenheit vorüber, suchte sie häufig sogar auf, denen entgegen zu treten, welche in der Ausübung seines Gewerbes den bedeutendsten Ruf besaßen, ihre Pläne zu durchkreuzen, um in den Fall zu kommen, sich mit ihnen zu messen und ihnen die Spitze zu bieten, oder sie zu nöthigen, seine Freundschaft aufzusuchen. Er war den Meisten an Reichthum und Anhang, vielleicht Allen an Kraft und Kühnheit überlegen, schlug Viele gänzlich aus dem Felde, deckte Viele übel zu, machte sich Viele zu Freunden, nicht etwa zu seines Gleichen, — das konnte seinem übermüthigen, vermessenen Gemüthe nicht dienen — sondern zu untergeordneten Freunden, die ihre Dienstbarkeit zur Schau tragen, ihm in Allem nachstehen mußten. Genau genommen, war er aber auch wieder ihnen dienstbar, war das Werkzeug eines Jeden, der ihm diente, der niemals verhehlte, wo er sich seiner nicht entschlagen konnte, einen solchen Bundesgenossen zu be-

nutzen: er suchte etwas darin, nichts Gefordertes abzuschlagen, meinte, jedes Zurücktreten sey seinem Rufe schädlich, könne ihm als Beweis einer Ohnmacht ausgelegt werden. Er hatte sich auf solche Weise, für sich und andere, so tief eingelassen, daß ihn weder sein Name, noch seine Verwandschaft, noch Freunde, noch die äußerste Unerschrockenheit länger gegen Landesverweisung und den allgemeinsten Haß schützten: er ward überwältigt und mußte flüchten. Hierauf bezieht sich wahrscheinlich folgende Stelle des Ripamonti. „Einstmals, als er genöthigt war, das Land zu meiden, verfuhr er mit solcher Sorglosigkeit, Furcht und Scheu vor ihm waren so groß, daß er unter Trompetengeschmetter, von einer Kuppel Hunde begleitet, durch die Stadt, vor dem Pallaste der Regierung vorüber ritt und den Wachen Schimpfreden über Schimpfreden an den Gouverneur zu bestellen gab."

Seine Abwesenheit störte weder den Gang seiner Triebräder, noch die Gemeinschaft mit seinen besagten Freunden, die ihm, wie sich Ripamonti ausdrückt, „heimlich mit verderblichen Rathschlägen und schmählichen Handlungen verbunden blieben." Es scheint, daß er sich damals auf seiner furchtbaren Bahn noch weit höher verstiegen habe; unser Geschichtschreiber spricht davon mit geheimnißreicher Kürze. „Selbst auswärtige Fürsten nahmen manchmal seine Hülfe zu irgend einem bedeutenden Morde in Anspruch und

fanden ihm oft Mannschaften, unter ihm zu dienen, zu.“ Am Ende (die Zeit, wann es geschah, ist ungewiß) wurde, durch irgend eine hohe Verwendung, der Befehl gegen ihn entweder aufgehoben, oder es ward diesem Menschen seine eigene Kühnheit zur Freistätte und er entschloß sich, zurückzukehren. — Er kehrte wirklich zurück, begab sich aber nicht wieder nach Mailand, sondern auf eines seiner Lehen, ein Schloß an der Grenze von Bergamo, — das damals bekanntlich zu Vendig gehörte — und ließ sich daselbst nieder. „In diesem Hause, „sagt Ripamonti, „bezog sich ohne Ausnahme Alles auf Mord und Blut; alle Bedienten waren entweder Landesverjagte oder Mörder, weder Koch noch Küchenjunge, wenn es die Gelegenheit wollte, der Pflicht zu morden entbunden, selbst der Kinder Hände trieften von Blut.“ Außer dieser würdigen Hausgenossenschaft, versichert derselbe Schriftsteller, war in der Nähe des Schlosses, in den Grenzorten beider Staaten, eine Menge gleiches, allezeit fertiges Gesindel zerstreut.

Alle Gewalthaber weit und breit hatten, einer bei dieser, einer bei jener Gelegenheit, zwischen Freundschaft und Feindschaft mit diesem außerordentlichen Gewalthaber und Tyrannen wählen müssen. Den Ersten, die ihm zu widerstehen versuchten, erging es so trübselig, daß allen Andern etwaige gleiche Lust verging. Selbst wer sich um Anderer Thun und Lassen gar nicht bekümmern, wer, so zu sagen, nur vor seiner

Thüre kehren mochte, war außer Stande, sich unabhängig von ihm zu erhalten. Aller Augenblicke erhielt er Botschaft, von der und der Sache abzustehen, den und den seiner Schuldner zufrieden zu lassen, oder irgend etwas Aehnliches zu thun oder zu unterlassen, und er mußte allemal auf der Stelle bejahen oder verneinen. Hatte irgend eine Parthei mit der schimpflichsten Unterthänigkeit jenen Menschen zum Ausspruch über eine gewisse Sache aufgefordert, so hatte die andere nur die schlimme Wahl, sich entweder diesem Ausspruche zu unterwerfen, oder dem Aussprecher Fehde zu erklären; Eines wie das Andere war nicht minder heillos, als Schwindsucht im dritten Grade. Wer Unrecht hatte, lief zu ihm, um Recht zu haben, wer in der That Recht hatte, beeilte sich nicht minder, seine mächtige Fürsprache zu gewinnen, um dadurch dem Feinde diese Ausflucht zu benehmen: die Einen wie die Andern aber wurden natürlich mehr oder minder seine Untergebenen. Manchmal trug es sich auch wohl zu, daß ein schwacher Unterdrückter, gepeinigt und geplagt von einem Mächtigen, sich an ihn wandte, daß er seine Parthei ergriff, den Unterdrücker zwang, von seinen Beleidigungen abzulassen, sein Unrecht wieder gut zu machen und um Vergebung zu bitten, oder daß er den Widerspenstigen so in die Enge trieb, daß derselbe den Ort, wo er Andere tyranisirt hatte, fliehen mußte, daß er ihm selbst weit furchtbarere, ungesäumte Strafe

zuerkannte. Und dann ward der so gefürchtete, verabscheuete Name doch einen Augenblick gesegnet; denn ich will nicht sagen, solche Gerechtigkeit, aber solche Hülfsmittel, solche Vergeltung hätte sich von den Zeitumständen von keiner andern Privat- oder öffentlichen Macht erwarten lassen. Häufiger, natürlicherweise, ja für gewöhnlich war seine Macht nur die Hülfsmacht schändlicher Absichten, grausamer Rache, böslicher Lüste. So verschiedenartige Anwendung hoher Kräfte brachte denn auch ähnliche Wirkung hervor, erregte überall hohe Begriffe von dem, der alles, was ihm gutdünkte, Recht oder Unrecht und also die beiden Dinge ausübte, die unseren Absichten so oft hartnäckige Schranken setzen, oder sie ganz umstürzen.

Der kleinen, alltäglichen Tyrannen Ruf verbreitete sich gemeiniglich nicht über das Stückchen Erdboden, auf dem sie immer oder oft hausten und ihr Wesen trieben; es gab ihrer allerwärts und einer glich dem andern so sehr, daß Niemand, fühlte er nicht etwa ihr Joch und ihre Geißel, Ursache hatte, an ihnen Interesse zu nehmen. Der Ruf unsers Wütherichs ertönte schon seit langer, langer Zeit in jedem Winkel des Mailändischen. Sein Leben und seine Thaten waren überall Volksgespräch, seinem Namen hing überall die Bedeutung grenzenloser, finsterer, fabelhafter Kräfte an. Daß man überall seine Spießge-

gesellen und Meuchelmörder vermuthen mußte, trug viel zu Vermehrung seines Ansehens bei. Es blieben zwar immer nur Vermuthungen, denn wer hätte sich wohl öffentlich zu einer solchen Stellung zu ihm bekannt? Aber jeder Tyrann konnte ja sein Alliirter, jeder Landstreicher sein Dienstbote seyn, und eben diese Ungewißheit machte die Furcht so gewaltig, die Meinung von ihm um so bedeutender. Jedesmal, daß sich an einem Orte verdächtiges, unbekanntes, ungewöhnlich zerlumptes Gesindel zeigte, bei jeder Schandthat, deren Urheber man nicht im ersten Augenblicke nennen oder errathen konnte, murmelte man, sprach man seinen Namen aus. Dank sey es jener, wahrscheinlich, Behutsamkeit unserer Autoren: wir können ihn nicht anders als den Unbekannten nennen! Von seinem Kastelle bis zum Landsitze Don Rodrigo's waren es nur etwa sieben Miglien. Als Don Rodrigo Herr ward und sich zum Tyrannen aufwarf, konnte er, dem Unbekannten so nahe, nicht lange außer Beziehung mit ihm bleiben, mußte zum Handgemenge mit ihm kommen, oder sich ihn befreunden. Er that das Letztere, versteht sich, auf keine andere Weise als sonst, erwies ihm einige Gefälligkeiten und empfing von ihm bei einer jeden Versprechungen der Vergeltung und des Beistandes, wo es eine Gelegenheit erlaube. Er suchte jedoch sehr emsig, diese Freundschaft entweder ganz zu verbergen, oder wenigstens nicht bekannt werden zu lassen, wie nahe und welcher

Natur sie sey; er wollte wohl den Tyrannen, aber nicht den entschiedenen spielen; das Gewerbe, als solcher, war ihm Mittel, nicht Zweck; er wollte unangefochten auch in der Stadt leben können, die Bequemlichkeiten, Vergnügungen, Ehren des Stadtlebens genießen. Deshalb mußte er Rücksichten nehmen, seine Verwandten für sich gestimmt erhalten, sich um die Gewogenheit von Standespersonen bewerben, mit der Justiz in gutem Vernehmen bleiben, um ihrer im Nothfalle gewiß zu seyn, ihr den Mund zu versiegeln, oder sie auch wohl bei Gelegenheit, wenn Selbsthülfe nicht wirksam genug wäre, auf das Haupt eines Gegners zu lenken. — Insofern würde ihm seine Vertrautheit, besser, seine Verbindung mit einem so berüchtigten Menschen, einem erklärten Feinde der Gerechtigkeit, kein gutes Spiel gemacht haben, namentlich nicht bei dem Oheime. Ließ sich auch eine solche Verbindung nicht gänzlich verborgen halten, so konnte man doch anführen: die Feindschaft eines Mannes, wie jener, sey zu gefährlich, man müße aus der Noth eine Tugend machen. Der, dem es obliegt, für etwas zu sorgen, der aber nicht dafür sorgen will oder kann, ist am Ende wohl genöthigt, bis zu einem gewissen Grade zu gestatten, daß Jeder für sich selbst sorge; gestattet er es nicht ausdrücklich, muß er zum wenigsten ein Auge zudrücken.

Don Rodrigo begab sich eines Morgens, zu

Pferde, von einer kleinen Schaar Bravi zu Fuß begleitet, Griso zur Seite, vier Andere hinterdrein, scheinbar auf die Jagd, näherte sich aber der Veste des Unbekannten.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Veste des Unbekannten lag neben einem schmalen, schattigen Thale, auf dem Rücken einer Anhöhe, die aus einer rauhen Hügelkette emporragte, man kann nicht recht sagen, ob mit ihr, durch das herabgestürzte Gefels und Erdreich, durch die überall um und auf ihr aufgähnenden Höhlen und Abgründe, verbunden, oder von ihr getrennt. Sie war nur von der Thalseite, mittelst eines, zwar fast jähen, aber ebenen und ununterbrochenen Abhanges zugänglich, auf dessen Höhe man Weideplätze, tiefer herab Ackerland und nach dem Flusse zu einzelne Wohnungen erblickte. Am Fuße selbst ist ein Kiesbett, welches, je nach der Jahreszeit, ein Bach, oder reisender Bergstrom einnimmt, und damals gerade die Grenze mit dem benachbarten Gebiete bildete.

Einige der gegenübergelegenen Berge, gleichsam die andere Wand des Thales, sind ebenfalls ein wenig abhängig und strichweise bebaut; die meisten aber

kahle Sandsteinklippen, schroffe Abgründe, nackt und pfadlos, und nur in den Spalten und auf den Erdstreifen bebuscht.

Von der Höhe dieser Veste beherrschte, gleichwie der Geier aus seinem blutigen Horste, der freche Gewalthaber die Umgegend, wo nur der Fuß eines Menschen Raum fand, und Niemand vermochte sein schuldiges Haupt zu überragen. Mit einem Blicke konnte er den ganzen Bezirk, alle Abgründe, Feld und Wald, Wege und Stege überschauen. Der Pfad, welcher in Schneckenwindungen zu der schreckbaren Wohnung emporführte, lag, wie ein aufgerolltes Band, vor den Blicken des Herabschauenden; aus den Fenstern, von dem Balkone, vermochte der Herrscher gemächlich jeden Schritt des Nahenden zu zählen, ihn mehr als hundertmal aufs Korn zu nehmen. Sogar einen weit überlegenen Haufen Feinde würde er mit der Bravi-Schaar, welche er fortwährend als Leibwache um sich hatte, großentheils versprengt oder in die Abgründe gestürzt haben, ehe es nur Einem gelungen wäre, den Gipfel des Berges zu erklimmen. Es wagte auch Niemand, der nicht mit dem Unbekannten auf freundschaftlichem Fuße stand, weder in der Nähe vorüber zu gehen, noch einen Schritt in das Thal zu setzen und dem Schlosse zu nahen. Jeder Häscher, der sich in der Gegend hätte blicken lassen, würde als feindlicher Spion aufgefangen und behandelt worden seyn. Man erzählte sich manche Geschichte von dem trauri-

gen Schicksale derer, die dies Wagniß hatten bestehen wollen; sie waren aber alle veraltet, denn seit lange wußte man nicht, weder wie ein lebender, noch wie ein todter Mensch der Art aussehe. Dies ist, was wir von dem Orte mitzutheilen wissen; sein Name ist uns unbekannt, und da uns gleichfalls unbekannt, welchen Weg Don Rodrigo nahm, so sind wir nicht einmal fähig, ihn zu errathen. Wir finden Don Rodrigo in dem Thale selbst, am Fuße des Hügels, wo der jähe Schlangenweg beginnt, wieder. Es war daselbst ein Wirthshaus, was man aber eigentlicher ein Wachthaus nennen mußte. Ein über der Hausthüre hängendes Schild zeigte auf beiden Seiten eine strahlenreiche Sonne. Aber die Stimme des Volkes, die manchmal wohl die Gegenstände nennt, wie sie heißen, manchmal aber sie nach ihrem Belieben umtauft, nannte dieses Gasthaus nicht anders als: zur finstern Nacht.

Beim Geräusche des nahenden Truppes erschien auf der Schwelle ein, wohl mit Dolchen und Pistolen versehener, häßlicher Knabe und ging, als er einen Blick auf ihn gethan hatte, wieder hinein, dreien um einen Tisch sitzenden, mit schmutzigen, zerbogenen Karten spielenden Bravi, Nachricht zu bringen. Der, welcher ihr Haupt zu seyn schien, stand auf, ging an die Thüre, erkannte einen Freund seines Herrn und verneigte sich. Don Rodrigo erwiederte seinen Gruß mit vieler Höflichkeit, fragte, ob der Herr zu Hause

sey, und da der Kerl entgegnete, er glaube ja, stieg er ab, gab dem einen seiner Diener die Zügel, dem andern sein Gewehr, wie er äußerte, sich einer unnützen Last zu entledigen, in der That aber, weil er wußte, es sey nicht erlaubt, den Abhang mit Feuergewehr aufzusteigen. Dann nahm er einige Lire, gab sie einem dritten seiner Leute, mit den Worten: „Ihr mögt mich hier erwarten und Euch indeß mit den braven Leuten da lustig machen;“ händigte dem Führer der fremden Kerle einige Goldstücke, mit dem Bedeuten ein: die Hälfte sey für ihn, die Hälfte für die Anderen, und stieg endlich mit Griso, der seine Flinte ebenfalls abgelegt hatte, den Berg hinauf. Seine vier Bravi begannen während Dessen mit den dreien des Unbekannten und jenem, zum Galgen auferzogenen, Knaben zu spielen, zu zechen und sich gegenseitig ihre Heldenthaten zu erzählen.

Ein Anderer, ebenfalls emporsteigender Bravo des Unbekannten, holte Don Rodrigo bald ein, erkannte ihn und gesellte sich zu ihm, wodurch er der Unannehmlichkeit entging, seinen Namen nennen und Jedem, der ihm sonst noch begegnete und ihn nicht kannte, Rechenschaft geben zu müssen. Beim Schlosse angelangt und zugelassen, — Griso mußte draußen bleiben — führte man ihn durch Irrgänge finsterer Korridore, durch Säle an Säle, deren Wände dicht mit Musketen, Säbeln und Partisanen behangen waren, in denen überall Bravi Wache hielten, nach-

dem er eine Weile hatte warten müssen, in das Zimmer des Unbekannten.

Der Unbekannte kam ihm, seinen Gruß erwiedernd, entgegen, betrachtete ihn genau von oben bis unten, und sah ihm auf die Hände und ins Gesicht, was er, aus Gewohnheit, bei Jedem, er mochte seyn, wer er wollte, selbst bei seinen ältesten, vertrautesten Freunden unwillkührlich that. Er war groß von Gestalt, sonnenverbrannt und kahl. Beim ersten Anblicke konnte diese Kahlheit, die wenigen, sieben Haare, die er noch auf dem Kopfe hatte, und die Gesichtsrunzeln Manchen verleiten, ihn längst über die Siebziger, die er doch kaum angetreten hatte, hinaus zu wähnen. Aber Haltung und Bewegungen, die empfindliche Härte der Züge und ein wildes Feuer, das ihm aus den Augen blitzte, zeugten von einer Stärke des Geistes und Körpers, die selbst bei einem Jünglinge Staunen erregt haben würde.

Don Rodigo erklärte, er komme, sich Rath und Hülfe zu holen, habe sich in einen schlimmen Handel eingelassen, aus dem seine Ehre ihm keinen Rücktritt gestatte, sich der Versprechungen eines Mannes erinnert, der niemals zuviel, oder blos zum Scherz verspreche, und gab seine schändlichen Absichten kund.

Der Unbekannte hatte schon Etwas, wiewohl nichts Gewisses, davon vernommen, hörte aufmerksam zu, theils weil er lüstern auf solche Geschichten war, theils weil in dieser eines ihm wohlbekannten, tödt-

lich von ihm gehaßten Namens, des Bruders Christoforus, des Tyrannenfeindes, in Wort und That Erwähnung geschah. Der Erzähler trug mit starken Farben die Schwierigkeiten des Unternehmens vor: Entfernung des Ortes, Kloster, Signora....! Bei diesem Namen schien der Teufel selbst in den Unbekannten gefahren, er fiel rasch ins Wort, sagte, er nähme die Sache auf sich, merkte sich unserer armen Luzia Namen auf und entließ Don Rodrigo mit den Worten: „Ihr werdet bald von mir hören, was Ihr zu thun habt.“

Erinnert sich der Leser noch jenes lasterhaften Aegydius, dessen Wohnung an das Kloster stieß, wo die arme Luzia sich aufhielt, so sagen wir ihm jetzt, daß er einer der genauesten, vertrautesten Freunde und ruchlosesten Genossen des Unbekannten war. Aus diesem Grunde hatte derselbe so rasch und entschlossen sein Wort ertheilt; indes befand er sich kaum wieder allein, als er, wenn auch nicht bereuete, sich doch ärgerte, es ertheilt zu haben. Er empfand schon seit einiger Zeit, nicht Reue über seine Verbrechen, doch Ueberdruß an denselben. Alle, die er jemals vollbrachte, traten ihm bei jedem neuen, nicht ins Gewissen, aber ins Gedächtniß und wurden seiner Seele, wie eine immer anwachsende und anwachsende, schwere Last, immer lästiger und lästiger. Der Widerwille, den ihm die in seinem Leben zuerst begangenen Unthaten erregten, den er nach und nach überwand und der

am Ende gänzlich schwand, kehrte jetzt empfindlicher wieder. In jenen frühen Zeiten erfüllte aber das Bild einer langen, ungekannten Zukunft, das Bewußtseyn voller Lebenskraft und Fülle seine Seele mit sorglosem Vertrauen; jetzt fand das Gegentheil Statt; eben die Gedanken an die Zukunft machten das Andenken an die Vergangenheit um so unangenehmer. Altern! — Sterben! Und dann? — Ja, dann! — Das Bild des Todes, das in drohender Gefahr, im Angesichte des Feindes, die Lebensgeister dieses Menschen nur zu verdoppeln schien, ihn mit wüthendem Muthe erfüllte, eben dieses Bild des Todes, erschien es ihm in der Stille der Nacht, in der Abgeschiedenheit seines Kastelles, erfüllte ihn mit nagender Angst. Es war nicht der Tod, der von einem, gleichfalls sterblichen Feinde drohete; man konnte ihn nicht mit stärkeren Waffen, mit männlicherer Faust zurückschlagen; er kam allein, entstand im Innern, war vielleicht noch fern, kam aber mit jedem Augenblicke näher, kam näher, während die Seele schmerzlich kämpfte, des Gedankens an ihn sich zu entschlagen. In jenen frühen Zeiten folgte That auf That, der Schauplatz des Lasters, der Rache, des Mordes war, so zu sagen, immerdar geöffnet, trug bei, ihm wilden Wetteifer einzuflößen, hatte ihm gleichsam als Autorität gegen das Gewissen gedient: jetzt erstand nach und nach in der Seele der noch dunkele, aber furchtbare Gedanke eines Weltgerichtes, einer, von

Anderer Beispiele unabhängigen, Urtheilskraft; jetzt gab ihm eben sein Heraustreten aus dem Haufen gemeiner Bösewichter, eben seine Erhebung über Alle, die Empfindung der furchtbarsten Einsamkeit. Der Gott, von dem er hatte reden hören, den er aber seit lange schon weder läugnete, noch anerkannte, um den er sich, da er lebte, als lebe keiner, nicht im Mindesten bekümmerte, der Gott schien ihm jetzt zuweilen, in gewissen Momenten unerregter Abspannung, gegenstandlosen Schreckens, aus seinem Innern zuzurufen: „Ich bin dennoch!“ — In der ersten Schwungkraft der Leidenschaften stellte sich ihm das Gebot, welches er in Seinem Namen predigen hörte, nur als widerwärtig dar: kam es ihm jetzt plötzlich und unerwartet einmal in die Sinne, mußte das Gemüth, ohne es zu wollen, seine Unangreifbarkeit erkennen. Er verrieth indes, weder in Worten, noch in Handlungen, von dieser neuen Unruhe das Geringste, verdeckte sie, so tief er vermochte und verhüllte sie mit dem Schleier einer noch schärferen, vollendeteren Bosheit; dies Mittel sollte sie sogar entweder ihm selbst verbergen, oder ersticken. Er sehnte sich, da es ihm weder sie zu vernichten, noch zu übertäuben, gelingen wollte, in die Zeiten zurück, wo er noch ohne Reue gottlos seyn konnte und ohne andere Unruhe, als von Erwartung des Erfolges erregter; er versuchte alles Mögliche, sie zurückzurufen, sich mit ihnen jene alte, ungeschwächte, unternehmende Wil-

lenskraft von Neuem zu eigen zu machen, sich selbst zu überzeugen, er sey noch eben der, der er war.

Bei dieser Gelegenheit hatte er sein Wort darum so schnell an Don Rodrigo verpfändet, sich bei etwaigen Skrupeln jeden Rückweg zu benehmen. Kaum war auch der Fremde fort, als sein Entschluß, ihm zu helfen, zu wanken begann, Gedanken sich ihm aufdrangen, die ihn in Versuchung brachten, wortbrüchig zu werden, sich vor einem Freunde, einem ihm untergeordneten Bundesgenossen eine Blöße zu geben. Um diesen Widerspruch in sich mit einemmale zu heben, ließ er Nibbio, (den Geier,) einen seiner schlauesten und verwegensten Söldlinge, dessen er sich ausschließlich zur Besorgung seiner Aufträge an Aegydius bediente, zu sich kommen. Er befahl ihm mit bestimmtem Blicke an, sich sogleich zu Pferde zu setzen, nach Monza zu reiten, Aegydius von dem gegebenen Versprechen in Kenntniß zu setzen und seine Hülfe zu Ausführung des Vorhabens zu begehren.

Der würdige Bote kam schneller zurück, als sein Herr ihn erwartete, und brachte die Antwort: das Unternehmen sey leicht und sicher; man solle nur einen ungekannten Wagen, zwei oder drei tüchtige Bravi senden, für alles Uebrige werde er sorgen und stehen. Was auch bei dieser Nachricht in der Seele des Unbekannten vorging, er beorderte Nibbio alsbald: zu sorgen, daß alles so geschehe, zwei andere Leute zu wählen und selbst die Sache mit ihnen auszuführen.

Hätte Aegydius zu Vollstreckung des ihm gewordenen furchtbaren Geheißes nur seine gewöhnlichen Hülfsmittel anwenden können, würde er gewiß nicht so schnell und fest zugesagt haben. Aber der freche Jüngling hatte in eben dem Asyle, wo Alles ihm Hindernisse zu bereiten schien, eine nur ihm bekannte Hülfe; was Andere hätte am Meisten in Verlegenheit bringen müssen, half ihm heraus. Wir haben erwähnt, daß die unselige Signora sich dereinst in ein Gespräch mit ihm einließ, und brauchen wohl dem Leser nicht erst zu versichern, daß dieses erstemal nicht das letzte blieb, der erste Schritt war, auf einem lasterreichen, abscheulichen Pfade. Dieselbe Stimme, welcher sie blind und unwiderstehlich zu Verbrechen folgen mußte, verlangte jetzt: sie solle das arme, unschuldige Mädchen, welches sie in Schutz genommen hatte, aufopfern.

Gertrud erschrack heftig vor dem Verlangen. Luzien, ohne ihre Schuld, durch einen unvorhergesehenen Fall zu verlieren, war ihr schon Unglück, bittere Strafe; und sie sollte dieselbe nun selbst mit verabscheuungswürdiger Treulosigkeit herbeiführen, sollte durch eine neue Vergehung ihre langen Büßungen vernichten. Die Unglückliche that, was sie konnte, dem empfangenen, furchtbaren Befehle auszuweichen, sie wendete alle, außer einem einzigen Mittel an, was doch auch in ihrer Macht stand. Das Laster ist ein

gestrenger, unerbittlicher Herr; nur der vermag etwas wider ihn, der sich ganz wider ihn auflehnt. Dazu wollte sich Gertrud nicht entschließen und gehorchte.

Der Tag war festgestellt, die übereingekommene Stunde nahete. Gertrud befand sich mit Luzien in ihrem geheimen Sprachzimmer, liebkoste sie mehr als gewöhnlich, und Luzia begegnete ihrer Güte mit Dank und wachsender Zärtlichkeit: so leckt das furchtlos unter der es klopfenden, streichelnden Hand des Schäfers, zitternde Schaaf, diese Hand, weiß nicht, daß der Schäfer es eben erst dem harrenden Fleischer verkaufte.

„Ich bedarf eines sehr großen Dienstes, den Du allein mir erzeigen kannst. Es sind zwar Leute genug zu meinem Dienste bereit, aber ich traue ihnen nicht. Ich habe in einer sehr, sehr wichtigen Sache sogleich mit jenem Pater Guardian der Kapuziner, der Dich, liebe Luzie zu mir brachte, zu sprechen; es darf aber durchaus Niemand ahnen, daß ich ihn rufen ließ. Ich kann nur dich zu dieser Sendung gebrauchen.“

Luzien vernichtete ein solches Verlangen. Mit der ihr eigenen Blödigkeit, nicht aber ohne den Ausdruck entschiedenen Staunens, setzte sie der Signora die Gegengründe aus einander, welche dieselbe hatte vorhersehen und sich denken können: ohne ihre Mutter, ohne Begleiterin, durch öde Straßen, in unbekanntem Orte .... Gertrud war aber in die Schule

des Teufels gegangen, bezeugte auch ihrerseits Staunen und Unwillen, so viel Widerspenstigkeit bei Jemand zu finden, der sie Wohlthäterin sey, und verwarf alle Entschuldigungen und Gegengründe als eitel und nichtig. Am hellen, lichten Tage, ein so kurzer Weg, eine Straße, welche Luzia erst vor so wenigen Tagen ging, man konnte sie nicht verfehlen, hätte man sie noch niemals erblickt! .... Sie sprach dem armen Kinde so Vieles vor, daß es am Ende, von Dankbarkeit und Schaam durchdrungen, in die Worte ausbrach: „Nun, was habe ich denn zu thun?“

„Geh' in das Kapuzinerkloster, laß den Pater Guardian rufen, bitte ihn, ungesäumt zu mir zu kommen, Niemand aber merken zu lassen, daß es auf mein Verlangen geschehe.“

„Was soll ich denn aber der Schaffnerin sagen, die mich noch niemals ausgehen sah und fragen wird, wohin ich wolle?“

„Du mußt es so einzurichten suchen, daß sie nichts davon wahrnehme; gelingt das nicht, so sage ihr, du gingest nach der und der Kirche, wo du zu beten gelobt habest.“

Neues Hinderniß für Luzien: lügen; aber die Signora zeigte sich neuerdings so sehr vom Widerspruche gereitzt, wußte sie so sehr zu beschämen, daß ein nichtiger Wahn ihr mehr gelte als Dankbarkeit, daß das Mädchen, nicht sowohl überzeugt als über-

täubt, vornehmlich durch die Vorwürfe gerührt, aus=rief: „Nun denn! Gott stehe mir bei!“ und ging.

Gertrud folgte ihr vom Gitter aus mit scharfem, unruhigem Blicke, und als Luzia den Fuß auf die Thürschwelle setzte, öffnete sie, wie von einem un=widerstehlichen Gefühle überwältigt, die Lippen und rief: „Höre, Luzia!“ Luzia wendete sich und kam zurück. Aber schon hatte ein anderer Gedanke, der weit mehr gewohnt war, sie zu beherrschen, der Un=glückseligen Gemüth erfüllt. Sie stellte sich, als ge=nügten ihr die gegebenen Verhaltungsregeln noch nicht, bezeichnete Luzien abermals den zu nehmenden Weg und entließ sie mit den Worten: „thue nur in Allem, wie ich Dir sagte und komm bald zurück.“ Luzia ging.

Sie verließ, ohne bemerkt zu werden, das Klo=ster, wandelte mit niedergeschlagenen Augen längs der Mauer hin, fand nach der erhaltenen Beschrei=bung und eigener Erinnerung das Thor des Ortes und stand im Freien. Sie wanderte in großer Span=nung, ein wenig bebend, eine Strecke auf der Haupt=straße hin, gelangte zu dem nach dem Kloster füh=renden Seitenwege und erkannte ihn wieder. Dieser Weg war und ist noch jetzt sehr tief und gleicht einem Flußbette, das sich zwischen zwei hohen, baumbe=pflanzten, über ihm gewölbten Ufern hinwindet. Als Luzie ihn betrat, sich in gänzlicher Einsamkeit er=blickte, fühlte sie sich beklommener und beflügelte

ihre Schritte. Nicht weit gegangen, erblickte sie eine stillhaltende Kutsche, neben ihr, an dem offenen Schlage, wie des Weges ungewiß, zwei hin und wieder spähende Reisende. Als sie näher kam, hörte sie Einen sagen: „Sieh', das liebe Kind dort wird uns zurecht weisen können;“ und als sie dicht vorbeiging, wendete eben Derselbe sich mit vieler Höflichkeit, deren sie ihn nicht fähig gehalten hätte, zu ihr und sagte: „Könnt Ihr uns wohl die Straße nach Monza zeigen, mein Kind?“ —

„Ihr müßt wieder umkehren,“ antwortete sie, „Monza liegt dort ....“ Sie blieb stehen, drehte sich um, die Lage der Stadt mit dem Finger anzudeuten; indem erfaßte sie aber der Andere mit beiden Armen und hob sie empor. Erschrocken bog Luzia den Kopf zurück, schrie auf, der Bösewicht trug sie zur Kutsche, Einer der darin saß, ergriff sie, zog sie hinein, sie schrie und sträubte sich vergebens, setzte sich ihr gegenüber und ein Anderer erstickte ihr Geschrei, indem er ihr den Mund mit einem Tuche verstopfte. Nibbio sprang hastig in den Wagen nach, der Schlag wurde zugeworfen und im gestreckten Galoppe ging es auf und davon. Der Bravo, welcher Luzien gefragt hatte, war zurückgeblieben, spähte rings umher: kein Mensch zu erblicken; er sprang an der Erdwand empor, erfaßte einen aus der Hecke herabragenden, starken Baumast, schwang sich an ihm hinüber, eilte einem, längs der Straße hin-

laufenden, Buchenhaine zu, und barg sich in ihn, um von Niemand, auf den Schrei etwa Kommenden, erblickt zu werden. Dieser Kerl war einer von Aegydius Leuten, hatte am Klosterthore gelauert, Luzien herauskommen sehen, ihre Gestalt und Kleidung sich eingeprägt und war ihr auf Nebenwegen vorausgeeilt, sie mit den Anderen zu erwarten.

Wer vermöchte wohl das Entsetzen, die Todesangst, welche das arme Mädchen jetzt empfand, zu beschreiben? Sie riß die furchterfüllten Augen weit auf, mit dem Verlangen, ihre trostlose Lage ganz kennen zu lernen, schloß sie im nämlichen Augenblicke wieder, aus Abscheu und Grausen vor den Gesichtern in ihrer Nähe; widersetzte sich, ward aber von allen Seiten gehalten: sammelte alle ihre Kräfte und strebte dem Schlage zu; aber zwei, von vier anderen unterstützte, nervige Arme hielten sie wie angeschlossen fest. Bei jedem Versuche, zu schreien, verstopfte ihr das Tuch den Mund und drei gräßliche Stimmen riefen mit ihren menschlichsten Tönen wiederholt: „Still, still, fürchtet Euch nicht, wir wollen Euch nichts thun!“

Nachdem sie eine Weile so mit ihrem Schicksale gekämpft hatte, schien sie ruhiger zu werden, ließ die Arme fallen, neigte den Kopf zurück, schlug mühsam die Augen auf, blickte unbeweglich; die häßlichen Gesichter vor ihr schienen in eine einzige Unform zu verschmelzen: sie erblich, ein kalter Schweiß trat ihr auf die Stirne, — sie sank ohnmächtig zurück. „Auf, auf,

Muth!“ sagte Nibbio; „faßt Muth, faßt Muth!“ riefen die andern Beiden; aber Luziens Bewußtlosigkeit ersparte ihr, den Trostzuspruch der Schurken zu hören.

„Teufel! sie ist wie todt,“ sagte der eine, „am Ende ist sie es wirklich.“

„Pah,“ sagte der Andere, „sie ist nur so einmal weg, wie es ja die Weiber immer sind; ich weiß recht gut, was dazu gehört, Einen, es sey Mann oder Frau, in die andere Welt zu schicken; an so etwas stirbt Niemand!“

„Ruhig!“ sagte Nibbio, „thut Eure Schuldigkeit und seyd um das Uebrige unbekümmert. Holt Eure Pistolen unter den Sitzen vor, haltet sie bereit; in dem Holze, in das wir gleich kommen, giebt's immer Gesindel. Haltet sie aber nicht so in der Hand, zum Teufel! haltet sie hinter Euch, legt sie dahin, seht Ihr nicht, daß das Gänschen schon um nichts in Ohnmacht fällt? Sähe sie Waffen, sie würde auf dem Flecke sterben. Und ist sie wieder bei sich, so nehmt Euch in Acht, ihr keine Furcht einzujagen, greift sie nicht eher an, bis ich Euch winke, ich will sie schon halten. Und verhaltet Euch ruhig, ich werde schon allein reden!“

Die Kutsche war in den Forst gelangt. Die arme Luzie erwachte nach einer Weile, wie aus tiefem, schmerzlichem Traume, öffnete die Augen. Es kostete ihr Mühe, ihre häßliche Umgebung wieder zu er-

kennen, sich wieder zu sammeln. Endlich gelangte sie zum vollen Bewußtseyn ihrer Lage. Der erste Gebrauch, den sie von den wenigen wieder erlangten Kräften machte, war eine abermalige Bewegung, dem Schlage zu, sich hinauszustürzen. Man hielt sie zurück, und sie vermochte nichts, als die wilde Einöde, durch die man sie brachte, einen Augenblick zu überschauen. Sie schrie von Neuem auf; Nibbio erhob aber seine Hand mit dem Tuche und sagte, so sanft ihm möglich war: „Still doch, seyd ruhig, es ist besser für Euch, wir wollen Euch ja nichts Böses zufügen; schweigt Ihr nicht, so müßen wir Euch zum Schweigen bringen.“

„Laßt mich fort! Wer seyd Ihr? Wo führt Ihr mich hin? Warum entführt Ihr mich? Laßt mich fort! laßt mich los!“

„Ich sage Euch, seyd ohne Furcht, Ihr seyd ja kein Kind mehr und müßt doch einsehen, daß wir keine schlimmen Absichten mit Euch haben. Hätten wir Euch außerdem nicht schon hundertmal tödten können? Seyd also vernünftig!“

„Nein, nein, laßt mich meines Weges, ich kenne Euch nicht!“

„Wir kennen Euch aber wohl.“

„Heilige Jungfrau! Laßt mich frei! ich beschwöre Euch. Wer seyd Ihr? Warum haltet Ihr mich gefangen?“

„Weil es uns befohlen ist.“

„Von wem, von wem? Wer kann es Euch befohlen haben?“

„Ruhig!“ sagte Nibbio mit strenger Miene, „auf solche Fragen können wir nicht antworten.“

Noch einmal versuchte Luzia, plötzlich zum Schlage hinauszuspringen; da es ihr nichts half, legte sie sich auf neues Bitten und rief, mit geneigtem Antlitz, thränenfeuchten Wangen, vor die Lippen gefaltenen Händen und von Schluchzen unterbrochener Stimme: „Um Gottes und der heiligen Jungfrau Willen, laßt mich fort. Was that ich Euch? Ich bin ein armes Mädchen, das Euch niemals etwas zu Leide that. Ich will Euch gern verzeihen, was Ihr an mir verschuldet, will Gott für Euch bitten. Bedenkt! bedenkt wenn Ihr eine Tochter, Frau, Mutter habt, was sie leiden würden, wären sie an meiner Stelle. Bedenkt, daß wir alle dereinst sterben müssen, Ihr dereinst von Gott Erbarmen fordern werdet. Laßt mich frei, laßt mich hier frei, der Himmel wird mich den rechten Weg finden lassen!“

„Wir können es nicht thun.“

„Ihr könnt nicht? Ach, guter Mann! Warum könnt Ihr nicht? Wo bringt Ihr mich hin? Warum ...?“

„Wir können nicht: es ist alles umsonst, fürchtet Euch aber nicht, es wird Euch nichts geschehen, verhaltet Euch ruhig, Niemand wird Euch anrühren.“

Immer heftiger betrübt, beängstet und entsetzt,

je mehr sie sich überzeugte, daß alle ihre Worte in den Wind geredet seyen, nahm Luzia zu dem ihre Zuflucht, in dessen Hand der Menschen Herzen ruhen, der die härtesten zu rühren vermag, sobald er will. Sie barg sich in die Ecke, in der man sie festhielt, verschränkte die Arme über ihre Brust, betete aus vollem Herzen, suchte ihren Rosenkranz vor und sagte auch ihn, inbrünstiger als jemals in ihrem Leben, ab. Von Zeit zu Zeit, wenn sie glaubte, das erflehte Erbarmen sey ihr gewährt, wandte sie sich wieder zu ihren Begleitern, bat von Neuem: immer, immer vergebens; verlor noch einmal die Sinne, fand sie wieder und nur zu neuer Todesangst. Es fehlt uns der Muth, diese zu beschreiben: zu schmerzliches Mitleiden vermag uns, zum Ziel der Reise, die länger als vier Stunden währte, zu eilen. Nachher werden wir so schon noch manche trübe Stunde mit der Unglücklichen theilen! Wir begeben uns auf das Schloß, wo man sie erwartet.

Der Unbekannte harrte ihrer mit einer Ungeduld, einer Aengstlichkeit, die ihm ungewöhnlich war. Sonderbar! Er, der ruhigen Herzens so viele Leben schon vernichtet, der, in so vielen seiner Thaten, Anderer von ihm erregter Angst und Schmerz, geschah es nicht, um das wollüstige Gefühl der Rache zu schmecken, für nichts achtete, fühlte jetzt vor der Gewaltthat, die er gegen Luzien, eine Unbekannte, eine arme Fremde, ausübte, Abneigung, Widerwillen, ja selbst

Entsetzen. Er stand an einem der hohen Fenster seines Schlosses und warf dann und wann einen Blick nach der Mündung des Thales: die Kutsche erschien, kam langsam näher, weil das anfängliche Rasen den Pferden Kraft und Feuer benommen hatte, und obwohl sie aus der weiten Ferne nicht größer als ein Wägelchen schien, wie Kinder zum Spielen haben, erkannte er sie im Augenblicke und fühlte sein Herz von Neuem stärker aufschlagen. „Wird sie auch darin seyn?“ dachte er alsbald und sagte zu sich: „was beunruhigt mich nicht die Sache! — Fort damit!“ — Schon wollte er einen seiner Bluthunde dem Wagen entgegen senden, Nibbio dem Befehl hinterbringen lassen, umzuwenden, nach Don Rodrigo's Landsitze zu fahren; aber ein plötzliches, gebieterisch in seinem Innern ertönendes Nein, verscheuchte diesen Gedanken. Gepeinigt von dem Verlangen, irgend etwas zu befehlen, war es ihm unerträglich, den, Schritt vor Schritt, wie Strafe, wie Verrath, nahenden Wagen unthätig zu erwarten: er ließ eine alte Frau kommen. —

Diese Frau, Tochter eines ehemaligen Kastellans, war in dem Schlosse geboren und hatte ihr ganzes Leben in ihm zugebracht. Was sie seit den Windeln hier hörte und sah, hatte ihrem Gemüthe einen hohen Begriff von der außerordentlichen, furchtbaren Macht ihrer Herren mitgetheilt, und was am meisten in ihrem Thun und Lassen vorherrschte, war die von anderer

Beispiel und Lehre erlangte Ueberzeugung: eben diesen Herren in Allem zu gehorsamen, weil sie sehr nützen, sehr schaden könnten. Das in dem Herzen jedes Menschen keimende Pflichtgefühl hatte sich in dem ihrigen innig mit Gefühlen der Ehrerbietung, Furcht und knechtischer Ergebenheit vereinet, war ihnen erlegen. Als der Unbekannte Herr ward und anfing, jenen schändlichen Misbrauch mit seiner Gewalt zu treiben, empfand sie alsobald eben so gewissen Abscheu, als tiefere Unterwürfigkeit. Durch die Zeit mit dem, was sie täglich sah, wovon sie täglich reden hörte, vertraut geworden, war ihr der mächtige, unbezähmte Wille eines solchen Herrn, unabänderlicher Beschluß des Schicksals. Sie heirathete, bei vorgerücktem Alter, einen Diener des Hauses, der aber bald darauf bei einer gefährlichen Unternehmung sein Leben einbüßte. Die Rache, welche ihr Herr für den Tod ihres Mannes nahm, gewährte ihr einen grausamen Trost, erfüllte sie mit Stolz, sich unter solchem Schutze zu befinden; und da sie seit dieser Zeit nur höchst selten einen Fuß vor das Schloß setzte, hegte sie nach und nach vom menschlichen Daseyn keine andern Gedanken, als die ihr das Wesen im Schlosse eingab.

Sie hatte keinen bestimmten Dienst; bald gab ihr der Eine, bald der Andere, zu ihrem Verdrusse, irgend etwas zu thun. Hier hatte sie einen Lumpen auszuflicken, dort Einem von einem Zuge Zurückkeh-

renden eiligst Essen zu bereiten, dort Verwundete abzuwarten. Und alle Befehle, allen Tadel, oder Dank, den sie von den Bravi erhielt, waren mit Hohn und Schimpfworten vermischt; „Die Alte!“ hieß sie gemeiniglich; die Beiwörter, welche man immerdar diesem Namen gab, waren den Umständen, und der Laune des Gebers angemessen. Störte man sie aber in ihrer Faulheit, reitzte man sie in ihrem Zorne, Beides ihre vornehmsten Leidenschaften; so entgegnete sie zuweilen Reden, über die sich Satan inniger freuen mußte, als über jemals von einem Bravo gehörte.

„Siehst Du jene Kutsche dort?“ sagte der Herr.

„Ich sehe sie,“ entgegnete sie, ihr spitziges Kinn vorstreckend, die tiefgesunkenen Augen anstrengend, als wolle sie dieselben aus den Höhlen hervorpressen.

„Laße sogleich eine Sänfte bereiten, setze Dich hinein und laß Dich hinunter zum Wachthause tragen. Aber schnell, schnell, daß Du eher ankommst als die Kutsche; da naht sie schon mit Leichenwagenschritte. In der Kutsche ist .... soll zum wenigsten seyn .... ein junges Mädchen; ist sie drinnen, so sage Nibbio in meinem Namen, er sollte sie in die Sänfte setzen und zu mir herauf schicken. Du setzest Dich zu ihr, und seyd Ihr hier oben angelangt, nimmst Du sie mit in deine Stube. Fragt sie, wohin man sie bringe, wem das Schloß gehöre, so hüte Dich wohl ....“

„Ach!“ meinte die Alte.

„Du mußt ihr aber,“ sagte der Unbekannte, „Muth zusprechen.“

„Was soll ich ihr sagen?“

„Was Du ihr sagen sollst? Muth sollst Du ihr einsprechen, sage ich Dir. Bist Du so alt geworden und weißt nicht, wie man Andern, wenn es darauf ankommt, Muth einflößt? Hast Du niemals Herzeleid gehabt? Niemals Furcht empfunden? Weißt Du kein Wort des Trostes in solcher Lage? Besinne Dich, was man Dir sagte: sag' es ihr. Geh, lauf!“

Und als sie fort war, stellte er sich wieder an das Fenster, sah starr hinab auf die Kutsche, die sich schon um vieles größer zeigte; sah in die Sonne, die sich in diesem Augenblicke hinter die Berge barg; sah auf die einzelnen, grauen Wolken über ihnen, die plötzlich mit Feuer umkleidet schienen, trat zurück, machte das Fenster zu und schritt hastig im Zimmer auf und nieder.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Alte hatte sich beeilt zu gehorchen, mit der Autorität des Namens zu befehlen, der, es mochte ihn, wer wollte, aussprechen, Alles in Trab setzte,

weil niemand je den Gedanken hegte, es könne irgend wer sich, ihn zu misbrauchen, unterfangen. Sie kam im Wachthause ein wenig vor der Kutsche an, verließ, als diese auch genaht war, die Sänfte, winkte dem Kutscher, zu halten, trat an den Schlag, durch den Nibbio den Kopf herausteckte, und sagte ihm des Herrn Befehl ins Ohr.

Als Luzia wahrnahm, daß die Kutsche hielt, kam sie, wie aus Lethargie wieder zu sich, hatte einen neuen Furchtanfall, öffnete Mund und Augen und starrte ringsumher. Nibbio hatte sich zurückgezogen, die Alte lehnte das Kinn auf den Kutschenschlag, sah Luzien an und sagte: „Komm, liebes Mädchen, komm, Kleine, komm mit mir, ich habe Befehl, Dich gut zu behandeln, Dich zu ermuthigen.“

Die Arme empfand bei dem Klange weiblicher Stimme einigen Trost, augenblicklichen Muth, verfiel aber bald in noch heftigeres Schrecken, fragte mit zitternder Stimme: „Wer seyd Ihr?“ und sah die Alte staunend an.

„Komm, komm, gutes Mädchen,“ fuhr diese fort. Nibbio und die beiden Anderen ahneten aus der so außerordentlich schmeichelnden Stimme die Absichten des Herrn und trugen, was sie konnten, bei, die Gefangene im Guten zum Gehorsam zu bringen. Sie sahe noch immer umher; und ob ihr wohl die Wildheit und Fremdheit des Ortes, die

Zuversicht ihrer Wächter keine Hoffnung zu etwaiger Hülfe ließen, machte sie dennoch den Mund, um zu schreien, auf. Als ihr Nibbio das Tuch hinwies, schwieg sie, erbebte, widersetzte sich zwar, ward aber ergriffen und in die Sänfte gebracht. Nach ihr begab sich die Alte hinein; Nibbio beauftragte die beiden anderen Gauner, als Wache hinter ihr herzugehen, und stieg eilig, dem Herrn Bericht zu erstatten, den Berg empor.

„Wer seyd Ihr?“ fragte Luzia die unbekannte, widrige Ungestalt: „weshalb begleitet Ihr mich? Wo bin ich? Wohin bringt Ihr mich?“

„Dahin, wo man Euch wohl will,“ entgegnete die Alte; „zu einem gro .... Heil! denen er wohl will! Heil Euch! Heil Euch; Fürchtet Euch nicht, seyd munter; ich soll Euch Muth zusprechen. Nicht wahr, he, hab ich Euch nicht Muth zugesprochen?“

„Wer ist er denn? Was soll ich ihm? Was will er von mir? Er hat nicht über mich zu gebieten. Sagt mir, wo ich bin? Laßt mich frei! Heißt den Leuten, mich frei zu lassen, mich in die nächste Kirche zu tragen. Ach! Ihr seyd doch auch ein Weib, im Namen der heiligen Jungfrau Maria .....!“ Dieser heilige, sanfte Name, in der Jugend wohl mit Ehrfurcht ausgesprochen, dann aber in langer Zeit nicht mehr, vielleicht nicht einmal aussprechen gehört, machte auf die Seele der Sünderin seltsamen, verwirrten, matten Eindruck, wie etwa Erinnerung an

Licht und Außenwelt auf den in der Kindheit erblindeten Greis.

Der Unbekannte stand an der Thüre seiner Veste und sah hinab; er sah, wie früher die Kutsche, jetzt die Sänfte Schritt vor Schritt nahen und nahen, Nibbio'n ihr immer mehr voreilen, den Gipfel des Berges ersteigen; er rief ihm zu, „komm, komm!" und schritt in sein Zimmer voraus.

„Nun?" sagte er und blieb stehen.

„Pünktlich vollzogen;" antwortete Nibbio, sich verneigend: „Die Nachricht pünktlich, das Weib pünktlich, Niemand in der Nähe, nur ein Schrei, Niemand hinzugekommen, der Kutscher schnell, die Pferde tüchtig, Niemand begegnet: aber...."

„Was denn?"

„Aber.... es wäre mir lieber gewesen, hätte ich den Befehl gehabt, sie niederzuschießen, ohne sie reden zu hören, ohne ihr ins Gesicht zu sehen."

„Wie? was? was willst Du damit sagen?"

„Ich will sagen, daß sie mir den ganzen Weg, die ganze Zeit über, gar zu großes Mitleid beigebracht hat."

„Mitleid! was weißt Du von Mitleid? was ist denn Mitleid?"

„Ich habe es noch nicht so gut empfunden, wie diesmal: es ist mit dem Mitleid bald wie mit der Furcht: läßt man beides zu sehr in sich anwachsen, so bleibt man kein Mann."

„Nun laß doch hören, wie Dir das Weib Mitleid erregte?“

„Ach, mein gnädigster Herr! so lange Zeit .... weinen, bitten .... so gewisse Blicke, bleich, bleich wie der Tod werden, hernach seufzen, und wieder bitten, und gewisse Worte ....“

„Ich möchte sie nicht bei mir haben;“ dachte der Unbekannte: „Ich hätte mich nicht mit der Sache einlassen sollen; aber ich habe es einmal versprochen, ich habe es versprochen. Ist sie erst wieder fort ....“ — Er sah befehlend zu Nibbio auf und sagte: „Jetzt mache Dich vom Mitleiden los, steig zu Pferde, mit noch Einem, wenn Du willst, mit Zweien, und reite, reite, bis Du bei dem Don Rodrigo, Du weißt schon, angelangt bist. Sage ihm, er solle gleich, ... ja gleich nach ihr schicken, sonst ....“

Doch ein abermaliges, gebietenderes Nein als das erstere, legte ihm Schweigen auf. „Nein!“ sagte er bestimmt, wie um sich selbst jenen inneren Willen klar zu machen: „Nein! geh zur Ruhe, und morgen früh .... will ich Dir schon sagen, was Du thun sollst.“

„Die muß mit einem Teufel im Bunde stehen!“ dachte er, als er allein dastand, die Arme über der Brust verschränkt, den Blick auf eine Stelle des Fußbodens geheftet, wo der durch die höheren Fensterscheiben einstrahlende Mond hintraf und ein mattes Licht im Viereck, durch die starken Eisenspangen

gewürfelt, durch die kleinen runden Fenstergläser noch kleiner zertheilt, zeichnete. „Mit einem Teufel im Bunde stehen, oder .... oder von einem Engel beschützt werden .... Nibbio und Mitleid! .... Morgen, morgen mit dem Frühesten, fort mit ihr, ihrem Schicksale entgegen: dann wird nicht mehr von ihr gesprochen, — fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, wie man wohl einem widerspenstigen Knaben, von dessen Ungehorsam man voraus überzeugt ist, etwas anbefehlen würde — wird nicht mehr an sie gedacht! Der Narr, Don Rodrigo, mag mir nicht etwa den Kopf mit Danksagungen warm machen, daß ich .... ich will einmal nichts weiter von ihr hören. Ich bin ihm behülflich gewesen, weil .... weil ich es versprochen hatte: ich habe es versprochen, weil .... weil es mein Schicksal wollte. Er soll den Dienst reichlich bezahlen! Wollen einmal zusehen ....“

Er wollte einen recht schwierigen Auftrag, den Don Rodrigo zum Lohne, oder vielmehr zur Strafe vollziehen sollte, ergrübeln; aber die beiden Worte: Mitleid und Nibbio, lagen ihm immer im Sinne, wollten nicht wanken und weichen: „wie muß sie das angefangen haben? — dachte er unaufhörlich geplagt — „Ich will sie sehen! Nein, nicht doch! Ja, ich will sie sehen!“

Aus einem Zimmer in das andere, gelangte er zu einer kleinen Treppe, schlich behutsam hinab, zum Zimmer der Alten und trat mit dem Fuße dagegen.

„Wer ist da?“

„Mache auf!“

Die Alte sprang beim Tone dieser Stimme rasch empor, man hörte den Riegel raschelnd zurückschieben und die Thüre ging auf. Als der Unbekannte die Schwelle betrat, warf er einen Blick über das Zimmer: beim Scheine einer auf kleinem Pfeilertische brennenden Lampe gewahrte er Luzien, in dem der Thüre entferntesten Winkel des Zimmers, erschöpft auf der Erde liegend.

„Wer hat Dir geheißen, Unselige,“ sagte er mit zornigem Blicke zur Alten,“ sie so verächtlich dahin zu werfen?“

„Sie hat sich freiwillig hingelegt,“ sagte die Alte demuthvoll;“ ich habe das Meinige gethan, ihr Muth zu machen: sie muß es selbst gestehen; aber es hilft Alles nichts.“

„Steh auf!“ sagte er, vor Luzien tretend. Aber das Anklopfen, Oeffnen, der Fußtritt, die Stimme hatten ihre erschütterte Seele mit finsterem Schrecken erfüllt, sie krümmte sich scheuer in dem Winkel zusammen, barg das Antlitz in beide Hände und rührte sich nicht, außer daß sie einigemal durch und durch erbebte.

„Steh' auf, es soll Dir nichts Schlimmes widerfahren, ich kann Dir helfen;“ entgegnete der Herr.

„Steh auf!“ rief er, ärgerlich, zweimal vergebens befohlen zu haben, mit Donnerstimme. Wie

gekräftiget vom Schrecken, erhob sich die Unglückseligste sogleich auf die Kniee, faltete, wie vor einem Heiligenbilde, die Hände, sah zu dem Unbekannten empor, schlug die Augen wieder zu Boden und sagte: „Ich bin bereit, tödtet mich!“

„Ich sagte Dir schon, daß ich nichts Böses mit Dir vorhabe;“ sagte der Unbekannte sanfter, und betrachtetete die kummer- und angsterfüllte Gesichtsbildung.

„Muth! Muth!“ sagte die Alte; „er sagt es Euch ja selbst, daß man Euch nichts anthun soll.“

„Und warum,“ fragte Luzie mit einer Stimme, aus welcher, durch das Zittern der Furcht, eine gewisse Sicherheit hülfloser Entrüstung hervortrat, „warum gebt Ihr mich solcher Höllenqual Preis? Was habe ich Euch gethan ....?“

„Hat man Dich gemißhandelt? Sprich ....“

„Ach, gemißhandelt! gemißhandelt! Sie haben mich mit schändlichem Verrathe, mit Gewalt entführt. Und warum? — warum hält man mich gefangen? Warum bin ich hier? Wo bin ich? Ich bin ein armes Mädchen: was kann ich Euch gethan haben? Im Namen Gottes ....“

„Gott, Gott!“ unterbrach sie der Unbekannte, „und immer Gott! wer sich nicht selbst vertheidigen kann, wer kraftlos ist, hat immer und immer mit diesem Gotte zu schaffen, als hätte er mit ihm ge-

sprochen. Was verlangst Du denn von ihm? Glaubst doch nicht ...." er hielt inne.

„Ach, Herr! Was ich verlange? Was kann ich Arme sonst verlangen, als Barmherzigkeit? Gott verzeiht viele Sünden für ein Werk der Barmherzigkeit! Gebt mich frei; habt Erbarmen, gebt mich frei. Es bringt keinem sterblichen Menschen Heil, ein armes Wesen so viel ausstehen zu lassen. Ihr seyd Herr, ach, befehlt ihnen, daß sie mich frei lassen. Sie haben mich mit Gewalt hierher geführt. Laßt diese Frau noch einmal mich begleiten, laßt mich nach *** zu meiner Mutter bringen. Ach, heilige Jungfrau, meine Mutter! meine Mutter, O Gott, meine Mutter! Vielleicht ist sie nicht fern von hier .... ich habe meine Berge gesehen. Warum laßt Ihr mich so leiden? Laßt mich in eine Kirche bringen; ich will für Euch beten, so lang ich lebe, beten. Was kostet Euch ein Wort? Ach, ach! Ihr habt Mitleiden mit mir: sagt ein Wort, sagt es. Gott verzeiht gar Vieles für ein Werk der Barmherzigkeit!"

„Warum ist sie nicht die Tochter eines der Schurken, die mich verbannten!" dachte der Unbekannte: „eines der Elenden, die meinen Tod wollten! Ich würde mich jetzt an ihren Leiden weiden könnnen, und so ...."

„Erstickt nicht die Stimme des Erbarmens in Euch!" bat Luzie flehentlich weiter, ermuthigt von

dem Anblicke einer gewissen Unschlüssigkeit in Antlitz und Wesen ihres Tyrannen. „Habt Ihr kein Erbarmen mit mir, so wird es der Himmel haben: er wird mich sterben lassen und dann habe ich überstanden, Ihr aber .... Dereinst vielleicht auch Ihr .... Doch nein, nein, ich will den Herrn immerdar bitten, Euch vor allem Uebel zu bewahren. Was gilt Euch ein Wort? Wenn Ihr diese Leiden kenntet ....!“

„Nun, fasse nur Muth!“ unterbrach sie der Unbekannte mit einer Sanftheit, die die Alte in hohes Erstaunen setzte. „Habe ich Dir denn schon etwas zu Leide gethan? Habe ich Dir etwa gedroht?“

„O nein! Ich sehe, Ihr habt ein gutes Herz, habt Mitleiden mit einem armen Geschöpfe. Ihr könntet mir, wolltet Ihr es, weit mehr Furcht als alle die Anderen einflößen, könntet mich tödten; und dagegen habt Ihr mir .... das Herz ein wenig erleichtert. Gott wird es Euch vergelten. Vollendet das Werk der Barmherzigkeit: gebt mich frei, gebt mich frei!“

„Morgen früh ....“

„Gebt mich jetzt frei, jetzt ....“

„Morgen früh sehen wir uns wieder, will ich sagen. Indes sey gutes Muthes. Ruhe Dich aus. Du wirst des Essens bedürftig seyn. Man soll Dir welches bringen.

„Nein, nein, ich sterbe, wenn Jemand hier herein kommt: ich sterbe. Bringt mich in die Kirche

.... Gott wird Euch vergelten, was Ihr für mich thut.“

„Es wird Dir eine Frau zu essen bringen,“ sagte der Unbekannte; und als er es gesagt hatte, staunte er selbst über sich, wie er auf diese Ausflucht verfallen sey und wie es zugegangen, daß er sie, zum Troste eines Mädchens, habe suchen müssen.

„Und Du,“ sagte er, sich plötzlich zu der Alten wendend, „mache ihr Muth zu essen; laß sie auf dem Bette ausruhen: will sie Dich zur Bettgenossin, gut; sonst kannst Du schon einmal eine Nacht auf den Dielen zubringen. Ermuthige sie, sage ich Dir, ermuntere sie. Und daß sie keine Ursache habe, sich über Dich zu beklagen!“

Nach diesen Worten schritt er rasch der Thüre zu. Luzie stand auf, lief ihm nach, ihn zurückzuhalten und ihre Bitten zu erneuen; doch er war verschwunden.

„O ich Arme! Schließt zu, schließt rasch zu!“

Und als sie die Thüren an einander klappen, den Riegel rascheln hörte, wandte sie sich ab und legte sich wieder in ihren Winkel. „Ach, ich Arme!“ schluchzte sie wieder. „Wen kann ich nunmehr bitten? Wo bin ich? Sagt, sagt mir, um des Himmels Willen, wer ist der Herr....? der eben mit mir sprach?“

„Wer er ist? Wer er ist? Das wollt Ihr, soll ich Euch sagen, ich? Könnt warten, bis ich es Euch sage! Weil er Euch schützt, seyd Ihr hochmüthig

geworden, wollt auf meine Unkosten alles wissen. — Fragt ihn selbst. Stellte ich Euch zufrieden, würde ich gar andere Worte hören müssen, als Ihr jetzt zu hören bekommt. — Ich bin die Alte, ich bleibe die Alte;“ murmelte sie zwischen den Zähnen, „verwünscht wären die Jungen, die mit Lachen und Weinen Alles durchsetzen, immer Recht behalten.“ Als sie Luzien schluchzen hörte, der Befehl des Herrn ihr drohend in das Gedächtniß kam, bog sie sich zu der armen Verkrochenen und sagte mit kleinmüthiger, menschlicherer Stimme: „Frisch, frisch! Ich habe nichts böse gemeint: seyd munter! Fragt mich nur nicht um Sachen, die ich Euch nicht sagen darf, und gebt Euch übrigens zufrieden. Ach, wüßtet Ihr, wie viele Leute froh seyn würden, redete er mit ihnen wie mit Euch! Seyd lustig, es wird gleich zu essen kommen, und wie ich denke .... nach dem, wie er mit Euch gesprochen hat .... ist es sicherlich etwas Gutes. Und dann legt Ihr Euch nieder und,“ fügte sie mit unterdrücktem Grimme hinzu, „werdet mir wohl auch ein Plätzchen verstatten.“

„Ich will nicht essen, ich will nicht schlafen. Laßt mich in Ruhe; kommt nicht näher; geht nicht fort!“

„Nein, nein, nur Muth!“ sagte die Alte, ging nach der anderen Seite, setzte sich auf einen Feldstuhl, warf scheue, grollende Blicke nach dem armen Mädchen, gewahrte ihr Bette, heimlich ergrimmt,

es vielleicht die ganze Nacht entbehren zu müssen, und jammerte über Frost. Der Gedanke an das Abendessen tröstete sie mit der Hoffnung, es werde etwas für sie übrig bleiben. Luzia empfand weder Frost noch Hunger, schien gleichsam betäubt, und von allem Schmerz und Schrecken war ihr nur ein schwaches Bewußtseyn geblieben, ähnlich den Traumphantasieen eines Fieberkranken.

Sie fuhr zusammen, als angeklopft wurde, sah mit Entsetzen empor und rief: „Wer ist da? Wer ist da? Es darf Niemand herein!“

„Nichts, nichts, gutes Neues!“ sagte die Alte. „Es ist Marthe, die das Essen bringt.“

„Macht zu, macht zu!“ schrie Luzie.

„Ja doch, gleich, gleich,“ entgegnete die Alte; nahm Marthen einen Korb ab, schickte sie eilig wieder fort, verschloß die Thüre, setzte den Korb auf einen Tisch, in mitten der Stube, und lud Luzien wiederholt ein, herbeizukommen, von den Gerichten zu essen. Sie bediente sich, nach ihrem Dafürhalten, der wirksamsten Worte, dem armen Mädchen Appetit zu machen und erließ sich in Ausrufungen über die Auserlesenheit der Speisen: „Bissen, können gemeine Leute sie nur riechen, haben sie lange Zeit Würze für schlechte Kost! Wein, den der Herr mit seinen Freunden trinkt, wenn einmal welche zu ihm kommen, die ... und wenn sie lustig seyn wollen! Ei, ei!“

— Da sie sah, daß kein Zureden half, sagte sie: „Nun, Ihr wollt nicht, sagt aber morgen nicht etwa, ich hätte Euch nicht Muth zugesprochen. Ich werde essen und es soll noch genug für Euch bleiben, im Fall Ihr Euch besinnt und gehorchen wollt.“ Sie fiel nach diesen Worten gierig über die Speisen her, stand, als sie satt war, auf, ging nach dem Winkel zu Luzien, bog sich zu ihr hinab und ermahnte sie abermals, zu essen und sich niederzulegen.

„Nein, nein, ich will nichts,“ entgegnete Luzie, mit matter, schlaftrunkener Stimme; fügte fester hinzu: „Ist die Thüre verschlossen? Wohl verschlossen?“ sah rings um sich, stand auf und ging mit vorgehaltenen Händen, unsicheren Schritten, sich selbst zu überzeugen, darauf zu.

Die Alte lief voran, streckte die Hand nach dem Schlosse aus, ergriff die Klinke, drückte sie auf und zu, rüttelte an dem Riegel, schob ihn hin und wieder, daß er in der eisernen Klammer, wo er ruhete, knarrte.

„Hört Ihr? seht Ihr? Ist es nicht verschlossen? Seyd Ihr nun zufrieden?“

„Zufrieden! Hier zufrieden!“ sagte Luzie, nach dem Winkel gehend: „Aber der Herr weiß, daß ich hier bin!“

„Kommt zu Bette: was wollt Ihr dort wie ein Hund liegen? Ist es wohl erhört, daß man Gemächlichkeiten, die man haben kann, ausschlägt?

„Nein, nein, laßt mich zufrieden.“

„Nun, Ihr wollt es so. Seht, ich lasse Euch den guten Platz, drücke mich hier an die Seitenbretter, er bleibt Euch immer frei. Wollt Ihr noch zu Bette gehen, so wißt Ihr es. Erinnert Euch aber, daß ich Euch mehrmals gebeten habe.“ Sie kroch hierauf, angekleidet wie sie war, unter die Decke und alles ward still.

Luzia kauerte unbeweglich, zusammengekrümmt in dem Winkel, die Kniee an den Leib gezogen, die Hände auf den Knieen, das Gesicht in den Händen. Sie schwebte zwischen Wachen und Schlaf, aber Gedanken, Einbildungen, Herzklopfen, folgten sich im schnellsten, ungestümsten Wechsel. Jetzt war sie sich selbst bewußter, alle gesehene, empfundene Schrecknisse dieses Tages stellten sich ihr deutlicher dar, schmerzerfüllt überdachte sie alle Umstände der düsteren, entsetzlichen Wirklichkeit, welche sie umfing; jetzt kämpfte ihr Gemüth, in noch nächtlichere Abgründe gestürzt, mit den, der Ungewißheit und dem Schrecken entstandenen Phantomen.

Dieser Zustand währte sehr lange; wir ziehen abermals vor, schnell darüber hinzugehen. Ermattet, kraftlos streckte sie ihre eingeschlafenen Glieder von sich, streckte sich oder sank vielmehr ausgestreckt nieder und lag eine Weile in einer, wirklichem Schlafe ähnlichen, Bewußtlosigkeit. Plötzlich, wie auf inneren Ruf, erholte sie sich, fühlte das Bedürfniß, ganz zu

sich zu kommen, alle ihre Denkkraft zu sammeln, das Wo, Wie und Warum ihres Hierseyns zu erforschen. Sie lieh das Ohr, lauschte auf ein Geräusch: es war der Alten rauhes, langsames Schnarchen; sie riß die Augen auf und sah einen matten Schimmer, abwechselnd ab- und zunehmen; es war der dem Erlöschen nahe Lampendocht, der sein Zitterlicht bald auswarf, bald, so zu sagen, zurückzog, wie etwa das Anschlagen und Abprallen der Uferwellen: das Licht entfloh den Gegenständen, bevor sie noch Gestaltung und Farbe von ihm empfingen und ließ dem Auge nichts als eine fortlaufende Verwirrung, bis ihm die frischen Erinnerungen der Seele zu Hülfe kamen und es Unbestimmtes bestimmt wahrnahm. Die Unglückliche erwachte, erkannte ihren Kerker: alle die Schreckniße des verflossenen Tages, alle Schreckniße der Zukunft bestürmten sie mit einemmale: eben der neue Zustand der Ruhe, nach so vieler Trübsal, der Schein von Ruhe, die Erschlaffung, in der sie sich befand, erfüllten sie mit neuen Aengsten: sie unterlag solchem Leid, daß sie sich nach dem Tode sehnte. Da gedachte sie, noch beten zu können, der Gedanke gab Trost und Hoffnung; sie nahm ihren Rosenkranz, betete ihn ab, und wie das Gebet ihren zitternden Lippen immer weiter entfloß, füllte sich ihr Herz mit unbegrenztem Vertrauen. Plötzlich fiel ihr ein, um wie viel kräftiger ihr Gebet seyn, und wie weit eher es erhört werden müßte, brächte sie in ihrem Elende

irgend ein Opfer dar. Sie gedachte dessen, was ihr das Liebste war, oder was ihr das Liebste gewesen war; denn in diesem Augenblicke war ihre Seele nur eines Eindruckes, dessen der Furcht, fähig, kannte nur ein Verlangen, das nach Befreiung; sie gedachte seiner und war entschlossen, es aufzuopfern. Sie erhob sich auf die Kniee, preßte die Hände, von denen der Rosenkranz herabhing, an die Brust, hob Antlitz und Augen zum Himmel und sagte: „O heilige Jungfrau! Du, deren Schutze ich mich schon so oft empfahl, die du mich so oft schon tröstetest! Du, die du so sehr gelitten hast und jetzt so glorreich bist, die du so viele Wunder schon thatest für nothleidende Arme: hilf mir! erlöse mich aus dieser Gefahr, führe mich sicher zu meiner Mutter: o Mutter Gottes, ich verspreche Dir! immer Jungfrau zu bleiben, ich verzichte für immer auf meinen Geliebten, ich will Niemand Anderem angehören als Dir!“

Nach diesen Worten neigte sie ihr Haupt, hing sich den Rosenkranz, wie ein Zeichen der Weihe des Schutzes, eine Waffe des neuerwählten Standes, um den Hals; und als sie sich wieder auf die Dielen setzte, war ihr Herz voll sicherer Ruhe, stärkeren Vertrauens. Sie gedachte des „morgen früh“ des unbekannten Gewalthabers und glaubte in diesen Worten ein Versprechen der Errettung zu finden. Ihre von dem langen Kampfe ermüdeten Sinne entschliefen nach und nach in dieser Gedankenstille, und

endlich, kurz vor Anbruch des Tages, versank auch Luzia, den Namen ihrer Beschützerin leise leise den Lippen enthauchend, in tiefen, anhaltenden Schlummer.

Es war Jemand in diesem Schlosse, der gern ihrem Beispiele gefolgt wäre, es aber nicht vermochte. Als er Luzien verlassen, oder vielmehr geflohen, und Befehl gegeben hatte, ihr ein Abendessen zu bereiten, als er auch, wie er zu thun gewohnt war, einige Posten des Kastells untersucht hatte, zog er sich, ihr Bild immerdar vor Augen, ihre Worte immerdar in den Ohren wiedertönend, in seine Schlafkammer zurück, schloß sich hastig daselbst ein, als wolle er sich vor einer Schaar verfolgender Feinde retten, zog sich eben so hastig aus und legte sich nieder. Aber ihr Bild trat ihm näher, als vorher, vor die Seele und sagte: Du sollst nicht schlafen! „Welches einfältige Gelüsten," dachte er, „mußte mir beikommen, sie sehen zu wollen? Er hat Recht, der Teufel von Nibbio; man ist kein Mann, es ist wahr, man bleibt kein Mann! ... Ich? .... Ich habe also aufgehört ein Mann zu seyn? ich? Was ist denn vorgefallen? Welcher Teufel ist denn in mich gefahren? Was giebt's denn? Konnte ich nicht schon vorher wissen, daß Weiber jammern. Jammern doch auch Männer zuweilen, wenn sie sich nicht widersetzen können. Was zum Henker! habe ich denn in meinem Leben noch keine Weiber winseln gehört?" Hier stellte sich seinem Gedächtnisse, ohne daß er gerade nöthig hatte, es

sehr anzustrengen, mehr als Ein Fall dar, wo weder Bitten noch Klagen vermochten, seinen einmal genommenen Entschluß wanken zu machen. Aber das Andenken an ihn erweckte ihm nicht nur nicht den ihm schon fehlenden Muth, bei dieser Gelegenheit fest zu bleiben, benahm seiner Seele nicht nur nicht das ihm so lästige Mitleid, sondern erfüllte sie auch mit einem ganz eigenthümlichen Entsetzen, mit der stechendsten Reue, und zwar in solchem Grade, daß es ihm noch Erleichterung schien, vermochte er sich zu dem Bilde Luziens zu wenden, gegen das er anfänglich versuchte, sich zu waffnen. „Sie lebt ja," sagte er, „ist hier; es ist noch Zeit; ich kann ihr sagen: geh, sey fröhlich, kann sehen, wie sich ihr Antlitz umwandelt, kann ihr auch sagen: verzeihe mir.... Verzeihe....? Ich um Verzeihung bitten? ein Weib? Ich....! Ach, und doch! könnte ein Wort, so ein Wort mir das Herz erleichtern, mir die Hölle aus der Brust reißen, ich sagte es; ach ja wohl, ich sagte es. Wie weit ist's mit mir gekommen! Ich bin kein Mann mehr, ich bin kein Mann!.... Auf!" — sagte er dann und wendete sich wüthend auf die andere Seite des so harten, harten Lagers, unter der so schweren, schweren Decke.

„Auf! Es ist alles nichts als Einfalt, als Kindereien, sind mir ehedem auch manchmal durch den Kopf gefahren; vergehen auch diesmal wie ehedem." —

Sie zu verscheuchen, bemühete er sich, an irgend

etwas recht Wichtiges zu denken, an irgend eines der Dinge, welche ihn vor allen Anderen zu beschäftigen pflegten, er wollte sich ihm ganz hingeben; fand aber keines. Alles erschien ihm anders: was ehedem seine Begierde fesselte, hatte jetzt keinen Reiz mehr: seine Leidenschaft glich einem, durch irgend einen Gegenstand plötzlich stätig gewordenen Pferde und wollte ihn nicht weiter führen. Dachte er an das, was er unternommen, noch nicht vollendet hatte, so empfand er, statt des Triebes, zu vollenden, statt durch Hindernisse angereizt zu werden, sie im Zorne zu besiegen, Traurigkeit, Verzagtheit über das schon Vollendete. Das Leben hatte für ihn alles Interesse verloren, er war unfähig, noch etwas zu wollen und zu thun, und das Andenken der Vergangenheit ward ihm unerträglich, alle Stunden erschienen ihm nur wie die eine, die ihn so schwer drückte, so langsam entschlich. Er versammelte in Gedanken alle seine Bluthunde um sich: fand auch nicht einen, dem er etwas hätte sagen mögen oder können: selbst der Gedanke, sie wieder zu sehen, sich unter ihnen zu befinden, war eine neue Last, verursachte ihm Verdruß und Verlegenheit. Und wollte er durchaus ein Geschäft zu morgen auffinden, irgend etwas zu thun haben, so wich der Gedanke nicht von ihm, das arme Mädchen wieder in Freiheit zu setzen.

„Ich will sie frei geben; ja, so bald der Tag graut, gehe ich zu ihr, sage ihr: Geh, geh! Lasse sie beglei-

ten.... Und mein Versprechen? Meine Verpflichtung? Und Don Rodrigo? .... Wer ist Don Rodrigo? —

Der Unbekannte mühete sich, wie Jemand, der ein unerwartetes, verwickeltes Verhör gegen einen Vorgesetzten zu bestehen hat, dieses, sich selbst angeordnete, bald zu enden; der neue Gedanke wuchs aber reißend schnell in ihm an und drohete den älteren zu verdrängen. Er ging alle Ursachen durch, die ihn hatten verleiten können, fast noch ehe er darum gebeten ward, die Verbindlichkeit auf sich zu nehmen, ohne Haß oder Furcht, blos um zu dienen, eine arme Unbekannte so leiden zu lassen; aber er fand nicht nur keine Ursachen, die ihm in diesem Augenblicke gültig erschienen, ihn entschuldigten, sondern konnte nicht einmal mit sich ins Klare kommen, was ihn eigentlich zu dem ganzen Handel bestimmte. Willkühr, nicht überlegter Entschluß, augenblickliche Eingebung der alten, gewohnten Gefühlen huldigenden Seele, Folge tausend vorgängiger Ursachen: das war es und — wollte der gepeinigte Selbstergrübler sich nur über eine einzige Handlung Rechenschaft geben, fand er sich in der That in Untersuchung seines ganzen Lebens begriffen. Zurück, zurück, von Jahr zu Jahr, von Unternehmen zu Unternehmen, Blut zu Blut, Verbrechen zu Verbrechen: Alles schien der Seele bewußt und neu, von den Gefühlen gesondert, die Wollen und Vollbringen veranlaßten; Alles, Alles erschien so ungeheuer, wie die Gefühle es damals nicht zeigten,

Alles gehörte ihm, war ganz sein! Das Entsetzen dieses Gedankens wuchs mit jedem neuen Bilde, war allen eigen, steigerte sich zur Verzweiflung. Er richtete sich wüthend im Bette auf, griff mit der einen Hand wüthend über die Bettwand, ergriff ein Pistol, spannte es, setzte an, und .... in dem Augenblicke, wo er ein unerträglich gewordenes Leben zu enden gedachte, ward seine Seele von einer Angst überrascht, von einer Unruhe, die nicht dem Leben anzugehören schienen, er mußte des Daseyns gedenken, in das er mit dem Tode einging. Mit Schauder erblickte er seinen entstellten, starren Leichnam, der Willkühr des ihn überlebenden Schandtrosses überlassen: das Staunen, die Verwirrung im Kastelle am nächsten Morgen: Alles drunter und drüber: er selbst kraftlos, lautlos, wo man ihn hinwarf. Er sah und hörte das Aufsehen, was überall entstehen würde, das Gerede hier, in der Nähe und Ferne, das Entzücken seiner Feinde. Auch Finsterniß und Schweigen trugen bei, ihm den Tod trüber, grausiger zu gestalten; und doch meinte er, er würde nicht zaudern, sich am lichten Tage, im Freien, Angesichts aller Welt, in das Wasser zu stürzen und zu versinken.

Vertieft in diese qualvollen Betrachtungen, zog er den Hahn des Pistoles abwechselnd auf, oder spannte ihn mit krampfhafter Hand ab; als ihm ein anderer Gedanke beikam: — „Wenn dieses andere Leben, von dem man mir, als Knaben, so

viel vorschwatzte, von dem man immerdar fabelt: es sey ausgemachte Sache, wenn es nun nicht ist? wenn es nichts ist, als Erfindung der Pfaffen? was nehme ich dann vor? warum sterben? was schiert mich, was ich that? was hat es auf sich? Es ist Tollheit, daß ich .... Und wenn nun das andere Leben dennoch wäre ....!" —

Nach diesem Zweifel, dieser Besorgniß bemächtigte sich seiner noch schwärzere Verzweiflung, noch drückendere, der er auch im Tode nicht zu entgehen hoffte. Er ließ seine Waffe fallen, zerraufte sich die Haare, klapperte mit den Zähnen, erbebte an allen Gliedern. Mit einemmale drängten sich Worte in in sein Gedächtniß, die er vor wenigen Stunden erst mehr als einmal vernommen hatte: — „Gott verzeiht gar Vieles für ein Werk der Barmherzigkeit." — Nicht mit dem Tone demuthvoller Bitte, in dem sie gesprochen wurden: mit dem der ernstesten Würde, die zugleich einen fernen Schimmer von Hoffnung zuließ. Ein Augenblick der Erleichterung! Er legte die Hände vor die Stirn, führte sich die Gestalt vor das innere Auge, welche die Worte sprach, und erblickte sie, nicht als Gefangene, Bittende, sondern als Trost- und Gnadenspenderin. Ungeduldig erharrte er den Tag, um sie ohne Säumniß zu befreien, aus ihrem Munde neue Worte des Erbarmens und Lebens zu hören, sie ihrer Mutter selbst wieder zu bringen. — „Und dann? was soll ich den ganzen übrigen Tag beginnen?

was übermorgen? was später? Und die Nacht, die lange zwölfstündige Nacht? Ach, die Nacht! nein, nein, die Nacht!" — Zurückgesunken in die entsetzliche Leere der Zukunft, suchte er vergebens Anwendung der Zeit, sann vergebens nach, wie er Tage, wie er Nächte verbringen möge. Jetzt nahm er sich vor, das Schloß zu verlassen, in ferne Länder zu wandern, wo man noch nicht von ihm reden hörte; aber er fühlte, daß er, er selbst, sich nimmer verlassen würde: jetzt schöpfte er die traurige Hoffnung, seinen alten Adam wieder anzuziehen, seine alten Lüste wieder zu erneuen: es war nur flüchtiger Tollsinn: jetzt wünschte er den Tag, wo er sich den Seinigen in seiner jämmerlichen Umwandlung zeigen müsse, fern, jetzt nah, als ob er auch in seine Gedanken Klarheit bringen werde. Und — gerade mit dem Anbruche der Morgendämmerung, wenige Augenblicke, nachdem Luzie eingeschlafen war, als er noch regungslos, aufrecht im Bette saß, schlug eine unbestimmte Tonwelle, die etwas eigenthümlich Festliches in sich führte, an sein Ohr. Er horchte auf und vernahm fernes Festgeläute, näher das Echo in den Bergen, das jeden einzelnen Klang langsam wiederholte und mit ihm verschmolz. Nach kurzer Weile vernahm er andere, ebenfalls festliche, nähere Glockentöne; dann noch andere. — „Was ist das für Freude? Worüber freut sich denn Alles? Weshalb ist Allen so wohl? —" Er erhob sich von seinem Dornenlager, zog sich in Hast ein wenig an, öffnete

ein Fenster und sah hinaus. Die Berge waren noch halb nebelumhüllt; der Himmel nicht wolkig, sondern eine einzige, aschgraue Wolke; aber der Tagesschimmer, der nach und nach anwuchs, erhellte das Thal und ließ hier eilige Wanderer auf dem Wege erblicken, dort Andere, die aus den Thüren traten und ihnen folgten. Alle nahmen die Richtung nach der Thalmündung, rechts vom Schlosse, und in aller Wesen und Kleidung ließ sich das Festliche nicht verkennen.

„Was der Teufel haben die vor? Was für Fröhlichkeit herrscht denn in diesem verwünschten Lande? Wo rennt das Volk hin?“ — Er rufte einen, in dem anstoßenden Zimmer schlafenden, vertrauten Bravo und fragte ihn um die Ursache dieser Bewegung. Der Bravo kannte sie so wenig wie er und entgegnete: er werde sie sogleich erfragen. Der Herr blieb im Fenster lehnen, sah dem munteren Treiben aufmerksam zu. Es waren Männer, Weiber, Kinder, truppweise, paarweise, einzeln; Der holte den Andern vor ihm ein, ging mit ihm; Der trat aus seinem Hause, wandelte mit dem ersten, besten Vorüberkommenden; es schienen Alle Freunde, schienen eine verabredete Reise anzutreten. Aller Geberden zeigten Eile, gemeinschaftliche Freude deutlich an, und das nicht verabredete, aber übereinstimmende, mehr oder minder deutlichere Geläute der verschiedenen Glocken, näherer so wie fernerer, schien gewissermaßen die all-

gemeine Stimme dieser Geberden, schien die, auf der Höhe nicht vernehmbaren, Worte zu ersetzen.

Er sah und sah, und empfand innerlich mehr als gemeine Neugierde, zu wissen, was im Stande sey, so viele, verschiedene Menschen mit gemeinschaftlicher Freude, gemeinschaftlichem Willen zu erfüllen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Bravo kam bald zurück und berichtete, der Cardinal Friedrich Borromeo, Erzbischoff von Mailand, sey am vorigen Tage in * * * angekommen, halte sich den ganzen eben angebrochenen Tag daselbst auf, die Nachricht von seiner Ankunft sey am vorigen Abende weit und breit erschollen und habe alles Landvolk mit dem Wunsche erfüllt, diesen Mann zu sehen; das Glockengeläute deute sowohl das Fest als die Nachricht an. Als der Herr wieder allein war, schaute er gedankenvoller in das Thal hinab. — „Eines Menschen wegen! Alles begierig, alles fröhlich, einen Menschen zu sehen! Und doch hat sicherlich ein Jeder seinen Teufel, der ihn peinigt. Aber Keiner, Keiner kann so von ihm besessen seyn, wie ich; Keiner kann eine solche Nacht wie ich gehabt haben! Was ist mit die-

sem Menschen, daß er alles so fröhlich macht? Er wird vielleicht einige Soldi unter die Menge werfen. .... Aber nicht alles läuft nach Almosen. Nun wohl ein paar Faxen in die Luft, ein paar Worte .... Ach, wenn er auch für mich Worte des Trostes hätte! wenn ....! Warum gehe ich nicht auch hin? Warum nicht? .... Ich gehe: was sollte ich sonst thun? Ich gehe, will mit ihm sprechen, unter vier Augen mit ihm sprechen. Was kann ich ihm sagen. Nun ja, daß .... daß .... Ich will hören, was der Mensch dazu sagt! —"

Nachdem er diesen unbestimmten Entschluß gefaßt hatte, zog er sich rasch vollends an, zog über seine Kleidung eine Jacke von etwas militärischem Zuschnitte; nahm das im Bette liegende Terzerol und hing es an die eine Seite des Gürtels, ein zweites, das er von einem Nagel an der Wand nahm, in die andere, steckte seinen Dolch vor, nahm seinen fast so wie er selbst berühmten Karabiner von der Wand, hing ihn sich um, setzte den Hut auf, verließ das Zimmer und ging vor allen Dingen nach dem, wo er Luzien verlassen hatte. Er stellte den Karabiner am Eingange in eine Ecke, klopfte an und ließ zugleich seine Stimme hören. Die Alte sprang aus dem Bette, schlang sich einige, am Abend abgelegte Lumpen wieder um, und beeilte sich zu öffnen. Der Herr trat ein, warf einen Blick über das Zimmer und sah Luzien ruhig in ihrem Winkel liegen.

„Schläft sie?“ fragte er die Alte mit leiser Stimme: „wie? dort schläft sie? war das mein Befehl, Unglückliche?“

„Ich habe alles Mögliche angewendet, entgegnete die Alte, „aber sie wollte weder essen noch sich ...“

„Laß sie in Frieden schlafen; hüte Dich, sie zu stören; und wenn sie erwacht .... Marthe wird hier in das Nebenzimmer kommen, und Du läßt ihr Alles holen, herbeibringen, was das Mädchen etwa verlangt. Wenn sie wach ist, ... sage ihr, ich .... der Herr, sey ausgegangen, auf kurze Zeit, werde bald zurückkommen, und .... werde Alles, was sie wünsche, thun.“

Die hocherstaunte Alte dachte bei sich: „Ist sie denn eine Prinzessin?“

Der Herr ging, nahm seinen Karabiner, schickte Marthen in das Nebenzimmer, beorderte den ersten Bravo, dem er begegnete, Wache zu halten, daß Niemand als diese Frau in das Zimmer komme, verließ das Schloß und schritt eilig den Berg hinab.

Des Kastells Entfernung von dem Dorfe, wo der Cardinal war, ist uns unbekannt; wahrscheinlich mochte sie wohl die eines guten Spatzierganges nicht übersteigen. Wir wollen diese Vermuthung nicht durch das Zusammenströmen der Landleute nach dem Dorfe rechtfertigen; denn die uns aus jenen Zeiten verbliebenen Nachrichten besagen, daß man aus der

Entfernung von zwanzig und mehren Miglien herbeilief, den Cardinal Friedrich zu sehen: aber es geht aus den zu erzählenden Begebenheiten dieses Tages hervor, daß die Entfernung nicht größer seyn konnte. Die Bravi, welche er auf dem Berge, hie und da, von ungefähr, traf, blieben, als er vorbeiging, ehrfurchtsvoll stehen, in der Erwartung, daß er irgend Befehle zu ertheilen habe, oder sie zu einem etwaigen Unternehmen mitnehmen werde, und staunten nicht wenig über seine Mienen und die Blicke, mit denen er ihre Verbeugungen erwiederte.

Als er dem Abhange entstiegen und auf der Landstraße war, ging es ganz anders zu. Unter den ersten Wanderern, welche seiner ansichtig wurden, entstand ein Gemurmel und Gezischel, man sahe ihn argwöhnisch von der Seite an, wich ihm überall aus. Auf dem ganzen Wege that er nicht zwei Schritte neben einem andern Wanderer: Jeder der ihn sich zu nahe kommen sah, machte ein ängstliches Gesicht, verneigte sich und hemmte seine Schritte, um zurückzubleiben. Im Dorfe angekommen, im dicksten Gedränge, ging sein Name von Mund zu Mund, überall wich man zurück. Er wandte sich an einen der vorsichtigen Leute und fragte ihn, wo der Cardinal sey. „Im Pfarrhause;“ war des Ehrerbietigen Antwort, zugleich mit Ortsbezeichnung. Der Herr ging dahin, trat in einen engen Hof, wo sich viele Priester befanden, die ihn alle erstaunt und erschrocken anblickten,

sahe sich gegenüber eine offene, nach einem gleichfalls mit Priestern überfüllten Vorhause führende Thüre, nahm sich den Karabiner, den er in einen Winkel des Hofes stellte, von der Schulter und trat in das Vorhaus, wo abermalige Blicke, Gemurmel, leises Aussprechen seines Namens und endlich Stillschweigen erfolgte. Er wendete sich an einen der Priester, fragte nach dem Cardinale und sagte, er wolle ihn sprechen.

„Ich bin fremd," entgegnete der Gefragte, sah sich um und rufte den in einer Ecke des Vorsaales stehenden Kaplan, der eben heimlich zu seinem Nachbar sagte: „Der? der Berüchtigte? Was will denn der? Fort, fort!" — Dennoch konnte er nicht umhin, dem durch das tiefe Schweigen laut ertönenden Rufe Folge zu leisten, verneigte sich gegen den Unbekannten, hörte sein Verlangen, hob mit ängstlicher Neugier die Augen zu seinem Antlitz, senkte sie sogleich wieder zu Boden, schwieg einige Augenblicke verlegen und sagte oder stotterte vielmehr: „Ich weiß nicht, ob Seine Eminenz.'... in diesem Augenblicke.... im Stande ist.... möglich.... vermag.... doch, ich will zusehen." Und er wackelte nach dem anstoßenden Zimmer, seinen Auftrag dem Cardinale zu hinterbringen.

Wir können hier nicht umhin, mit unserer Erzählung ein wenig anzuhalten: so wie man sich wohl, müde, hinfällig von langer Wanderschaft durch un-

fruchtbare Wildnisse, im Schatten eines schönen Baumes, auf dem Rasen, bei einer frischen Quelle ein wenig verweilt. Wir sind zu einem Manne gelangt, dessen Name und Andenken Jeden, der sie sich ins Gedächtniß ruft, mit sanfter Rührung und Ehrfurcht, freudigem Gleichgefühle erfüllen muß; uns um so mehr, da wir nach so vielen, schmerzlichen Szenen, nach der Betrachtung so häufigen, hartnäckigen Mißgeschickes, auf sie zu sprechen kommen.

Friedrich Borromeo ward 1564 geboren und gehörte zu den in jedem Zeitalter seltenen Männern, die, mit außerordentlichem Verstande begabt, alle Hülfsmittel großen Reichthumes, alle Vortheile eines bevorrechteten Standes um sich vereinten und immerdar den ernsten Willen bezeigten, Alles zum Besten zu wenden. Sein Leben gleicht einem Bache, der, seinem Felsenriffe sanft entquellend, ohne Aufenthalt, ohne sich jemals zu trüben, sich ruhig in den Fluß ergießt. Mitten in Pracht und Wohlleben, hielt er, von seiner Kindheit an, treulich an den Worten der Selbstverleugnung und Demuth, an der Lehre der Nichtigkeit aller Freuden, der Ungerechtigkeit des Stolzes, wahrer Würde und wahren Gütern, die, sie mögen Zugang in den Herzen finden oder nicht, von einer Generation zur anderen sich in den Grundsätzen der Religion fortpflanzen.

Er hielt, sage ich, an diesen Worten und Grundlehren, prägte sie sich in das Herz, erfreute sich ihrer,

fand sie überall bewährt, überzeugte sich, daß eben deßhalb keine anderen Worte, keine widerstreitenden Lehren, die sich mit ihnen ebenfalls von Zeitalter zu Zeitalter, mit derselben Sicherheit, oft in denselben Lippen überliefern, wahr und recht seyn könnten, und beschloß, als Vorbilder seiner Handlungen und Gedanken, jene zu erwählen, die wahrhaftig waren. Sie lehrten ihm, daß das Leben nicht, wie es ist, Vielen eine Bürde, Einigen ein Spielzeug seyn soll, sondern Allen ein Pfand, von dem ein Jeder verpflichtet ist, Rechenschaft abzulegen. Als Kind schon begann er nachzudenken, wie er das seinige nützlich und makellos gestalte.

Er erklärte bereits 1580 seinen Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und empfing das Ordenskleid aus den Händen seines Vetters Karl, den schon damals die allgemeine Stimme längst als Heiligen erkannte. Er trat bald darauf in das von demselben in Padua gestiftete Kollegium, das noch heut zu Tage den Namen ihres Hauses führt, und hier lebte er nicht nur eifrig allen Vorschriften des Ortes nach, sondern auch zwei anderen, sich selbst ertheilten: die Lehre des Christenthums den Unbändigsten, Rohesten des Volkes zu predigen und Kranke zu besuchen, zu pflegen, zu trösten und zu unterstützen. Er wendete die Autorität, deren er allgemein genoß, nicht anders an, als seine Gefährten zu gleichen Werken anzufeuern, war in jedem guten, heilsamen Werke

das Vorbild Anderer, was er bei seinem Geiste und Gemüthe sicherlich auch geworden seyn würde, hätte ihn das Schicksal, statt zu oberst, zu unterst gestellt. Alle Vortheile anderer Art, die ihm das Vorrecht seiner Geburt hätten gewähren können, suchte er nicht allein nicht nach, sondern lehnte sie sorgsam ab. Er zog dürftige Kost frugaler vor, kleidete sich lieber ärmlich als anständig, regelte nach diesem Maaßstabe sein ganzes häusliches und bürgerliches Leben und wich nie eine Hand breit davon ab, wenn auch viele seiner Verwandten lautes Geschrei und Gejammer erhoben: er vergebe die Würde des Geschlechtes. Einen andern Kampf hatte er mit den Oberen zu bestehen, die ihn immer heimlich und unter der Hand mit beßerem, anständigerem Hausgeräthe, mit Etwas zu versehen trachteten, was ihn vor den Andern auszeichnen, als Fürst des Ortes zu erkennen gebe. Entweder glaubten sie, sich auf die Dauer dadurch angenehm zu machen, oder es war Liebedienerei, die mit Anderer Ansehen und Glanze steigt und sinkt, ihr Beweggrund, oder sie gehörten zu den Achselträgern, die sich Tugenden wie Untugenden gerecht machen, immer predigen, die Vollkommenheit sey in der Mitte, und die Mitte immer dahin stellen, wo sie eben stehen und sich wohl befinden. Er entzog sich nicht allein diesen Diensten, sondern tadelte auch die Dienstfertigen und zwar, halb noch im Knaben-, halb im Jünglingsalter.

Es war kein Wunder, daß der Knabe und Jüngling, Friedrich, so lange Cardinal Karl, der sieben und zwanzig Jahre älter als er war, lebte, sich nach dem Geiste und den Tugenden eines solchen Vetters zu bilden strebte, dessen würdevolles, ja beinahe feierliches, persönliches Wesen überall Huldigungen und ehrfurchtvolles Schweigen umgaben, der höchste Ruhm, der Glanz der Heiligkeit umstrahlte; verdient aber dagegen bemerkt zu werden, daß nach Karl's Tode kein Mensch an dem zwanzigjährigen Friedrich einen Führer oder Lehrer vermißte. Der steigende Ruf seines Verstandes, seiner Grundsätze und Frömmigkeit, Verwandtschaft und Schutz mehrer mächtiger Cardinäle, das Ansehen seiner Familie, der bloße Name, der durch Karl'n in allen Gemüthern, mit dem Gedanken der Heiligkeit und priesterlichen Berufes fast verschmolzen war, Alles, was zu hohen, geistlichen Würden führen kann und muß, traf bei ihm zusammen, weißagte sie ihm. Er aber war überzeugt, daß bei einem wahren Christen kein Unterschied sey zwischen That und Rede, daß ein Mensch einzig und allein durch seine Werke andere überrage; fürchtete also Würden, suchte ihnen zu entgehen, nicht etwa weil er Scheu trug, Anderen zu dienen, denn Keiner konnte dienstbarer seyn als er sein ganzes Leben über war; sondern weil er sich weder würdig noch fähig glaubte, so hohe, gefahrvolle Aemter zu bekleiden. Als ihm daher Cle-

mens VIII. 1595 das Erzbisthum Mailand antrug, war er nicht blos äußerst bestürzt darüber, sondern schlug es auch ohne Zaudern aus und verstand sich nur auf ausdrücklichen Befehl des Pabstes zur Annahme.

Auf ähnliche Sprünge kommt, wer weiß es nicht, die Heuchelei gar oft, ohne besondere Mühe; der Spott reibt sich deshalb eben so häufig an ihr, mit vollem Rechte. Hört deshalb aber eine solche Handelsweise auf, der natürliche Ausdruck eines tugendhaften, geweiheten Gemüthes zu seyn? Das Leben ist der Probirstein der Worte, und Worte dieses Ausdruckes, wären sie auch über die Lippen aller Heuchler und Spötter der Welt geflossen, sind und bleiben doch schön, gehen sie einem an Wohlthun und Selbstverläugnungen reichen Leben voran oder nach.

Erzbischoff Friedrich legte die besondere, unausgesetzte Willenskraft an den Tag, weder Zeit noch Lohn für sich zu haben, nur so viel für sich selbst zu sorgen, als unumgänglich nöthig war. Er sagte, was Jedermann zu sagen pflegt, die Einkünfte der Geistlichen seyen Erbtheile der Armen; aber er sagte es nicht allein, bewies es auch mit der That. Er ließ einen Ueberschlag machen, was sein und seiner Dienerschaft Unterhalt erforderte, und befahl, die sonach angegebenen sechshundert Scudi (Scudo hieß damals die an Gewicht und Werth nämliche Geldmünze, welche man jetzt unter dem Namen Zecchino kennt)

alljährig aus seiner Privatkasse zu nehmen, da er sich nicht für berechtigt hielt, von jenem Erbtheile zu schwelgen. Mit allem seinem Eigenthume immer der beste, genaueste Wirth, erlaubte er sich z. B. nimmer, einen Anzug früher abzulegen, als er nicht gänzlich abgenutzt und verdorben war. Gleichzeitige Schriftsteller versichern, er sey, bei aller Einfachheit, der vortrefflichste Weltmann gewesen: Beides, in diesem geschmacklosen, prunkvollen Zeitalter, gleich seltene, herrliche Eigenschaften! Damit nicht das Geringste zu Schanden werde, schenkte er selbst die Ueberbleibsel seiner frugalen Tafel an ein Armenhaus, und auf seinen Befehl mußte täglich Jemand aus demselben in den Speisesaal kommen und sie abholen. Fühlte man sich etwa versucht, solche Sorgen, Anzeichen kleinlicher, dürftiger, knickriger Tugend, eines in den Alltäglichkeiten des Lebens untergegangenen, keiner erhabenen Entwürfe fähigen Gemüthes, zu nennen: so gedenke man der ambrosianischen Bibliothek. Es war Friedrich, der den Plan zu ihr und ihrem Glanze entwarf, sie mit außerordentlichem Aufwande von Grund aus stiftete, ihr die mit großer Gelehrsamkeit und bedeutenden Kosten selbstgesammelten Schätze von Büchern und Manuscripten schenkte und, um sie noch mehr zu bereichern, acht Männer, die erfahrensten, gelehrtesten, die er finden konnte, zu diesem Endzwecke durch ganz Italien, durch Spanien, Frankreich, Deutschland und Flandern, nach Grie-

chenland und Jerusalem und zu dem Libanon reisen ließ. Er vereinte auf diese Weise in ihr etwa dreißig tausend gedruckte Bände und vierzehn tausend Manuscripte; verband mit ihr ein Doktorenkollegium, (an Zahl neune, für die er, so lange er lebte, sorgte; nachher deckte die Einnahme die Ausgabe nicht mehr, und sie wurden auf zwei reduzirt) deren Mitgliedern oblag, das Studium der Theologie, Geschichte, Literatur, geistlichen Alterthümer und orientalischen Sprachen zu betreiben und zugleich jedes irgend ein Werk, über das ihm angewiesene Fach, herauszugeben; verband diesem Kollegium wieder ein anderes, das von ihm sogenannte: der drei Sprachen, für das Studium der griechischen, lateinischen und italienischen Sprache; ein Schülerkollegium, worin junge Leute in den genannten Wissenschaften und Sprachen, unterrichtet und zu dereinstigen Gelehrten gebildet wurden; eine Druckerei für die orientalische, hebräische, kaldäische, arabische, persische und armenische Sprache; eine Gemäldegallerie, eine Statuensammlung und eine Zeichenschule. Zu der letzteren fehlte es nicht an geschickten Professoren; was das Uebrige aber anlangt, haben wir bereits erwähnt, wie viele Mühe ihm die Anschaffung von Büchern und Manuscripten kostete: der Druck in jenen, damals noch bei weitem weniger als jetzt in Europa betriebenen Sprachen mußte ungleich größere Schwierigkeit machen; größere noch als die Druckerei, die Wahl jener anderen Professoren-

Wie er über den Zustand der Gelehrsamkeit und den Ruf der Gelehrten seiner Zeit dachte, kann man daraus abnehmen, daß er unter neun Doktoren acht aus den Schülern des Seminars erwählte.

Aus den Anordnungen, die er in Betreff des Gebrauches und der Verwaltung der Bibliothek erließ, geht die nicht nur an und für sich schon preisliche, sondern auch in vielen Stücken weise, gefällige, über Geist und Sitte der damaligen Zeit erhabene Absicht steten Nutzens, hervor. Er machte dem Bibliothekar eine ununterbrochene Gemeinschaft mit den gelehrtesten Männern von ganz Europa zur Pflicht, damit man von allerwärts Nachrichten vom Zustande der Wissenschaften und den besten neu erscheinenden Werken jeder einzelnen empfange und sie anschaffen könne; verordnete ihm, den Studirenden die zu ihrem Zwecke dienlichen Werke zu nennen und ihnen, es seyen Einheimische oder Fremde, alle Bequemlichkeit zu deren Benutzung zu gestatten. Wie natürlich, der Stiftung einer Bibliothek gemäß, uns diese Einrichtungen vorkommen, mußte man doch damals anderer Meinung seyn. Ein gewisser Pierpaolo Bosca, der nach Friedrichs Tode Bibliothekar der ambrosianischen Bibliothek war, erwähnt in seiner, im Style damaliger Zeit geschriebenen, Geschichte derselben, als etwas ganz Besonderes: daß man in dieser von einem Privatmanne, fast nur auf eigene Kosten, errichteten Anstalt, die Bücher einem Jeden zeige und sie nicht

nur einem Jeden, der sie verlange, bringe, sondern ihm auch Platz zum Studiren anweise, ihn mit Feder, Papier und Tinte zu Notizen und Auszügen versehe, während in anderen berühmten Bibliotheken Italiens die Bücher Jedermann unsichtbar, in Schränken versteckt seyen, aus denen sie, wie er sich ausdrückt, nur die Menschlichkeit der Präsidenten manchmal auf einen Augenblick hervorziehen und zeigen läßt; Raum und Bequemlichkeiten denen zu gönnen, welche herbeikämen, zu studiren, davon habe man gar keine Idee. Auf diese Weise entzog man denn nur, bereicherte man eine solche Bibliothek, die Bücher und ihren Nutzen der Welt, und eine Schenkung der Art ähnelte dem Anbaue eines Feldes, welcher, wie es bei manchem der Fall ist, den Boden nur unfruchtbarer macht.

Man frage nicht, welche Wirkungen diese Borromeische Stiftung auf die Kultur im Allgemeinen hatte? Je nach der Art dabei zu verfahren, könnte man mit zwei Worten beweisen, daß sie ins Unendliche gingen, daß sie nichtig waren; bis zu einem gewissen Grade aber nachzuforschen, wie weit sie in der That gingen, würde sehr schwierig, nutzlos und nicht an der Zeit seyn. Man bedenke nur, wie großmüthig, unterrichtet, mildthätig und ausdauernd dieser Beförderer der Sache der Menschheit seyn mußte, so etwas zu wollen, es so zu wollen und der Unwissenheit, Faulheit, allgemeinen Unlust an allem wissenschaftlichen Fleiße, zum Trotz, mitten unter

den: Zu was soll das führen? War an keine anderen Sachen zu denken? Eine schöne Geschichte! Das fehlte nur noch! und ähnlichen Reden, vollendete, deren wahrscheinlich mehre zum Vorschein kamen, als er Scudi für das Unternehmen ausgab (es kostete Fünftausend, die größtentheils aus seiner Kasse flossen).

Um einen solchen Mann mildthätig und freigebig in hohem Grade zu nennen, wäre es gar nicht nöthig, daß er noch viel zum unmittelbaren Besten Nothleidender ausgegeben hätte; und manche Menschen halten dafür, daß Ausgaben jener Art und Arbeitslohn überhaupt, das beste, nützlichste Almosen sey. Nach Friedrichs Ueberzeugung war aber das eigentliche Almosen eine Hauptpflicht, und auch hier stimmte, wie in Allem, was er that, mit dem überein, was er dachte. Sein Leben war eine fortwährende Wohlthat für die Armen. Bei Gelegenheit der Theurung, welcher unsere Erzählung gedenkt, werden wir in der Folge einige desfallsige Züge mitzutheilen haben, aus denen hervorgeht, mit welcher Weisheit, welchem Wohlwollen er auch bei diesen Wohlthaten zu Werke schritt. Von den vielen, besonderen Beispielen, von denen seine Biographen in Betreff dieser Tugend sprechen, erwähnen wir nur ein einziges. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß ein Nobile Kunstgriffe und Winkelzüge anwende, einer seiner Töchter, welche lieber verheirathet zu seyn wünschte, den Schleier aufzubürden; ließ ihn zu sich kommen, und, da er hörte, der wahre Beweggrund

zu dem Verfahren sey, daß er nicht die, nach seiner Ueberzeugung, zu standesgemäßer Vermählung seiner Tochter nöthigen, viertausend Scudi besitze, steuerte Friedrich dieselbe mit dieser Summe selbst aus. Vielleicht hält dies Mancher für übertriebene, nicht erwogene Freigebigkeit, für zu außerordentliche Nachsicht mit den verschrobenen Launen des Hochmuthes, hält dafür, daß viertausend Scudi hätten besser angewendet werden können. Wir können nur den Wunsch entgegenstellen, daß der Beispiele einer, über alle vorherrschende Gebrechen des Zeitgeistes erhabenen Tugend, die sich, so wie in diesem Falle, durchaus von der allgemeinen Meinung sondert und einen Menschen veranlaßt, viertausend Scudi auszugeben, damit man ein junges Mädchen nicht ins Kloster zwinge, häufigere seyn möchten. Die grenzenlose Menschenliebe Friedrichs zeigte sich nicht nur in seiner Wohlthätigkeit, sondern in seinem ganzen Betragen. Für Jedermann leicht zugänglich, glaubte er vorzüglich den niederen Ständen mit einem freundlichen Gesichte, liebevollem Zuvorkommen um so mehr begegnen zu müssen, als gerade sie Beides am seltensten in der Welt antreffen. Und auch hier hatte er beständige Händel mit den sauberen Herren des ne quid nimis, die ihn gern in den Schranken, d. h. in denen sie sich hielten, gehalten hätten. Als Friedrich dereinst ein in bergiger, wilder Gegend gelegenes Dorf besuchte und, einige arme Bauerknaben unterrichtend,

sie lzwischen Fragen und Belehren liebkoste, erinnerte ihn einer jener Herren, behutsamer mit den zu schmutzigen, zu widerwärtigen Kindern zu seyn: als ob er nicht hinlängliche Urtheilskraft besessen hätte, ihr Aussehen selbst zu bemerken und sich selbst diesen Rath zu ertheilen! Es geht aber einmal allen mit gewissen Würden bekleideten Mähnern, in gewissen Lagen und Zeitverhältnissen, nicht anders und besser: höchst selten findet sich Jemand, sie auf ihre wirklichen Versehen aufmerksam zu machen, während doch Jedermann den Muth hat, sie über ihr Rechtthun zu tadeln. Der würdige Bischoff entgegnete aber nicht ohne Unwillen: „Ich bin ihr Seelsorger, sie erblicken mich vielleicht niemals wieder, und Ihr wollt nicht, daß ich sie umarme?“ Unwillen hatte nur sehr selten Gewalt über ihn, man bewunderte überall die unzerstörbare Friedfertigkeit, Sanftheit seines Wesens und schrieb sie einer außerordentlich glücklichen Gemüthsart zu, während sie doch nur immerwährendem Kampfe mit einer heftigen, sehr lebhaften entsprossen. Zeigte er sich zuweilen streng und hart, so war es gegen die ihm untergebenen Geistlichen, welche sich des Geizes, der Nachlässigkeit, oder anderer Vergehen, besonders solcher, die dem Geiste ihres heiligen Standes zu nahe traten, schuldig machten. Was sein eigenes Interesse, seinen zeitlichen Ruhm betraf, so gab er niemals Zeichen der Freude, des Verdrußes, der Begierde, oder Unruhe von sich: bewunderns-

werth; wenn diese Empfindungen nicht in seinem Innern erwachten, bewundernswerther, wenn sie erwachten! Er trug aus den vielen Konklaven, denen er beiwohnte, nicht allein stets den Ruf davon, niemals nach der, vom Ehrgeize so ersehnten, der Frömmigkeit so gefährlichen, Würde gestrebt zu haben; sondern einmal sogar, als einer seiner Kollegen, der großes Ansehen hatte, zu ihm kam und ihm seine und seiner Parthei Stimme (wie es heißt) anbot, wies er denselben auf solche Weise von sich, daß er sogleich sein Vorhaben aufgab und sich anders wohin wendete. Eben diese Bescheidenheit, Abneigung von Herrschaft, zeigte sich auch in den unbedeutendsten Vorfällen des Lebens. Sorgsam und unermüdlich im Anordnen und Befehlen, wo seine Pflicht es erheischte, mischte er sich niemals in fremde Angelegenheiten und suchte sich, selbst wenn man ihn dazu zog, so lang er vermochte, von ihnen fern zu halten: welche Bescheidenheit und Enthaltsamkeit, wie man weiß, nicht allen Verfechtern der guten Sache so eigenthümlich sind. Wollten wir uns das Vergnügen gestatten, alles Bemerkenswerthe seines Charakters zusammenzustellen, so würde sich wahrscheinlich ein seltsames Gemisch scheinbar sich widerstreitender, schwer zusammen zu reimender Vorzüge ergeben. Eine andere Eigenthümlichkeit dieses schönen Lebens können wir nicht umgehen: so sehr auch Thaten, Herrschaft, Aemter, Lehrämter, Audienzen, Kir-

chenvisitationen, Reisen, Unannehmlichkeiten, es in Anspruch nahmen, war es dennoch den Studien nicht weniger gewidmet, als das irgend eines wirklichen Gelehrten, und seine Zeitgenossen mußten ihm, neben so vielem andern Lobe, auch den Titel eines Gelehrten, im höchsten Sinne des Wortes, ertheilen. Dahingegen müssen wir allerdings gestehen, daß er, mit fester Ueberzeugung und langer Ausdauer an gewissen Meinungen hing, die man heut zu Tage allerwärts, wenn auch nicht übelbegründet, doch seltsam nennen würde, wäre man auch noch so sehr für sie eingenommen. Wer ihn hierin vertheidigen wollte, könnte wohl anführen, was man anzuführen pflegt und gelten läßt: es seyen nicht sowohl seine, als Schwächen der Zeit gewesen; wie gültig und anwendbar diese Entschuldigung aber auch bei dem ersten flüchtigen Anblicke erscheinen mag, betrachtet man sie näher, wie wir in diesem Falle zu thun verbunden sind, so zerfließt sie in nichts. Wir sind nicht gemeint, eine verwickelte Frage überhin mit wenigen Worten zu lösen, enthalten uns deshalb aller desfallsigen, näheren Auseinandersetzungen und lassen uns genügen, in der Kürze angedeutet zu haben, daß wir keineswegs billigen, wollte man diesen Mann, bei allen seinen Vollkommenheiten, in Allem vollkommen nennen; denn wir beabsichtigen eben nicht, ihm eine Leichenrede zu halten. Fragt irgend Jemand, wie sich wohl erwarten läßt, ob ein so geistreicher, gelehrter Mann

der Nachwelt denn gar keine Früchte seines Wissens hinterlassen habe? Allerdings, antworten wir! Die Zahl seiner nachgelassenen Werke, größerer so wie kleinerer, in der lateinischen so wie in der italienischen Sprache geschrieben, sowohl gedruckter als Manuscripte, beläuft sich auf hundert, und sie finden sich sämmtlich in der ambrosianischen Bibliothek vor: Predigten, moralische sowohl, als geschichtliche Abhandlungen, Abhandlungen über heilige und klassische Alterthümer, Literatur, Kunst u. a.

Fragt man nun weiter: wie kommt es aber, daß alle diese Werke vergessen oder wenig gekannt, wenig beachtet sind? Hat sich denn bei so viel Verstand, Wissen, Menschen- und Weltkenntniß, Nachdenken, Enthusiasmus für alles Gute und Schöne, Seelengüte, bei so vielen anderen Eigenschaften, die alle geeignet sind, den großen Schriftsteller zu bilden, hat sich denn, in keinem einzigen der hundert Werke, der Geist dieses Mannes rein dargestellt, daß man, wenn man es auch nicht in Allem preisen und billigen kann, es zum wenigsten mit Interesse läse, zum wenigsten den Titel kennte? Haben alle diese Werke nicht einmal quantitatif zugereicht, dem Verfasser in der literarischen Welt einen Namen zu verschaffen? —

Die Frage wäre allerdings billig und gewiß beachtenswerth; denn die Ursachen dieses Phänomens liegen (zum mindesten müßte man sie da suchen) in vielen

allgemeinen Verhältnissen, und man würde durch ihr Auffinden gewiß manches andere Räthsel zu lösen im Stande seyn. Die Aufgabe wäre aber sehr verwickelt und umständlich; und würden andere Leser nicht, während wir sie abhandelten, die Geduld verlieren? — Es ist also wohl am Besten, wir wenden uns wieder zu unserer Geschichte und lassen, statt daß wir länger von ihm reden, diesen Mann selbst reden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Cardinal Friedrich studirte eben, wie er in allen Zwischenzeiten zu thun pflegte, und erwartete die Stunde des, von ihm in der Kirche zu haltenden, Gottesdienstes, als der Kaplan mit finsterer, unruhiger Miene zu ihm eintrat.

„Seltsamer, gewiß seltsamer Besuch, gnädigster Herr!“

„Wer?“ fragte der Cardinal.

„Niemand anders als der Herr ....“ entgegnete der Kaplan und betonte jede Sylbe des Namens, den wir nicht zu nennen vermögen. „Wie er leibt und lebt,“ fuhr er fort, „steht er da draußen, und

verlangt nichts Anderes, als Zutritt bei Euer Eminenz.“

„Der!“ sagte der Cardinal mit belebtem Gesicht, machte das Buch zu und stand auf: „Er soll kommen! soll gleich kommen!“

„Aber ....“ entgegnete der Kaplan, ohne von der Stelle zu gehen, „Eminenz wissen doch, daß er eben der Bandit, der berüchtigte ....“

„Nun ja, ist es denn nicht ein Glück für einen Bischoff, wenn eben ein solcher Mensch den freien Antrieb empfindet, zu ihm zu kommen?“

„Aber ....“ beharrte der Kaplan, „Eminenz pflegen zwar gewisse Dinge nicht ernsthaft zu nehmen; in gewissen Fällen kann man aber doch nicht umhin, pflichtschuldigst .... Eifer macht Feinde, gnädiger Herr; und wir wissen für bestimmt, daß schon mehr als ein Schurke sich unterstanden hat, sich zu rühmen, über kurz oder lang ....“

„Und was ist bis jetzt geschehen?“ unterbrach ihn der Cardinal.

„Ja, Dieser hier ist aber ein privilegirter, ein verzweifelter Bösewicht, der mit den allerruchlosesten Menschen auf der Erde in geheimer Verbindung steht, der vielleicht ....“

„Das ist eine drollige Disciplin,“ unterbrach ihn Friedrich lächelnd; „die Soldaten ermahnen ihren General zur Furcht?“ — Ernst und nachdenkend fuhr er fort: „Der heilige Karl würde nicht in den

Fall gekommen seyn, zu überlegen, ob er einem solchen Menschen Gehör geben solle, er würde ihn aufgesucht haben. Bringt ihn sogleich herein, er hat bereits zu lange gewartet!“

Der Kaplan ging und sagte bei sich: „Es hilft Alles nichts: die Heiligen sind doch alle Trotzköpfe!“

Als er wieder in den Vorsaal trat, sah er die versammelten Geistlichen, auf der einen Seite zusammengedrängt, die Köpfe zusammenstecken, den Fremden, der allein in der anderen stand, scheu anblicken. Er näherte sich ihm, sah ihn verstohlen, vom Kopf bis zu den Füßen, an, bedachte, was er nicht für Mordwerkzeuge unter der weiten Jacke könne verborgen haben, daß es wohl seine Schuldigkeit sey, ihn, bevor er ihn einführe, zu deren Ablegung zu vermögen, hatte aber nicht das Herz dazu. Er trat zu ihm und sagte: „Eminenz erwartet Euer Gnaden, kommt gefälligst mit mir;“ führte ihn durch die Anderen, die rasch bei Seite wichen, und warf ihnen rechts und links Blicke zu, die etwa besagten: „da seht, ob er nicht in Allem nach seiner Weise handelt?“

Beide angekommen, öffnete der Kaplan die Thüre und führte den Unbekannten ein. Friedrich kam ihm mit heiterer, bedeutungsreicher Stirn, vorgestreckten Händen, wie einem Erwarteten entgegen, und winkte dem Kaplan, sogleich abzutreten, was auch geschah.

Beide standen sich einige Augenblicke schweigend

und ungewiß gegenüber. Der Unbekannte war gleichsam mit Gewalt, von unerklärlicher Wuth, nicht von überlegtem Entschlusse, hieher gezogen worden, ward von ihr hier fest gehalten, immerdar von zwei sich widerstrebenden Leidenschaften durchstürmt: dem Verlangen, der unsicheren Hoffnung, Linderung seiner inneren Qualen zu finden, und dagegen von Zorn und Schaam, das Ansehen eines armen, reuigen, demuthvollen Sünders zu haben, der sich schuldig bekennen und um Erbarmen flehen will: er fand keine Worte und suchte sie eigentlich auch nicht. Doch, als er die Augen zu diesem heiligen Manne erhob, fühlte er sich mehr und mehr von dem Gefühle sanft überwältigender Ehrfurcht durchdrungen; es stärkte sein Vertrauen, schwächte den Unwillen, entfernte seinen Stolz und brachte ihn, ohne ihn zu reitzen, zum Schweigen.

Friedrichs Persönlichkeit gehörte wirklich zu denen, deren Ueberlegenheit sich fühlbar macht. Sein natürlicher Anstand war männlich, fast unwillkührlich majestätisch, vom Alter nicht im Geringsten gebeugt und beschwert, das Auge ernst und feurig, die Stirn ruhig und gedankenvoll, durch die Runzeln und Blässe des Gesichts, durch die Spuren der Enthaltsamkeit, der Betrachtungen, Beschwerden, trat immer noch eine gewisse Jugendlichkeit hervor, die ganze Bildung seines Gesichts verrieth deutlich, daß es in früheren Zeiten schön war. Vertrautheit mit feierlichen, wohl-

wollenden Gedanken, innerer Frieden eines langen Lebens, Menschenliebe und stete Freudigkeit einer unauslöschlichen Hoffnung hatten die verwelkte Schönheit des Mannes zur Schönheit des Greises erhoben, die in ihrer einfachen Würde herrlicher leuchtete als der Purpur. Der Cardinal ließ seinen durchdringenden Blick, seit lange gewohnt, die Gedanken Anderer aus ihren Mienen zu errathen, einige Sekunden auf dem Unbekannten ruhen und glaubte, unter der Düsterheit und Unruhe, immer klarer etwas, seine, bei Ankündigung des Besuches gefaßte, Hoffnung Bestätigendes, hervortreten zu sehen. Er sagte mit Lebhaftigkeit: „O, welcher erfreuliche Besuch! Wie dankbar muß ich Euch nicht für diesen Entschluß seyn; ob er mir gleich ein wenig zum Vorwurf gereicht!“

„Vorwurf!“ rief der Fremde staunend, von Sinn und Art der Rede jedoch sanfter gestimmt, und zufrieden, daß der Cardinal das Stillschweigen gebrochen und irgend ein Gespräch eingeleitet habe.

„Gewiß ist es mir ein Vorwurf,“ nahm dieser das Wort, „daß ich Euch mir habe zuvorkommen lassen, und doch schon seit so langer Zeit, so vielemale zu Euch hätte kommen können und sollen.“

„Zu mir, Ihr? Wißt Ihr, wer ich bin? Hat man Euch meinen Namen recht gesagt?“

„Glaubt Ihr denn, daß ich den Trost, den ich empfinde, der sich gewiß in meinem Gesichte darstellen muß, beim Besuche, beim Anblicke eines Unbekann-

ten empfinden würde? Ihr theilt mir ihn mit, Ihr, sage ich, den ich hätte aufsuchen sollen, Ihr, den ich zum Wenigsten so sehr geliebt und beweint, für den ich so innig gebetet habe, Ihr, den ich unter allen meinen herzlich geliebten Kindern mich am Meisten zu sehen und, hätte ich das hoffen dürfen, zu umarmen sehnte. Doch vermag nur Gott allein Wunder zu thun und der Schwäche und Saumseligkeit seiner geringen Diener beizustehen."

Der Unbekannte erstaunte über diese kräftigen Worte, die dem, was er noch gar nicht hatte sagen können, nicht einmal entschieden war, zu sagen, so deutlich antworteten; er schwieg gerührt, aber auch bestürzt. „Aber ...." sagte Friedrich noch liebreicher: „Ihr habt mir eine gute Nachricht zu bringen, und laßt mich so lange darauf warten?"

„Eine gute Nachricht? Ich? Der ich die Hölle im Herzen trage, soll Euch eine gute Nachricht zu bringen haben? Sagt mir doch, welcher guten Nachricht Ihr von Jemand meines Gleichen gewärtig seyn könntet!"

„Daß Gott Euer Herz getroffen habe, Euch zu dem Seinigen machen wolle," entgegnete der Cardinal ruhig.

„Gott! Gott! Gott! Wenn ich ihn nur sähe! Wenn ich ihn nur empfände! Wo ist denn Gott?"

„Das fragt Ihr mich? Ihr? Wem könnte er denn wohl näher stehen, als Euch? Fühlt Ihr ihn

denn nicht in Euch, der Euch niederdrückt, Euch beunruhigt, nicht von Euch weicht, und Euch doch wieder zu sich zieht, Euch die Hoffnung einflößt, Frieden und Trost, vollen, unendlichen Trost zu erlangen, sobald Ihr ihn erkennen, Euch ihm vertrauen, zu ihm beten wollt?“

„Ach! wohl drückt mich Manches nieder und zernagt mir das Herz! Aber Gott! Ist er der Gott, von dem sie reden, sagt, was kann er aus mir machen?“ Diese Worte sprach er mit verzweifelter Stimme; Friedrich entgegnete ihm feierlich, sanft inspirirt: „Was er aus Euch machen kann? mit Euch machen will? Ein Wahrzeichen seiner Macht und Güte: will Euch eines Ruhmes entlasten, der ihm keinen Ruhm bringt. Daß die Welt seit so langer Zeit schon ihre Stimme gegen Euch erhoben hat, daß tausend und abertausend Stimmen Eure Thaten verfluchen, ...“ Der Unbekannte erbebte und schien einen Augenblick von Staunen erfüllt, auf so ungewöhnliche Art mit sich reden zu hören, mehr aber, nicht Zorn, sondern Erleichterung darin zu empfinden .... „gereicht das zum Ruhme Gottes? Es sind Stimmen des Schreckens, Stimmen des Jammers, aber auch Stimmen der Gerechtigkeit, einer so leichten, so natürlichen Gerechtigkeit! Leider auch manche Stimme des Neides über Eure heillose Macht, Eure beweinenswerthe, innere Zuversicht bis zu diesem Tage! Aber wenn Ihr selbst Eure Stimme erhebt, Euer Leben zu verdam-

men, Euch selbst anzuklagen, dann! dann verherrlicht Ihr den Herrn! Und Ihr fragt noch, was Gott aus Euch machen könne? Wer bin ich armer Sterblicher, Euch schon jetzt zu sagen, zu welchem Nutzen Ihr einem solchen Herrn gereichen könntet? was er aus diesem stürmischen Willen, dieser unversieglichen Beständigkeit machen kann, wenn er sie mit Liebe, Hoffnung und Reue belebt und entflammt? Wer seyd Ihr, armer Sterblicher, daß Ihr größere Werke glaubtet im Bösen erdenken und ausführen zu können, als der Herr im Guten? Was Gott aus Euch machen kann? — Euch verzeihen, Euch erretten, das Werk der Erlösung in Euch vollenden? Sind das nicht ruhmvolle, seiner würdige Werke? Bedenkt doch! wenn mir armen gebrechlichen, sündhaften Menschen, wie ich hier vor Euch stehe, das Heil Eurer Seele schon so sehr am Herzen liegt, daß ich, Gott ist mein Zeuge! mit Freuden die wenigen Tage, die ich noch leben kann, dafür hingeben möchte; bedenkt! wie groß muß nicht das Erbarmen Dessen seyn, der mich mit dieser so unvollkommenen, aber doch so innigen Menschenliebe erfüllt; wie muß Euch der nicht lieben und wohlwollen, der mir diese Liebe für Euch, die mich so durchdringt, einflößte!"

Des Greises Antlitz und Blick, jede seiner Bewegungen trug, während er diese Worte sprach, bei, ihren Sinn zu verstärken. Das anfänglich krampfhaft entstellte Antlitz seines Zuhörers zeigte nach und nach Aufmerksamkeit und Interesse; tiefere, weni-

ger angstvollere Rührung, seine Augen, seit seiner Kindheit der Thränen entwohnt, schwollen, und als Friedrich schwieg, bedeckte er sich das Gesicht mit beiden Händen und brach, die beste, deutlichste Antwort, in übermäßiges Weinen aus.

„Du großer, guter Gott!“ rief Friedrich, Augen und Hände zum Himmel erhebend: „wodurch habe ich unwürdiger Knecht, saumseliger Hirte, denn verdient, daß Du mir diese Gnade zu Theil werden läßt, daß Du mich würdigest, bei einem so herrlichen Wunder mitzuwirken!“ — Und er streckte die Hand aus, die des Unbekannten zu erfassen.

„Nein!“ rief dieser, „nein! Fort, fort von mir: entweihet nicht diese schuldlose, gesegnete Hand. Ihr wißt nicht, was die, welche Ihr fassen wollt, Alles verschuldete!“

„Laßt,“ sagte Friedrich, sie mit freundlicher Gewalt ergreifend, „laßt mich diese Hand drücken, die so viel Unrecht wieder gut machen, so viel Wohlthaten austheilen, so viel Traurige erheitern, waffenlos, friedfertig, demuthvoll sich so vielen Feinden entgegenstrecken wird.“

„Es ist zu viel!“ schluchzte der Unbekannte. „Laßt mich, gnädiger Herr, laßt mich, guter Friedrich. Eine zahlreiche Menge, viele, viele gute, schuldlose Menschen, aus der Ferne genaht, Euch einmal zu sehen, zu vernehmen, erwarten Euch: und Ihr laßt sie warten .... um meinetwillen!“

„Lassen wir die Heerde;“ entgegnete der Cardinal, „sie ist sicher auf dem Berge: ich habe jetzt für das verirrte Schaaf zu sorgen. Sie fühlt vielleicht jetzt innigere Zufriedenheit als der Anblick des armen Hirten ihr geben könnte. Vielleicht erfüllt sie Gott, der in Euch das Wunder der Barmherzigkeit ausübte, mit einer, ihr noch unerklärbaren Wonne. Vielleicht ist sie, ohne es zu wissen, innerlich mit uns vereint; vielleicht senkt der Geist des Herrn unbewußte Innbrunst des Erbarmens in ihre Herzen, Gebete, die er für Euch erhört, Dankopfer, die sie, ohne es zu wissen, für Euch darbringen!“ Bei diesen Worten wand er die Arme um den Hals des Unbekannten, der, nachdem er einige Augenblicke sich ihnen zu entziehen versuchte, wie von der Gewalt der Barmherzigkeit aber überwunden, nachgab, auch seinerseits den Cardinal umarmte und sein umgewandeltes, bebendes Antlitz an dessen Schulter lehnte. Seine heißen Thränen flossen über den reinen Purpur des Cardinals; Friedrichs schuldlose Hände drückten des Schuldigen, von den Waffen der Gewalt und des Verrathes umgürteten Leib liebevoll an sich.

Der Unbekannte entzog sich der Umarmung, bedeckte seine Augen abermals mit der einen Hand, wendete das Gesicht zugleich gen Himmel und rief: „Du wahrhaft großer, wahrhaft guter Gott! Jetzt kenne ich mich, jetzt weiß ich, wer ich bin; meine Ruchlosigkeit liegt mir vor Augen, ich verachte mich selbst;

und dennoch . . . . ! dennoch empfinde ich eine Erleichterung, eine Freudigkeit, ja eine Freudigkeit, wie ich noch niemals in meinem entsetzlichen Leben empfand!“

„Es ist eine Gnade des Herrn,“ sagte Friedrich, „daß Ihr in seinem Dienste beharret, daß Ihr muthig und entschlossen das neue Leben beginnet, in dem Ihr so Vieles ungeschehen, wieder gut zu machen, zu beweinen habt!“

„Ich Unglücklicher!“ rief der Fremde: „wie viele, viele .... Dinge kann ich nur beweinen! Aber zum Wenigsten kann ich doch Alles, was ich begonnen und noch nicht vollendet habe, abbrechen, aufgeben, ich kann Eines alsbald aufgeben, ungeschehen, wieder gut machen.“

Friedrich ward aufmerksam, und der Unbekannte erzählte mit kurzen, aber vielleicht ausdrucksvolleren Worten des Abscheu's, als deren wir uns dabei bedienten, seinen auf Luzien ausgeführten Anschlag, die Leiden, das Entsetzen des armen Mädchens, ihre flehentlichen Bitten, die Vernichtung, welche sie ihm dadurch mittheilte, und daß sie sich noch bei ihm befinde ....

Hier ist keine Zeit zu verlieren!“ rief Friedrich, von Eifer und Mitleid durchglüht. Segne Euch der Himmel! das ist ein Pfand seines Erbarmens! Ihr, die Ihr sie verderben wolltet, werdet das Werkzeug ihrer Errettung. Gott segne Euch! Gott hat Euch

schon gesegnet! Wißt Ihr denn, aus welchem Orte unsere arme Unglückliche ist?“

Der Unbekannte nannte ihn.

„Der ist nicht weit von hier,“ sagte der Cardinal, „Gott sey gelobt; und wahrscheinlich ....“ Er trat, indem er dies sagte, zu einem Nebentischchen, wo eine Klingel stand, und klingelte. Der Kaplan stürzte mit angstvoller Miene herein, warf den ersten Blick auf den Unbekannten, auf das so ganz verwandelte Antlitz, die rothgeweinten Augen, den zweiten auf den Cardinal; und da er mitten durch dessen unerschütterliche Haltung feierlichen, heiteren Ernst und ungewöhnliche Bewegung schimmern sah, blieb er, außer sich vor Verwunderung, mit offenem Munde, vor ihm stehen, würde lange so stehen geblieben seyn, hätte ihn der Cardinal nicht unvorzüglich aus dieser Starrsucht gerissen und ihn gefragt, ob sich unter der hier versammelten Geistlichkeit nicht der Pfarrer von *** befinde?

„Ja, gnädigster Herr, er ist hier,“ entgegnete der Kaplan.

„Er soll sogleich hereinkommen,“ sagte Friedrich, „und mit ihm zugleich der Pfarrer dieses Kirchsprengels.“

Der Kaplan ging und trat wieder in den Versammlungssaal: Aller Augen wanden sich nach ihm. Mit immer noch offenem Munde, auf dem Antlitze alles Staunen seines Innern, die Hände hoch empor hebend,

rief er aus: „Meine Herren! Meine Herren! haec mutatio dexterae Excelsi!“ — Für einen Augenblick vermochte er nichts weiter zu ſagen. Dann aber erhob er ſeine Stimme und fügte mit dem Tone des Befehles hinzu: „Seine Eminenz verlangt den Herrn Pfarrer dieſes Kirchſprengels und den Herrn Pfarrer von ***.“ Der Erſtgerufene war ſogleich bei der Hand; und im nämlichen Augenblicke drang aus der Menge ein, mit dem Tone des Staunens hervorgepreßtes: ich?

„Seyd Ihr nicht der Herr Pfarrer von ***?“ fragte der Kaplan.

„Derſelbe; aber.....“

„Seine Eminenz verlangt Euch.“

„Mich?“ ſagte dieſelbe Stimme wieder und drückte in dieſer einen Sylbe deutlich aus: „Was ſoll ich ihm denn?“ diesmal kam aber mit der Stimme zugleich der Sprecher, Don Abbondio's eigene Perſon, mit raſchem Schritte, halb verwunderungsvoller, halb ärgerlicher Miene, ſelbſt zum Vorſchein. Der Kaplan machte ein Zeichen mit der Hand, das ſagen wollte: „Kommt, bemüht Euch, mir zu folgen!“ ſchritt den beiden Paſtoren voran, nach der Thüre, öffnete, und führte ſie ein.

Der Cardinal ließ die Hand des Unbekannten, mit dem er unterdes verabredet hatte, was zu thun ſey, fahren, ſammelte ſich ein wenig und winkte dem Ortspfarrer, näher zu treten. Er ſagte ihm ſogleich,

um was es sich handele, und fragte, ob er wohl unverzüglich eine willige Frau aufzufinden glaube, die sich mit einer Sänfte würde nach der Veste tragen lassen, um Luzien abzuholen: eine gute, geschickte Frau, die sich bei dieser ihr neuen Sendung wohl zu benehmen und zu beherschen wissen und auch die rechten Worte finden werde, das arme Mädchen, der, nach so viel Angst und Zagen: die Befreiung selbst vielleicht neue Verwirrung in die Seele bringen möchte, zu ermuthigen und zu beruhigen. Der Pfarrer dachte einen Augenblick nach, sagte, er wisse eine Frau der Art und ging. Der Cardinal winkte nunmehr den Kaplan zu sich, trug ihm auf, sogleich die Sänfte anspannen und herbei tragen und zwei Maulthiere satteln zu lassen, und als auch der Kaplan fort war, wendete er sich zu Don Abbondio.

Derselbe stand ihm schon, um sich von dem andern Herren fern zu halten, nahe, warf manchen verstohlnen Blick, bald auf den Einen, bald auf den Andern, indem er bei sich nachgrübelte, was denn das Alles eigentlich zu bedeuten habe, trat nunmehr noch einige Schritte näher, verneigte sich und sagte: „Man hat mir gesagt, Euer Eminenz verlangten nach mir; ich muß aber wohl vermuthen, daß irgend eine Verwechslung....“

„Keine Verwechslung;“ entgegnete Friedrich, „ich habe Euch eine gute Nachricht und einen sehr mildthätigen, tröstlichen Auftrag zu geben. Eines

Eurer Pfarrkinder, das ihr als verloren beweint haben werdet, Luzia Mondella, ist wieder aufgefunden und hier in der Nähe, im Hause dieses meines lieben Freundes; Ihr werdet jetzt mit ihm und einer Frau, nach der der Herr Pfarrer dieses Ortes so eben gegangen ist, das Mädchen abholen und hierher geleiten."

Don Abbondio that sein Möglichstes, den Verdruß, was sage ich? den Kummer, den Schmerz, den ihm ein solcher Auftrag, oder vielmehr Befehl verursachte, zu verhehlen, und da es nicht mehr Zeit war, eine häßliche Runzel, die sich in seinem Gesichte gebildet hatte, zu lösen und zu zertheilen, so barg er sie, indem er den Kopf zum Zeichen des gehorsamsten Aufmerkens tief senkte; und er erhob ihn in keiner andern Absicht wieder, als sich gegen den Unbekannten bis zur Erde zu neigen und ihm in einem frommen Blicke zu sagen: „Ich bin in Euren Händen; habt Mitleid: parcere subjectis!"

Der Cardinal fragte, ob sie Verwandte habe.

„Nahe, bei denen sie lebt, oder lebte, nur eine Mutter," entgegnete Don Abbondio.

„Ist die Mutter zu Hause?"

„Ja, gnädigster Herr."

„Da," nahm Friedrich das Wort, „das arme Kind doch nicht so schnell wird nach Hause gebracht werden können, so wird es ihr zu nicht geringem Troste gereichen, bald ihre Mutter zu sehen: kehrt

also der Herr Pfarrer nicht eher zurück, als ich zur Kirche muß, so bitte ich Euch, ihm zu sagen, er solle einen Baroccio oder Maulesel bereiten lassen und einen sichern Mann alsbald absenden, die Mutter herbeizuholen."

„Könnte ich das nicht thun?" sagte Don Abbondio.

„Nein, nein, Ihr habt schon Euren Auftrag," antwortete der Cardinal.

„Ich meine," antwortete Don Abbondio, „um die arme Frau vorzubereiten. Sie ist leicht reizbar, und man muß sie kennen und zu behandeln verstehen, um ihr nicht statt Guten nur Böses zuzufügen."

„Aus dieser Ursache lasse ich eben auch den Herrn Pfarrer durch Euch bitten, einen verständigen Mann zu erlesen: Ihr selbst nützt anderwärts mehr;" entgegnete der Cardinal; wollte aber damit sagen: das arme Mädchen bedarf sicher des Trostes, bald ein bekanntes, vertrautes Gesicht, an diesem Orte, nach so heftigen Schrecken und in so trüber, hoffnungsloser Lage, zu erblicken; was sich in Gegenwart des Dritten nicht aussprechen ließ. Es fiel dem Cardinal auf, daß Don Abbondio dies nicht aus seiner Miene errathe und nicht schon von selbst darauf verfallen sey; ja das wiederholte Anerbieten erschien ihm so seltsam, daß er auf den Gedanken kam, es müsse etwas Anderes dahinter stecken. Er sah ihn scharf an und gewahrte die Furcht, mit dem entsetzlichen Menschen

zu reisen, sich, wenn auch nur für wenige Augenblicke, mit ihm in seine Wohnung zu begeben. Um diese Feigheit zu verscheuchen, und da es ihm nicht schicklich vorkam, den Pfarrer, während sein neuer Freund gegenwärtig sey, bei Seite zu nehmen und Heimlichkeiten mit ihm zu haben, so bedachte er, das beste Hülfsmittel sey wohl, was er auch außerdem schon gethan haben würde, mit dem Unbekannten selbst zu sprechen, wo Don Abbondio aus dem Gespräche selbst abnehmen könne, daß nichts mehr zu fürchten sey. Er trat also zu ihm und sagte mit zuvorkommender Vertrautheit, die einem neuen, bedeutenden Verhältnisse so eigen ist, wie alter, freundschaftlicher Verbindung: „Glaubt nicht etwa, daß ich mir diesen Besuch für heute genügen lasse. Ihr kommt wieder mit, nicht wahr? In Gesellschaft dieses braven Geistlichen?“

„Ob ich zurückkomme?“ entgegnete der Unbekannte: „und wiest Ihr mich ab, so würde ich doch nicht von Eurer Thüre weichen, wie ein Bettler an ihr harren. Ich muß mit Euch sprechen! muß Euch hören, Euch sehen! kann Euch nicht missen!“ Friedrich nahm ihn bei der Hand, drückte sie und sagte: „Erzeigt also diesem Pfarrhause und mir die Ehre, mit uns zu Mittag zu speisen. Ich erwarte Euch. Unterdes gehe ich und bete und danke mit Allen; Ihr erndet die ersten Früchte der Barmherzigkeit.“

Don Abbondio vernahm und sah diese Betheuerungen, wie etwa ein furchtsamer Knabe sieht und hört, wenn Jemand einen häßlichen, borstigen, unförmlichen Hund liebkost, von dem jener schon weiß, daß er wild und beißig ist, und ihn ein gutes, liebes Thier nennt: er sieht den Liebkosenden an, giebt ihm weder Recht noch Unrecht, sieht den Hund an und hat nicht den Muth, ihm näher zu treten, aus Furcht, er möge ihm die Zähne, wenn auch nur aus Gewohnheit, weisen, wagt sich aber auch, um nicht der Feigheit geziehen zu werden, nicht zu entfernen und denkt bei sich: „Ach wär' ich doch schon zu Hause!“

Als der Cardinal sich nach dem Ausgange in Bewegung setzte, noch immer die Hand des Unbekannten in der seinen haltend und denselben mit sich fortziehend, fiel ihm der einfältig, sauertöpfisch, zerknirscht zurückbleibende Gottesmann in die Augen. Er dachte, dessen Unmuth könne wohl auch daher rühren, daß er sich übersehen und zurückgesetzt glaube, besonders gegen einen Verbrecher, den er so wohl aufnehme und liebkose, blieb deshalb im Vorübergehen einen Augenblick stehen und sagte mit freundlichem Lächeln: „Herr Pfarrer, Ihr seyd immer mit mir im Hause unsers guten Vaters; aber dieser .... perierat, et inventus est.“

„O wie freut es mich!“ sagte Don Abbondio und verneigte sich tief gegen Beide.

Der Erzbischoff ging weiter, griff an die Thüre, deren beide Flügel sogleich von zwei draußen stehenden Bedienten geöffnet wurden: und das außerordentliche Paar stand vor den gierigen Blicken des im Vorzimmer versammelten Klerus. Sie sahen die Beiden, in deren Gesichtszügen sich zwar ganz verschiedene, aber gleich tiefe Bewegung spiegelte: dankbare Herzlichkeit, demuthvolle Freude, in den des ehrwürdigen Friedrichs; in den des Unbekannten trostgemilderte Verwirrung, neue Schaam und Herzenszerknirschung, die jedoch überall die Kraft seiner wilden, ungebändigten Natur durchblicken ließ. Wir wissen, daß mehr als einem der Zuschauer damals die Worte Jesaias einfielen: „Wolf und Lamm sollen weiden zugleich, der Löwe wird Stroh essen, wie ein Rind."

Don Abbondio kam zuletzt, von Niemand weiter beachtet. Als sie die Mitte des Zimmers erreicht hatten, trat von der Außenseite der Kammerdiener des Cardinals ein, und meldete, die vom Kaplan gegebenen Befehle seyen vollzogen, die Sänfte und die beiden Maulthiere ständen bereit und es fehle nur noch die Frau, welche der Kaplan hole. Der Cardinal entgegnete, so bald sie ankomme, solle man sie zu Don Abbondio führen, um dessen und des Unbekannten Befehlen nachzukommen. Er drückte diesem noch einmal zum Abschied die Hand, sagte: „Ich erwarte Euch;" grüßte mit einer Kopfbewegung Don Abbondio und begab sich auf den Weg zur Kir-

che. Der Klerus folgte ihm, halb in Prozession, halb bunt durch einander, und die beiden Reisegefährten blieben allein zurück.

Der Unbekannte stand in tiefen Gedanken, voller Ungeduld den Augenblick erharrend, wo er seiner Luzia, jetzt in einem so ganz andern Sinne, als am vorhergehenden Tage, sein Leiden und Gefangenschaftende, und sein Antlitz drückte sehr konzentrirte Seelenerschütterung aus, die sich dem argwöhnischen Auge Don Abbondio's leicht als etwas Schlimmeres darstellen konnte. Er sah, schielte, blinzelte ihn an, hätte gern ein freundliches Gespräch angeknüpft. „Was soll ich ihm denn aber sagen?“ dachte er, „abermals, daß ich mich freue? Mich freue, worüber? daß er, bis dato ein Teufel, sich endlich entschlossen hat, ein ehrlicher Mann zu werden, wie andere? Schöne Artigkeit! Ja, ja, ja, ich mag die Worte setzen, wie ich will, das: ich freue mich! besagt doch nichts Anderes. Und ist es denn auch schon ausgemacht, daß er es ward; so im Hui ward? Mit Versprechungen ist man auf der Welt immer bei der Hand, bald aus der, bald aus jener Ursache; was weiß ich! Und doch muß ich ihn begleiten! In jenes Raubnest! Schöne Geschichte! Schöne Geschichte! Wer hätte mir das heute Morgen sagen sollen! Ja, bin ich nur erst wieder aus der Klemme, soll sie mir es schon entgelten, Jungfer Perpetua, mich so ohne Noth, mit aller Gewalt, aus meinen

vier Pfählen gejagt zu haben: weil alle Kirchspiele weit und breit im Umkreise hinzuströmten, weil man nicht zurückbleiben dürfe, weil der und der und der auch hingehe; mir eine solche Suppe eingebrockt zu haben. Ach weh mir Armen! Aber ich muß ihm doch etwas sagen.“ — Und er hatte auch etwas gefunden und wollte ihm sagen: „Ich würde mir nie das Glück haben träumen lassen, mich in so ehrbarer Gesellschaft zu befinden,“ und wollte eben den Mund aufthun, als der Kammerdiener mit dem Ortspfarrer eintrat. Letzterer meldete, die Frau sitze in der Sänfte bereit, und wandte sich zu Don Abbondio, den zweiten Befehl des Cardinals zu empfangen. Don Abbondio entledigte sich desselben, so gut er in der Angst seines Herzens vermochte, wendete sich zu dem Kammerdiener und sagte: „Gebt mir aber nur ein frommes Thier, denn ich bin gewiß ein ganz erbärmlicher Reiter.“

„Das glaubt man wohl,“ erwiederte der Diener mit halb verborgenem Lächeln; „es ist das Maulthier des Sekretairs, eines Gelehrten.“

„Schon gut...“ sagte Don Abbondio und dachte bei sich: „Der Himmel sey mir gnädig.“ —

Der Unbekannte war gleich bei der ersten Nachricht aufgebrochen: an der Hausschwelle gewahrte er, daß Don Abbondio zurück sey, blieb, ihn erwartend, stehen, und als er eilig ankam und mit seiner Miene um Vergebung bat, verneigte er sich gegen ihn und

bewog ihn mit höflicher, demüthiger Geberde, vorauszugehen, was dem armen Gepeinigten wieder ein wenig aufhalf. Kaum hatte er aber einen Fuß in den Hof gesetzt, sah er wieder etwas Neues, wodurch der erlangte, geringe Trost alsbald zu Schanden ward: der Unbekannte ging in einen Winkel, ergriff da seinen Karabiner mit einer Hand am Lauft, mit der andern am Gurt, und warf sich ihn hastig über die Achseln.

„O weh, o weh, o weh!“ dachte Don Abbondio! was will er denn mit der Maschine da machen? das paßt zu Sack und Asche, eine schöne Bekehrung! Wenn ihm nun einmal die Lust beikäme? Eine schöne Bescheerung! eine schöne Fahrt!“ —

Hätte der Unbekannte nur im Geringsten geahnet, welchen Lauf die Gedanken seines Gefährten nahmen, er hätte gewiß Alles gethan, ihn zu ermuthigen, er würde sich aber eher des Himmels Einsturz, als so etwas haben träumen lassen, und Don Abbondio hütete sich wohl, ihm irgend etwa zu bedeuten: ich traue Euer Gnaden nicht. Als sie auf die Straße gelangten, fanden sie die bereitstehenden Thiere, und der Unbekannte bestieg das ihm von einem Reitknecht zugeführte.

„Es hat doch keine Mucken?“ sagte Don Abbondio zum Kammerdiener, als er einen Fuß in den Steigbügel setzte und mit dem andern noch feststand.

„Es ist so fromm wie ein Lamm,“ entgegnete

jener. Don Abbondio legt Hand an den Sattelknopf, der Kammerdiener hilft nach, nach, nach, und er sitzt oben.

Die Sänfte, ebenfalls von Maulthieren getragen, hielt einige Schritte entfernt, der Führer trieb an und der Zug setzte sich in Bewegung. Man mußte vor der mit Volk angefüllten Kirche vorbei, über einen freien Platz, der ebenfalls mit neu angekommenen Landleuten, die nicht in die Kirche hatte gelangen können, übersät war. Die große Kunde hatte sich schon verbreitet, und als der Zug und der Mann nahete, der noch vor einer Stunde der Gegenstand des Entsetzens und Abscheues, jetzt des frohen Staunens war, entstand in der Menge ein fast beifallähnliches Gemurmel; man wich aus und drängte sich doch auch hinzu, ihn zu sehen. Die Sänfte kam vorbei, der Unbekannte kam auch vorbei, zog vor der offenstehenden Kirchthüre den Hut ab und neigte das so gefürchtete Haupt fast bis zur Mähne des Maulthieres, während wohl hundert Stimmen ihm zumurmelten: der Herr segne Euch! Auch Don Abbondio zog seinen Hut ab, neigte sich, befahl sich dem Himmel; als er aber den feierlichen Chorgesang seiner Amtsbrüder vernahm, stürmte Neid, Andacht und Kummer mit einemmale so sehr auf ihn ein, daß er sich kaum der Thränen zu enthalten vermochte.

Außer dem Dorfe, im freien Felde, auf den Irrgängen des manchmal ganz verödeten Weges, um-

fing seine Gedanken ein noch schwärzerer Schleier: wo er auch den Blick hinwendete, er hatte keinen Trost sonst in der Nähe, als den einzigen Sänftenführer, der zur Dienerschaft des Cardinals gehörte, also wohl ein ehrlicher Mann seyn mußte, der doch auch nichts Kriegerisches an sich hatte. Von Zeit zu Zeit begegneten ihnen einzelne Wanderer, auch ganze Schaaren, die sich beeilten, den Kardinal zu sehen; das tröstete zwar ein wenig, aber nur flüchtig; man nahete dem gräßlichen Thale, wo Niemand hinkam, als Unterthanen des Freundes, und was für Unterthanen! Er wünschte jetzt mehr als früher mit diesem Freunde ein Gespräch anzuknüpfen, sowohl um ihn zu sondiren als bei Gutem zu erhalten; sah er ihn aber so sinnend dasitzen, verging ihm alle Lust. Also mußte er sich zu sich selbst flüchten. Der arme Mann hielt ein Selbstgespräch, das, wollten wir es ganz mittheilen, unser Buch füllen würde, hier ist ein Theil desselben: — „Es ist wohl wahr, wenn es heißt, daß Heilige gleichwie Schurken nimmer Ruhe finden; es genügt ihnen nicht, sich selbst in Trab zu setzen, sich selbst Sorge zu machen, auch Andere lassen sie nicht ungeschoren, wollen, wo möglich, alle Welt in Allarm bringen. Und da müssen gerade die Allerschlimmsten sich immer mit mir zu schaffen machen, der ich mich doch gar nicht um sie bekümmere, müssen gerade mich bei den Haaren in ihre Händel ziehen, der ich doch weiter nichts verlange, als daß sich Niemand um mich be-

kümmere! Der ruchlose Tollkopf, Don Rodrigo! Könnte er denn nicht, wenn er nur wollte, der allerseligste Mensch unter der Sonne seyn, hätte er nur ein klein wenig Verstand? Reich, jung, geachtet, geehrt wie er ist, befindet er sich mit allem dem Guten schlecht, müht sich ab, sich und Andern Kummer zu machen. Er könnte ja sein Spitzbubenhandwerk immerhin treiben; aber nein: er muß auch den Mädchenräuber machen wollen, das allertollste, allerabscheulichste, allerverworfenste Gewerbe der Welt: er könnte mit vier Pferden zum Paradiese fahren, und zieht vor, in die Hölle zu hinken. Und der hier?" .... Er sah ihn an, als ob er fürchte, er möge seine Gedanken hören. „Der hier! hat erst die Welt mit seinen Verbrechen umgekehrt und kehrt sie nun noch mit seiner Bekehrung um .... wenn etwas dran ist. Ich werde es bald erfahren! Bringen sie die Teufeleien einmal mit auf die Welt, so lassen sie auch nimmermehr davon ab. Ist es nöthig, sein ganzes Leben über so ehrlich gewesen zu seyn wie ich? Keinesweges! Man mag viertheilen, morden, den Teufel loslassen, ... ach, ich Elender! .... wenn man nur rechten Lärm bei seiner Bekehrung macht. — Wem es mit seiner Bekehrung rechter Ernst ist, der kann sie friedlich und still zu Hause abthun, ohne so viele Umstände, ohne seinem Nächsten so zu Last zu fallen. Und der gnädige Herr! Gleich, gleich, mit offenen Armen, lieber Freund, lieber Freund; an alles, was er sagt, wie an das Evangelium glau-

ben, über Hals über Kopf Entschlüsse fassen, mit Händen und Füßen drein stören: das pflegt man bei mir zu Hause Uebereilung zu nennen. Und ihm einen armen Pfarrer, so ohne Pfand und Sicherheit, in die Hände geben, das heißt: Teufels mit einem Menschen spielen! Ein so heiliger Bischoff, wie er, sollte auf seine Pfarrer, wie auf seine Augäpfel halten. Ein wenig Gleichmuth, ein wenig Klugheit, ein wenig Mitleiden, verträgt sich, nach meiner Einsicht, mit aller Heiligkeit .... Und wenn er nun ein unverbesserliches Ungeheuer wäre? Wer kann alle Absichten eines Menschen, eines solchen Menschen ergründen? Welcher Gedanke, mit ihm in seine Wohnung gehen zu müssen! Was kann da nicht Alles dahinter stecken! Weh mir Armen! es ist besser, gar nicht daran zu denken. Was ist das für eine Geschichte mit Luzien? Es ist ausgemacht, daß Don Rodrigo mit im Spiele war. Was für Menschen! doch wenn es wirklich an dem ist: wie hat er sie denn in seine Gewalt bekommen? Wer kann das Alles wissen? Ist Alles nur der Eminenz vertraut, und ich, den sie so in die Irre schicken, ich erfahre kein Wort davon. Mich schiert Anderer Thun und Treiben nicht im Geringsten, geht's aber dabei über mein Fell her, so will ich doch auch ein wenig von der Sache wissen. War es einmal nöthig, das arme Geschöpf dort abzuholen, so hatte es doch noch einen Augenblick Zeit; er konnte sie auf dem Rückwege mit sich nehmen. Und übrigens, wenn er nun so ein neuer, so ein

heiliger Mensch geworden ist, was bedurfte es denn da meiner? Welches Chaos! Nun, gebe nur der Himmel, daß Alles so ist: es wird mir sauer genug. es zu überstehen, aber nur Geduld! Es soll mich auch der armen Luzie halber freuen: auch sie entgeht damit einer großen Gefahr: Gott weiß, was sie mag gelitten haben: ich bedaure sie; aber sie ist zu meinem Verderben geboren .... Könnte ich ihm nur einmal in das Herz schauen, was er wohl denkt; doch wer vermag daraus klug zu werden? Wie er dasitzt: einmal sieht er aus, wie Sanct Antonius in der Wüste, einmal wie der leibhaftige Holofernes. Ach, ich armer, armer Schlucker! Schon gut; der Himmel muß mir beistehen, denn ich bin ohne meine Schuld in die Klemme gerathen."

Ueber des Unbekannten Antlitz flogen die Gedanken, wie bei stürmischen Wetter die Wolken über das Antlitz der Sonne, grelle Lichter wechselten mit tiefen Schatten. Die von Friedrichs milden Worten noch ganz trunkene Seele schwang sich wie neuerschaffen, verjüngt zu neuem Leben, zu den Gedanken des Erbarmens, der Vergebung, der Liebe auf, und versank wieder unter der furchtbaren Last der Vergangenheit. Mit Aengstlichkeit suchte er zu ergründen: für welche Verbrechen er Vergebung hoffen dürfe, welche Unthaten es noch zu hintertreiben Zeit sey, welches die wirksamsten, sichersten Mittel, wie alle diese schwierigen Knoten zu lösen, was mit

allen den Mitschuldigen anzufangen: der Gedanke daran verwirrete ihm schon die Sinne. Was empfand er nicht schon bei seinem jetzigen Vorhaben, dessen Ausführung doch so leicht und nahe war, für Angst und Ungeduld, bedachte er, daß das arme Geschöpf unterdessen, Gott mochte wissen, wie sehr leide, daß eben er, der doch entbrannt sey, sie zu erlösen, ihr diese Leiden verursache. Bei jedem Scheidewege wendete sich der Sänftenführer fragend nach ihm um, und er deutete mit der Hand den Weg und zugleich das Verlangen um Eile an.

Man gelangte zum Thale. Armer Don Abbondio! Warst also nun in diesem berüchtigten Thale, von dem Du so schwarze, gräßliche Geschichten gehört hattest: sahst diese berüchtigten Kerle, die Elite der ganzen Schurkenzunft Italiens, diese furcht- und erbarmenlosen Menschen; sahst sie, wie sie leibten und lebten; sahst, bei jeder Wendung des Weges, zwei, drei andere! Alle verneigten sich tief vor ihrem Herrn, aber gewisse schwarze, borstige Gesichter warfen gewisse Blicke, Don Abbondio meinte auf ihn, meinte, sie wollten nichts Anderes besagen, als: „sollen wir dem Pfaffen den Garaus machen?“ Er gerieth darüber in solche Angst und Pein, daß er sich plötzlich einmal über dem Gedanken betraf: „Hätte ich sie doch getraut! Schlimmeres hätte mir doch nicht zustoßen können!“

Auf kiesigem Pfade ging es indes immer weiter,

längs des Baches hin: jenseits der Anblick steiler, kahler, eisenfarbiger Felsen; dießeits die menschlichen Gestalten, bei deren Anblick Einem jede menschenleere Wüste in Gedanken zum Paradiese werden mußte. Dante konnte sich mitten in der Unterwelt nicht schlimmer befunden haben. Man kam vor dem Wachhause vorbei: Bravi an der Thüre, Verbeugungen gegen den Herrn, Seitenblicke auf den Begleiter und die Sänfte. Die Bravi wußten nicht, was sie denken sollten: „des Herrn einsamer Ausgang am Morgen war schon etwas Ungewöhnliches; die Rückkehr war es nicht minder. War es eine Beute, die er mit sich führte? und wie hatte er sie allein fangen können? Und eine fremde Sänfte? Wessen konnte die Livree seyn?“ Sie gukten und gukten, aber keiner rührte sich, denn dies war der Befehl, den sein Auge und seine Miene gab.

Man steigt den Berg empor, ist oben. Die Bravi vor und an dem Schloßthore weichen rechts und links zurück, um Platz zu machen. Der Unbekannte bedeutet sie, sich nicht weiter zu rühren, spornt sein Thier an, reitet vor der Sänfte hin, bedeutet Don Abbondio und den Sänftenführer, ihm zu folgen, reitet in den ersten Hof, dann in den zweiten, der Pforte zu und winkt einen Bravo, der herzuläuft, ihm den Bügel zu halten, mit den Worten zurück: „Du bleibst dort, und läßt Niemand näher.“ Dann steigt

er ab, geht, mit den Zügeln noch in der Hand, zur Sänfte, redet die Frau, welche den Vorhang weggezogen hatte, an und sagt ihr heimlich: „Tröstet sie recht bald, bringt ihr sogleich bei, daß sie frei ist und in Freundes Hand. Gott wird es Euch lohnen;“ worauf der Führer öffnen und der Frau heraushelfen muß.

Der Unbekannte nahete nunmehr Don Abbondio und reichte ihm mit Freundlichkeit und der auf seiner Stirn gehauchten Freude über das bald vollendete, gute Werk, die Hand zum Absteigen, indem er ihm mit leiser Stimme sagte: „Herr Pfarrer, ich bitte Euch nicht um Vergebung wegen der Unannehmlichkeiten, die ich Euch verursache: Ihr besteht sie für Einen, der wohl vergilt, und für das arme Wesen!“

Don Abbondio hatte den Unbekannten noch nicht so freundlich gesehen, hätte gar nicht geglaubt, daß er so freundlich aussehen könnte; diese freundlichen Worte gaben ihm den Muth wieder, er stöhnte einen schweren Seufzer aus, der sich schon seit einer Stunde in ihm hin- und herwand, ohne den Ausweg zu finden, entgegnete, man kann sich vorstellen, ob mit demüthiger Stimme:

„Zu viel Ehre, gnädiger Herr, aber, aber, aber aber.....!“ und ergriff die höflich dargebotene Hand, mit deren Hülfe er sich bestmöglichst aus dem Sattel hob. Der Unbekannte ergriff die Zügel auch dieses Maulthieres, stellte beide dem Sänftenführer, dem

er das Geheiß gab, an diesem Orte zu warten, zu, zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Pforte, ließ den Pfarrer und die Frau eintreten, folgte ihnen, schritt ihnen dann voran, zu der Treppe und alle drei stiegen schweigend empor.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Luzia war seit Kurzem wach und hatte sich die Zeit über bemüht, ganz wieder ihrer bewußt zu werden und die gräßlichen Traumbilder ihres Schlafes von den Erinnerungen und den Scenen der, gar zu sehr den nächtlichen Fieberphantasieen eines Kranken ähnlichen, Wirklichkeit, zu trennen. Die Alte war ihr alsbald wieder genaht und hatte ihr mit der erzwungenen Demuth ihrer Stimme gesagt: „Nun, habt Ihr ausgeschlafen? Ihr hättet im Bette schlafen können, ich habe es Euch gestern Abend doch so oft gesagt.“ Und da keine Antwort erfolgte, hatte sie ebenfalls mit dem Tone zorniger Bitte weiter gesprochen: „Und nun eßt einmal, seyd vernünftig. Ei, wärt Ihr aber auch! Essen ist Euch nöthig. Kommt er hernach zurück, so muß ich es ausbaden!“

„Nein, nein, ich will fort, ich will zu meiner

Mutter. Der Herr hat es mir versprochen, er hat gesagt: Morgen früh. Wo ist der Herr?“

„Er ist ausgegangen; hat aber gesagt, er werde bald wiederkommen und alles thun, was Ihr wünschtet.“

„Hat er das gesagt? hat er das gesagt? Nun ich will zu meiner Mutter, schnell, schnell.“

Im anstoßenden Zimmer ließen sich Schritte hören: man klopfte an. Die Alte lief zur Thüre, fragte: „wer ist da?“

„Mach' auf,“ erwiederte die bekannte Stimme leise. Die Alte schloß auf, der Unbekannte öffnete ein wenig, befahl der Alten, heraus zu kommen, ließ Don Abbondio und die andere Frau eintreten, machte die Thüren sodann wieder zu, stellte sich davor und schickte die Alte, wohin schon ihre Gefährtin, Marthe, geschickt war, in einen entfernten Winkel des Schlosses.

Dieser ganze Vorgang, die augenblickliche Erwartung, das erste Erscheinen neuer Personen verursachten Luzien einen abermaligen Furchtanfall; ihr gegenwärtiger Zustand war ihr zwar unerträglich, jede Aenderung desselben mußte aber unmittelbaren Schrecken herbeiführen. Sie sah auf, sah einen Priester, eine Frau; sammelte sich ein wenig; sah schärfer hin; ist er es oder ist er es nicht? Sie erkennt Don Abbondio und kann, wie bezaubert, die Augen nicht von ihm wenden. Die Frau tritt zu ihr, beugt sich zu ihr nieder, sieht sie mitleidig an und sagt, indem sie

ihre Hände ergreift, wie um sie zu liebkosen und emporzurichten: „Armes Kind, kommt, kommt mit uns.“

„Wer seyd Ihr?“ fragte Luzie, wartete aber die Antwort nicht ab, sondern wandte sich zugleich zu Don Abbondio, der zwei Schritte davon, mit gewiß barmherziger Miene, stand, sah ihn abermals an und rief aus: „Ihr? auch Ihr, Herr Pfarrer? Wo sind wir denn? Ach, ich Arme! Ich habe den Verstand verloren!“

„Nein, nein,“ entgegnete Don Abbondio: „ich bin es wirklich; faßt nur Muth. Seht Ihr nicht? Wir sind Euch abzuholen gekommen. Ich bin wirklich Euer Pfarrer, bin Euretwegen hierhergekommen, geritten ....“ Luzia schien in einem Moment alle ihre Kräfte wieder zu empfangen, sprang rasch empor, blickte noch einmal beide Anwesende forschend an und sagte: „So hat Madonna Euch mir geschickt!“

„Das glaube ich auch,“ sagte die gute Frau.

„Aber können wir wirklich gehen, können wir wirklich fortgehen?“ sagte Luzie wieder, mit leiserer Stimme, furchtsam, zweifelhaft um sich blickend. „Und die Leute alle ....?“ fuhr sie mit zusammengezogenen, vor Furcht und Schrecken bebenden, Lippen fort: „und der Herr ....! der Mann ....! Er hatte mir wohl versprochen ....“

„Er ist auch mit uns gekommen,“ sagte Don Abbondio, „er ist draußen und erwartet uns. Kommt nur schnell; solche Leute läßt man nicht gerne warten.“

Der, von dem die Rede war, machte nunmehr die Thüre auf, trat ein und näher. Kurz zuvor hatte Luzia sich nach ihm gesehnt, ja, da er ihre einzige Hoffnung war, sehnte sie sich nur nach ihm; jetzt, nachdem sie befreundete Stimmen vernommen und befreundete Gesichter erblickt hatte, konnte sie sich eines Schauders nicht erwehren, sie bebte, hielt den Athem an, drückte sich eng an die Frau und barg das Antlitz an ihre Brust. Beim Anblick des Gegenstandes, den er schon am vorigen Abend nicht hatte fest anblicken können, der jetzt bleicher, erschöpfter, hinfälliger von Leiden und Entsagens von Speise und Trank vor ihm stand, hatte er seine Schritte mitten im Zimmer gehemmt, beim Anblick ihres Schreckens, schlug er die Augen nieder, blieb einen Augenblick stumm und unbeweglich und antwortete endlich auf das, was das Mädchen nicht gesagt hatte. „Es ist wahr," rief er aus, „verzeiht mir!"

„Er kommt, Euch zu befreien; er ist nicht mehr derselbe, er ist gut geworden; hört Ihr nicht, er bittet Euch um Vergebung!" sagte die gute Frau Luzien ins Ohr. „Kann man denn mehr thun? Nun, richtet Euch auf, seyd nicht kindisch, daß wir bald fortkommen," sagte Don Abbondio. Luzia erhob den Kopf, richtete ihre Augen nach dem Unbekannten, und als sie ihn in solcher Unruhe, Stirn und Blick gesenkt, sah, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl des Trostes, der Dankbarkeit und des Mitleidens und

sie sagte: „O Herr! Gott vergelte Euch Euer Erbarmen!“

„Und Dir, Dir vergelte er tausendmal die Wohlthat, die diese Worte mir sind.“

Indem er dies sagte, wendete er sich um, schritt zur Thüre und hinaus; Luzia, wieder voller Muth, folgte ihm am Arm der Frau, Don Abbondio kam zuletzt. Sie entstiegen die Treppe und befanden sich wieder an der nach dem Hofe führenden Pforte. Der Unbekannte öffnete sie, schritt zur Sänfte, machte sie auf, reichte mit einer fast schüchternen, ihm bisher gänzlich unbekannten, Artigkeit, Luzien die Hand und half ihr und der Frau einsteigen. Hierauf nahm er dem Sänftenführer die Zügel wieder ab und bot auch Don Abbondio, der sich seinem Thiere wieder genähert hatte, den Arm.

„O, welche Herablassung!“ sagte dieser, und stieg viel geschickter als das erstemal auf, und sobald auch der Unbekannte im Sattel saß, setzte sich Alles in Bewegung. Des Unbekannten Stirn war wieder erhoben, sein Blick wieder so gebieterisch wie ehemals. Die Bravi, welche ihm unterweges begegneten, nahmen auf seiner Stirn wohl die Anzeichen tiefer Gedanken wahr, begriffen aber nichts weiter davon, oder konnten nichts weiter davon begreifen. Sie hatten noch nicht die geringste Kunde von der, mit ihm vorgegangenen, bedeutenden Umwandlung, und es war natürlich, daß kein Einziger von selbst darauf verfiel.

Die gute Frau hatte sogleich die Fenstervorhänge der Sänfte zugezogen, Luziens Hände liebreich ergriffen und begonnen, ihr mit theilnehmenden, glückwünschenden, zärtlichen Worten Trost einzusprechen. Und da sie bemerkte, daß, außer der von so vielen Strapazen erregten Müdigkeit, die Verwirrung und Dunkelheit aller Ereignisse, das arme Mädchen am Meisten abhielten, sich über ihre Befreiung recht sehr zu freuen, so bot sie alles, was ihr nur beifallen wollte, auf, ihre Gedanken wieder zu entwickeln und in geregelten Gang zu bringen. Sie nannte ihr das Dorf, aus dem sie war und nach dem ihr Weg sie führte.

„Dahin?“ sagte Luzie freudig, weil sie wußte, daß es dem ihren sehr nahe lag. „Ach, du allerheiligste Madonna, wie danke ich Dir! Meine Mutter! Meine Mutter!“

„Wir lassen sie gleich holen,“ sagte die gute Frau, nicht wissend, daß schon nach ihr geschickt sey.

„Ja, ja, und Gott wird es Euch lohnen.... Aber Ihr, wer seyd Ihr denn? Wie seyd Ihr....“

„Unser Herr Pfarrer hat mich abgeschickt,“ sagte die gute Frau; „der Herr, dem der Himmel das Herz getroffen hat, den er segnen wolle, ist in unser Dorf gekommen, wo eben der Herr Cardinal Erzbischoff, der liebe Mann Gottes, ist und uns besucht, hat mit ihm gesprochen, hat seine schweren Sünden bereut und will sich bessern. Er hat dem Cardinal auch gesagt, er habe ein armes, schuldloses Mädchen,

Euch, im Einverständnisse mit einem andern gottlosen Menschen, den mir der Pfarrer nicht näher bezeichnet oder genannt hat, entführen lassen.“ Luzia blickte zum Himmel.

„Ihr kennt ihn vielleicht,“ fuhr die gute Frau fort; „nun, der Herr Cardinal hat also gedacht, da von einem Mädchen die Rede sey, so bedürfe man zu ihrer Begleitung einer Frau, und hat dem Pfarrer geheißen, eine zu holen, der denn so gut war, zu mir zu kommen.“

„Gott wird Euch Eure Barmherzigkeit vergelten!“

„Ach, die hat keinen großen Werth, liebes Kind! Und der Herr Pfarrer sagte mir, ich solle Euch Muth machen, und Euch bald beruhigen und Euch erklären, wie wunderbar der Herr Euch gerettet habe.“

„Ach ja, wie wunderbar! Madonna hat für mich gebeten.“

„Seyd also frischen Muthes, verzeiht dem, der Euch Böses zufügte, freut Euch, daß Gott sich seiner erbarmte und betet für ihn; Ihr thut nicht allein ein frommes Werk damit, sondern werdet auch Euer Herz erleichtern.

Luzia antwortete mit einem Blicke, der deutlicher als Worte, und mit einer Sanftheit ihren Beifall ausdrückte, der Worten nicht eigen gewesen seyn würde.

„Wackeres Mädchen!“ entgegnete die Frau. „Und da gerade unter den vielen, vielen Pfarrern,

die in unserem Dorfe versammelt sind, auch der Eure war, so hat der Herr Cardinal gemeint, ihn auch mit zu Euch zu schicken, obschon er wenig geholfen hat: ich hatte wohl schon gehört, daß nicht viel an ihm sey, aber bei dieser Gelegenheit spielte er doch eine recht armselige Figur."

„Und der...." sagte Luzia, „der, welcher gut geworden ist.... wer ist er denn?"

„Wie? das wißt Ihr nicht?" sagte die gute Frau und nannte ihn.

„Barmherziger Gott!" rief Luzia; wie oft hatte sie den Namen nicht in mehr als einer schrecklichen Geschichte, in der er immer war, was in den Mährchen der Popanz, nennen hören! Und jetzt, bei dem Gedanken, sich in seiner furchtbaren Gewalt befunden zu haben und unter seinem frommen Schutze zu stehen, bei dem Gedanken an die gräßliche Gefahr und so unerwartete Errettung, bei dem Gedanken, wessen das Gesicht angehöre, das sich ihr zuerst finster, dann bewegt, dann demuthvoll zeigte, war sie gleichsam außer sich und sagte einmal über das andere: Barmherziger Gott!"

„Ja, es ist eine große Gnade!" sagte die gute Frau. „Es ist eine Wohlthat für die halbe Welt in der Umgegend. Wenn man bedenkt, wie viele Menschen seinetwegen fast keine ruhige Stunde hatten vor Furcht und Zagen.... und jetzt, wie mir der Herr Pfarrer gesagt hat.... und man braucht ihm ja nur

in das Gesicht zu sehen, das ganz verklärt ist, und die Werke beweisen es ja auch schon....!“

Wir würden der Wahrheit untreu seyn, wollten wir etwa nicht sagen, daß die gute Frau große Neugierde verspürte, von den bedeutenden Ereignissen, an denen sie Theil nahm, etwas zu vernehmen. Wir müssen ihr aber zum Ruhme nachsagen, daß sie, von ehrfurchtsvollem Mitleid für Luzien erfüllt, und den Ernst und die Bedeutung des ihr anvertrauten Amtes einigermaßen empfindend, nicht daran dachte, eine unbescheidene, lästige Frage zu thun; alles, was sie unterweges zu Luzien sagte, waren nur Worte des Trostes und der Theilnahme.

„Gott weiß, wie lange Ihr nicht werdet gegessen haben!“

„Ich besinne mich nicht mehr .... wohl lange keinen Bissen.“

„Armes Kind! Und Ihr bedürft der Stärkung.“

„Ja,“ sagte Luzia mit matter Stimme.

„Nun, bei mir zu Hause wird, Gott sey Dank! gleich Etwas fertig seyn. Seyd nur getrost, wir sind nicht mehr fern.“

Luzia sank erschöpft, wie eingeschlafen in die Sänfte zurück, und die gute Frau ließ sie ungestört.

Für Don Abbondio war diese Rückreise zwar nicht so angstreich als die Hinreise; Vergnügen gewährte sie ihm aber dennoch nicht. Er hatte sich zwar im Anfange, nachdem seine Furcht geschwunden war, et-

was erleichtert gefühlt, bald aber bemächtigten sich seiner unzählige andere Sorgen. Eben so ist's wohl, wenn man irgendwo einen großen Baum entwurzelte, für eine Weile bleibt der Fleck kahl: dann treibt aber überall Unkraut aus dem Erdboden auf.

Er war für alle andere Dinge weit empfänglicher und empfindlicher geworden, und in der Gegenwart sowohl wie in den Gedanken an die Zukunft fehlte es ihm nicht an Stoff, sich zu beunruhigen. Er war an diese Art zu reisen nicht gewohnt, und sie fiel ihm jetzt, besonders bei dem Entsteigen des Schloßberges in das Thal, weit beschwerlicher, als bei der Reise nach dem Schlosse. Der Sänftenführer ließ auf einen Wink des Unbekannten seine Thiere tüchtig ausschreiten, die beiden Reiter trabten, Schritt haltend, neben her, und es ereignete sich dabei oft, daß, an abschüssigen Orten, der arme Don Abbondio, als wenn er von hinten emporgehoben werde, nach vorn rutschte und, um nicht hinabzustürzen, genöthigt war, sich mit den Händen an den Sattel fest zu klammern: einestheils wagte er nicht, um ein wenig Ruhe zu bitten, anderntheils hätte er auch, so schnell wie möglich, aus dieser Gegend gelangen mögen. Führte nun ferner der Weg zuweilen über eine Erhöhung, so schien das Maulthier, wie alle diese Thiere zu thun pflegen, absichtlich immer nach außen zu streben und wandelte dicht an dem Rande des Weges hin, so daß Don Abbon-

dio fortwährend den kleinen, manchmal senkrechten Abhang, oder wie er dachte Abgrund, zu seinen Füßen hatte. „Auch Du,“ sagte er im Herzen zu dem Thiere, „auch Du hast die vermaledeite Mucke, Gefahren aufzusuchen, da doch der Weg so breit ist!“ — Er lenkte den Zaum der andern Seite zu, vergebens! und so ließ er sich denn, wie immer, von Furcht und Grimm zernagen. Die Bravi flößten ihm jetzt nicht so heftigen Schreck ein, da er der Gesinnungen des Herrn doch ein wenig mehr versichert war. — „Aber,“ bedachte er dennoch, „verbreitete sich die Neuigkeit von der großen Bekehrung unter diese Kerle, während wir noch in ihrer Nähe sind, wer weiß, wie sie dieselbe aufnehmen? Wer weiß, was geschieht? Können sie sich nicht einbilden, ich sey gekommen, den Missionär zu spielen? Gott verhüte es! wie würden sie mich nicht martern!“ — Das mürrische Aussehen des Unbekannten beunruhigte ihn nicht. „Um solches Gesindel in den Schranken zu halten,“ dachte er, „bedarf es sicherlich eines solchen Gesichtes; aber mußte es denn gerade mich betreffen, dem einen wie dem andern ins Gehege zu kommen?“ —

Endlich hatte man die Anhöhe, endlich auch den Ausgang des Thales hinter sich. Die Stirn des Unbekannten klärte sich auf. Selbst Don Abbondio's Gesicht ward ein wenig natürlicher, er zog den Kopf ein wenig aus den Schultern, reckte Arme und Bei-

ne aus, schaute wieder ein wenig mehr in das Leben, das doch nun ganz anders aussah, seufzte tiefer auf und gerieth mit etwas ruhigerem Gemüthe zu Betrachtung fernerer Gefahren. „Was wird der Unmensch, Don Rodrigo, dazu sagen? So an der Nase herumgeführt zu werden, Schaden und Spott davon zu tragen; ob ihm das wohl in die Krone fahren muß! Jetzt wird erst der Teufel losgehen. Und es kommt darauf an, ob er es nicht auch mir entgelten läßt, daß ich mit geholfen habe. Hatte er vorher schon das Herz, mich von den beiden Schurken auf der Straße anfallen zu lassen, was, o Himmel, wird er jetzt nicht erst thun! Mit dem großen Herrn hier kann er nichts anfangen, der ist ihm zu hoch, da muß er in die Stange beißen; indessen hat er die Wuth einmal in sich, und muß sie an Jemand auslassen. Und was wird am Ende daraus werden? Die Schläge treffen immer nach unten, die Fetzen fliegen in die Luft. Luzien wird die Eminenz natürlich vor ihm in Sicherheit bringen, der andere arme Verführte ist außer seiner Gewalt, und hat denn auch schon das Seinige davon getragen, an wem Anderen als mir kann er sich also reiben? Es wäre barbarisch, müßte, nach so vielem Aerger, nach so vieler Unruhe, und ohne daß man mir selbst ein Verdienst daraus machte, ich noch den Schaden davon tragen! Was wird denn Seine Eminenz für mich thun, nachdem er mich aufs Spiel setzte? Kann er mir

dafür stehen, daß mir der Teufelskerl nicht einen schlimmeren Streich spielt als den ersten? Und an was hat er nicht alles zu denken? In was mengt er sich nicht alles: wie kann man für Alles sorgen? Und hernach wird dann das Schlimmste zuerst vorgenommen. Die welche Gutes thun, thun es im Großen: haben sie die Genugthuung darüber empfunden, so sind sie zufrieden und wollen sich nicht weiter um alle etwaige Folgen bekümmern; die aber am Bösen Geschmack finden, gehen sorgfältiger zu Werke, beharren dabei bis zum Ende, gestatten sich keine Rast und Ruhe, denn sie fühlen den Zahn, der immer an ihnen nagt. Soll ich sagen, ich habe auf ausdrücklichen Befehl seiner Eminenz gehandelt, nicht aus eigenem freien Antriebe? Habe ich da nicht den Anschein, es mit der Ruchlosigkeit zu halten? Ach, heiliger Gott! Ich es mit der Ruchlosigkeit halten! Um der Lust Willen, die sie mir gewährt? Halt! das Beste wird seyn, ich erzähle Perpetuen die Sache, wie sie ist, überlasse Perpetuen, sie unter die Menschen zu bringen. Wenn nur der gnädige Herr nicht auf den Einfall geräth, irgend eine unnütze Scene, irgend eine Oeffentlichkeit daraus zu machen, mich auch mit einzuschieben! Schon gut, sobald wir angelangt sind, sobald er aus der Kirche ist, mache ich ihm in aller Eile mein Kompliment, oder lasse mich gar nur entschuldigen, und begebe mich nach Hause. Luzia ist in guten Händen, mich bedarf Niemand mehr, und nach so vielen Mühen kann

auch ich mit Recht verlangen, daß man mich in Ruhe lasse. Und überdies .... könnte es nicht seiner Eminenz einfallen, die ganze Geschichte wissen, könnte er nicht die ganze Heirathsangelegenheit von mir erfahren wollen? Das fehlt noch! Und wenn er nun auch mein Kirchspiel besuchte? .... Das mag seyn, wie es will; jetzt will ich mir deshalb noch kein graues Haar wachsen lassen; ich habe so schon genug Kummer. Jetzt schließe ich mich alsobald in meine vier Wände ein. So lange der Cardinal in der Gegend ist, wird Don Rodrigo sich wohl nicht unterstehen, mit mir anzubinden. Und dann .... und dann? Ach ich werde wohl meine letzten Jahre nicht in Ruhe verleben können!" —

Die Reisenden kamen wieder zurück, bevor noch der Gottesdienst zu Ende war, gelangten durch die nicht minder als vorher bewegte Menge und trennten sich dann. Die beiden Reiter wendeten sich seitwärts nach einem freien Platze, in dessen Hintergrunde das Pfarrhaus stand; die Sänfte verfolgte den Weg nach der Wohnung der guten Frau. Don Abbondio hielt sich Wort, war kaum vom Pferde gestiegen, als er gegen den Unbekannten in die allerdemüthigsten Komplimente ausbrach und ihn ersuchte, seine Entschuldigung bei dem Cardinale zu übernehmen, indem er dringender Geschäfte halber sogleich nach seinem Dorfe zurück müsse. Er ging, suchte, was er sein Pferd nannte, seinen Stock hervor, den er in eine Ecke des Vorhauses verborgen

hatte, und begab sich auf den Weg. Der Unbekannte harrte der Wiederankunft des Cardinals. Die gute Frau räumte Luzien den besten Sitz in ihrer Küche ein und beeilte sich, ein kleines Mahl für sie zu bereiten, indem sie mit einer gewissen herzlichen Derbheit alle ihre wiederholten Danksagungen ablehnte. Sie legte rasch trockenes Reißig unter einen wieder ans Feuer gesetzten Kochtopf, in dem ein Kapaun schwamm, brachte die Fleischbrühe zum Wallen und goß davon in einen, mit Brodschnitten angefüllten, Napf, den sie Luzien darbot. Und als sie sah, wie diese mit jedem neuen Löffel sich mehr erholte, wünschte sie sich mit lauter Stimme Glück, daß gerade heute ein Tag sey, wo sie etwas Gutes zu essen und nicht, wie sie sich ausdrückte, die Katze auf dem Herde gewirthschaftet habe. „Jedermann," fügte sie hinzu, „sucht heute etwas Besseres als gewöhnlich anzurichten, außer den armen Leuten, die kaum ihr Wickenbrod und ihre Polenta aus Haidekorn erschwingen können und hoffen, es werden an diesem Tage von der Tafel des mildthätigen Herrn einige Brocken für sie abfallen. Wir, Gott sey Dank! befinden uns nicht in dem Falle und haben vom Verdienste meines Mannes und dem, was wir aufs Trockene brachten, zu leben. Esset also nur immer getrosten Muthes, bis der Kapaun gar ist und ihr Euch noch ein wenig besser stärken könnt." — Sie nahm hier-

auf den Napf zurück und deckte und bereitete den Mittagstisch der Familie.

Nachdem Luzie besser bei Kräften und bei sich war, fing sie, von einem natürlichen Gefühle der Schaam und Reinlichkeit erregt, an, ihren Anzug zu ordnen, entwirrte und steckte ihre aufgelösten und durcheinander gerissenen Haarflechten wieder auf dem Kopfe zusammen, brachte ihr Hals- und Busentuch in Ordnung. Bei dieser Beschäftigung berührten ihre Finger den umgehangenen Rosenkranz, der Blick traf auf ihn und augenblicklich ist ihre ganze Seele in Verwirrung. Das Andenken an ihr Gelübde, bis jetzt von so vielen Ansprüchen der Gegenwart unterdrückt und erstickt, erstand in ihr plötzlich von Neuem und zwar recht klar und bestimmt. Und nun waren alle, kaum wieder erstandenen Kräfte ihrer Seele mit einemmale überwältigt; und wäre diese Seele nicht so sehr von Unschuld, Gottvertrauen und Ergebung durchdrungen gewesen, ihr Schrecken in diesem Augenblicke würde sich zur Verzweiflung gesteigert haben. Nach einen Andrange der Empfindungen, welche sich nicht in Worte kleiden, waren die ersten sich in ihr bildenden Gedanken: „Ach, ich Unglückselige, was habe ich gethan!“ —

Kaum hatte sie dies aber gedacht, als sie schon darüber erschrak. Sie gedachte wieder aller Umstände des Gelübdes, ihrer unerträglichen Todesangst, der Verzweiflung an jeder menschlichen Hülfe, der Inbrunst

ihres Gebetes, der Tiefe des Gefühles, mit dem sie das Gelübde gab. Und nun, nachdem sie Erhörung gefunden hatte, das Gelübde zu bereuen, schien ihr gottvergessener Undank, Treulosigkeit gegen Gott und die Jungfrau; es schien ihr, als müsse eine solche Untreue nur neues, entsetzlicheres Unglück, in dem sie selbst im Gebete keinen Trost finden könne, auf sie herabziehen, und verscheuchte hastig dieses augenblickliche Bereuen. Sie nahm sich ehrfurchtsvoll den Rosenkranz ab, hielt ihn in der zitternden Hand, bestätigte, erneute ihr Gelübde, bat zugleich inbrünstig um die Kraft, es zu vollbringen, bat um Abwendung jeder Versuchung, durch Gedanken oder Ereignisse, die ihre Seele, wenn auch nicht treubrüchig machen, doch gar zu sehr quälen könnten. Renzo's Entfernung, ohne Wahrscheinlichkeit der Rückkehr, eine Entfernung, die ihr bis jetzt so schwer auf dem Herzen lag, schien ihr jetzt Maaßregel der Vorsehung, in beiden Begebenheiten ein Ziel zu verfolgen und sie bemühte sich, in der einen Grund zu finden, sich über die andere zu trösten. Nach diesem Gedanken stellte sie sich auch vor: dieselbe Vorsehung werde gewiß, ihr Werk zu krönen, zu vermitteln wissen, daß auch Renzo sie aufgebe, vergesse .... Kaum hatte dieser Gedanke aber Raum in ihrem Innern gefunden, als er sie ganz außer sich brachte. Das arme Mädchen fühlte, daß ihr Herz von Neuem bereuen wollte, nahm ihre Zuflucht zum Gebet, zu Betheuerungen

und entging diesem Kampfe, ist der Vergleich hier gestattet, wie der matte, verwundete Sieger dem mit dem niedergeworfenen Feinde.

Indem vernahm sie nahendes Geräusch und festlichen Jubel. Es war die aus der Kirche heimkehrende Familie. Zwei Mädchen und ein kleiner Knabe sprangen herein, blieben einen Augenblick, Luzien neugierig betrachtend, stehen, liefen dann zur Mutter und stellten sich um sie: Eines fragt nach dem Namen der Fremden, was sie hier mache, woher sie komme? das Andere will von den gesehenen Wundern erzählen: die gute Frau antwortete dem Einen wie dem Andern: „still, still!“ Darauf tritt mit gemessenem Schritte, aber mit dem Ausdrucke der Herzlichkeit auf der Stirne, der Hausherr ein. Er war, wenn wir es noch nicht sagten, der Schneider des Ortes und eines Theils der Umgegend, ein Mann, der lesen konnte, in der That mehr als einmal die Leben der Heiligen und die Legendenbücher gelesen hatte und bei dem Landvolk für einen gelehrten, geschickten Mann galt, ob er schon dieses Lob bescheidentlich ablehnte und nur sagte: er habe seine Bestimmung verfehlt, hätte er nur, statt manches Andern, studiren können ....! Sonst war er die ehrlichste Haut von der Welt; hatte, da er eben zu Hause war, als der Pfarrer seine Frau aufforderte, dieses fromme Werk zu thun, nicht allein seine Zustimmung ertheilt, sondern würde sogar, wäre es nöthig gewesen,

geholfen haben, sie dazu zu bereden. Jetzt nun, da der Gottesdienst, die Pracht des Ritus, der Zusammenlauf, und vor Allem die Predigt des Cardinals, alle seine guten Gefühle aufgeregt hatten, kehrte er voller Erwartung, voller ängstlicher Ungeduld, zu erfahren, wie alles abgelaufen sey, und die arme, unschuldige Gerettete zu sehen, nach Hause zurück.

„Sieh da!“ sagte ihm die gute Frau, als er eintrat, und zeigte nach Luzien, die erröthete, aufstand und anfing, einige Entschuldigungen hervor zu stottern. Aber er ging zu ihr, unterbrach sie mit vielen herzlichen Liebkosungen und rief: „Willkommen! Willkommen! Der Himmel segne Euren Eintritt in dies Haus. Wie freue ich mich, Euch hier zu sehen! Wußte wohl schon, daß Ihr gerettet seyn würdet, weil es mir noch unerhört ist, daß der Himmel ein Wunder begonnen und nicht beendet hätte; aber ich bin doch froh, daß Ihr hier seyd. Armes Mädchen! Aber es ist doch immer etwas Großes, ein Wunder an sich erlebt zu haben!“

Man glaube nicht, daß er, weil er etwa die Legenden kannte, der Einzige war, der von dem Ereignisse auf diese Art dachte: im ganzen Dorfe, in der ganzen Umgegend ward es, so lange es in der Menschen Gedenken blieb, nicht anders ausgelegt; und im Grunde müssen wir selbst gestehen, daß man es, in Betracht aller Nebenumstände, nicht anders taufen konnte.

Der Mann ging langsam zu seiner Frau, die den Topf mit der Feuerzange aus dem Feuer zog, und fragte sie leise: „Es ist doch alles gut abgelaufen?“

„Herrlich, will Dir es schon erzählen.“

„Ja, ja, recht ausführlich.“

Und als das Mahl auf dem Tische stand, ging die gute Frau zu Luzien, führte sie hinzu, ließ sie sich setzen, legte ihr einen Flügel des Kapauns vor, setzte sich dann mit ihrem Manne ebenfalls, und beide ermahnten das blöde Mädchen, Muth zu fassen und zu essen. Der Schneider fing schon bei den ersten Bissen an, mitten unter dem Lärm und den Ausrufungen der Kinder, die um den Tisch stehend aßen und in der That zu viel außerordentliche Dinge gesehen hatten, um auf die Dauer ruhige Zuhörer abgeben zu können, mit starkem Nachdrucke zu erzählen, die feierlichen Zeremonien zu beschreiben und endlich auf die erstaunenswerthe Bekehrung selbst zu kommen. Was den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte, worauf er am häufigsten zurückkam, war die Predigt des Cardinals.

„Wenn man ihn,“ sagte er, „einen solchen Mann, wie einen Pfarrer auf dem Altare stehen sah ....“

„Und die goldene Mütze, die er auf dem Kopfe hatte ....“ sagte ein Mädchen.

„Schweig! Wenn man bedenkt, sage ich, daß so ein Herr, so ein Gelehrter, der, wie sie sagen, alle Bücher,

die es auf der Welt giebt, gelesen haben soll, wie weit es noch Niemand, selbst nicht in Mailand, jemals bringen konnte, wenn man bedenkt, daß er sich so gemein zu machen wußte, uns die Sachen zu sagen, daß sie Jedermann verstand ...."

„Ja, ich habe sie auch verstanden," sagte die zweite Schwätzerin.

„Schweig! was willst Du davon verstanden haben?"

„Ich habe verstanden, daß er, statt des Herrn Pfarrers, das Evangelium erklärte."

„Schweig! Ich spreche nicht blos von denen, die ein wenig wissen, die müssen es wohl verstehen, aber selbst die Einfältigsten, die Unwissendsten vermochten ihm zu folgen. Geht Ihr jetzt hin und fragt Einen nach den Worten, die er predigte; ja, da wird Euch Keiner antworten können, aber den Sinn hat Jeder gefaßt."

„Und wie machte er es nicht, ohne den Namen des Herrn auch nur einmal auszusprechen, klar, daß er ihn meine! Um ihn zu verstehen, brauchte man nur hinzusehen, wie ihm die Thränen in den Augen standen. Und weinte doch auch die ganze Kirche ...."

„Ja, das ist auch wahr," fiel ihm der Knabe ins Wort," was weinten denn Alle wie die Kinder?"

„Schweig! Wenn gleich es auch harte Herzen im Dorfe giebt. Und er hat es erklärt, daß man, bei aller Theurung, dem Herren dennoch danken und

zufrieden seyn müsse: thun müsse, was man thun könne, einander nach Kräften beistehen und zufrieden seyn müsse. Denn es sey kein Unglück, zu leiden und arm zu seyn, Unglück sey, schlecht zu handeln. Und das sind nicht blos glatte Worte; denn Jedermann weiß, daß es bei ihm nicht höher zugeht, wie bei einem armen Manne, daß er sich selbst das Brod vom Munde abdarbt, den Hungrigen zu speisen, während er sich doch bessere Tage machen könnte, als irgend Einer. Ja, dann thut die Rede eines Mannes erst wohl, wenn es bei ihm nicht wie bei so vielen heißt: richtet Euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken. Und er hat auch gesagt, daß Jedermann, nicht blos wer reich heiße, verpflichtet sey, von seinem Ueberflusse der Armuth mitzutheilen ...“

Hier hielt er, wie sich auf einen Gedanken betreffend, von selbst inne, besann sich einen Augenblick, nahm dann einen Theil der auf dem Tische stehenden Speisen, that sie in eine Schüssel, legte ein Brod dazu, schlug sie in eine Serviette, faßte diese bei den vier Zipfeln, sagte zu der ältesten Tochter: „Da, nimm!“ gab ihr in die andere Hand ein Fläschchen Wein und fügte hinzu: „Geh damit zu der Wittwe Marie, gieb ihr alles und sage, sie solle sich und ihren Kleinen damit gütlich thun. Aber sag es ihr freundlich, hörst Du, daß es nicht herauskommt, als wolltest Du ihr ein Almosen geben. Und begeg-

net Dir Jemand, so sage nichts davon, und nimm Dich in Acht, nichts zu zerbrechen.“

Luziens Augen wurden roth und sie empfand im Herzen das lebensstärkendste Gefühl der Menschenliebe. Schon vorher hatten ihr die Reden des Schneiders einen Trost gegeben, wie ihr keine ausdrückliche Trostpredigt würde haben geben können. Die v[illegible] den Beschreibungen, von den prunkenden Gemälden und den Gefühlen der Andacht und des Staunens aufgeregte, von dem Enthusiasmus des Erzählers selbst mit hingerissene Seele, verscheuchte die traurigen Gedanken an sich selbst und fand sich, kehrten sie zurück, weit stärker gegen sie als vorher. Der Gedanke an ihr großes Opfer hatte zwar nichts von seiner Bitterkeit verloren, zugleich mit ihm empfand sie aber eine ganz eigenthümliche, feierliche, ernste Freude.

Nach einer kleinen Weile trat der Pfarrer des Orts herein, und sagte, der Cardinal lasse sich nach Luzien erkundigen und ihr sagen, daß er sie noch heute zu sehen wünsche, brachte den Gatten von ihm viele Danksagungen, und alle drei waren so bewegt und überrascht, daß sie gar keine Worte fanden, die Höflichkeiten eines solchen Mannes anzuerkennen.

„Und Eure Mutter ist noch nicht da?“ sagte der Pfarrer zu Luzien.

„Meine Mutter!“ rief diese; und als sie hierauf von ihm hörte, wie er, nach dem Willen und Ermessen des Erzbischoffs, nach der Mutter geschickt habe, zog sie sich die Schürze vor die Augen und brach in heftiges Weinen aus, das noch eine Weile anhielt, als der Pfarrer schon fort war. Und als die stürmischen Gefühle, die ihr diese Nachricht erregte, anfingen, ruhigeren Raum zu geben, erinnerte sich das arme Mädchen, daß sie auch um diesen, ihr jetzt bevorstehenden, vor wenig Stunden noch so wenig erhofften Trost eben damals besonders gebeten, ihn gleichsam zur anderen Bedingung ihres Gelübdes gemacht habe. Sie errinnerte sich deutlich und klar ihrer damals gesagten Worte: Führe mich sicher zu meiner Mutter! bestärkte sich mehr als zuvor in dem Vorsatze, ihr Gelübde zu halten und klagte sich mehr als zuvor eben erst darüber empfundener Reue und Verdrußes an.

Als man von Agnesen sprach, war dieselbe nur noch ein kleines Stück Weges entfernt. Es läßt sich denken, was die arme Frau bei der unerwarteten Einladung, bei der, nothwendigerweise verdrehten, dunkeln, Nachricht einer zwar vergangenen, aber furchtbaren Gefahr eines ungewissen Ereignisses, von dem der Bote weder Ursache noch Umstände anzugeben, das sie selbst nicht einmal aus der Vergangenheit sich zu erklären vermochte, empfand. Nachdem sie sich

die Haare zerrauft, einmal über das andere: ach, heiliger Gott! ach, heilige Jungfrau! gerufen, den Boten einmal über das andere nach Dingen gefragt hatte, auf die er gar nichts zu antworten wußte; hatte sie sich hastig in den Barroccio geworfen, und auch unterweges nicht geendet zu jammern und unnützerweise zu fragen. Endlich, nach einer gewissen zurückgelegten Strecke, war ihnen der an seinem Stocke gemächlich nach Hause wandernde Don Abbondio begegnet, war nach einem beiderseitigen: „O!“ stehen geblieben, Agnes hatte halten lassen, war ausgestiegen, und Beide waren in einen, dicht bei der Straße gelegenen Kastanienwald gegangen. Don Abbondio hatte ihr, was er gehört und gesehen, und zwar nicht eben sehr deutlich war, mitgetheilt, sie wußte Luzien doch wenigstens in Sicherheit und athmete freier. Er hatte sich noch in ein Langes und Breites auslassen wollen: über die Art, wie sie mit dem Erzbischoffe, wolle dieser, wie wahrscheinlich, sie und die Tochter sprechen, umzugehen habe; besonders aber, daß es nicht schicklich sey, der Heirath gegen ihn zu erwähnen.... Da Agnes aber bemerkte, daß er nur für sein eigenes Interesse spreche, verließ sie ihn, ohne etwas zu versprechen, noch sich etwas vorzunehmen. Sie dachte an Anderes, und begab sich auf den Weg.

Endlich langte der Barroccio an und hielt vor dem Hause des Schneiders. Luzia sprang hastig em-

vor, Agnes stieg ab und lief eben so hastig in das Haus: Eine liegt in der Anderen Armen! Die gute Frau, die allein gegenwärtig war, ermuthigte Beide, beruhigte sie, freute sich mit ihnen, und ließ sie, immer bescheiden, allein, wie sie sagte, ein Bett zu bereiten. Sie fand es schon zusammen; in jedem Falle würde sowohl sie als ihr Mann lieber auf der Erde geschlafen, als zugegeben haben, daß jene wo anders für diese Nacht Schutz gesucht hätten.

Nach den ersten, heftigsten Umarmungen und Thränenergüssen wollte Agnes Luziens Begebenheiten wissen, und diese begann, traurigen Muthes, zu erzählen. Der Leser weiß aber schon, daß es eine Geschichte war, aus der Niemand ganz klug wurde, und auch für Luzien gab es dunkle, unerklärliche Punkte. Vorzüglich der verhängnißvolle Umstand, daß die fürchterliche Kutsche gerade auf der Straße seyn mußte, als Luzien ein außerordentlicher Zufall vorbeiführte, brachte Mutter und Tochter in endlose Vermuthungen, ohne daß sie jemals die rechte, noch selbst eine nahgelegene trafen.

Was den Haupturheber des Anschlages anlangte, so konnte weder die Eine noch Andere umhin, Don Rodrigo zu nennen.

„O, Du schwarze Seele! Du Höllenbrut!“

Agnes! „aber auch seine Stunde wird schlagen.

Unser Herr Gott wird ihm geben nach seinen Werken, und dann wird auch er....“

„Nein, nein, Mutter, nein!“ unterbrach sie Luzia: „wünscht ihm keine Leiden, wünscht Niemand Unglück! Wenn Ihr wüßtet, was Leiden wären! Wenn Ihr welche gehabt hättet! Nein, nein, Laßt uns lieber Gott und Madonna für ihn bitten, daß Gott ihm das Herz rühre, wie dem andern armen Herrn, der schlimmer als er war und nun ein Heiliger ist.“

Der Widerwille, den Luzia empfand, die noch so frischen, so grausamen Erinnerungen in ihr Gedächtniß zurückzurufen, vermochte sie mehr als einmal, mitten in ihrer Rede inne zu halten; mehr als einmal erklärte sie, daß ihr der Muth fehle, fortzusprechen, und zwang sich nur nach vielen Thränen, ihre Rede wieder zu beginnen. Ein dem Widerwillen verschiedenes Gefühl hielt aber ihre Erzählung bei einem gewissen Punkte, dem des Gelübdes, auf: Furcht, daß die Mutter sie voreilig und unverständig schelten, oder ihr, wie bei der Heirathsgeschichte, irgend eine weitere Gewissensregel anrathen werde oder aufdringen wolle, oder daß die arme Frau etwa gar, wenn auch aus keiner weiteren Ursache, als um sich Licht und Rath zu verschaffen, es Jemand anvertraue, und dadurch unter die Leute bringe; welcher Gedanke schon

Luzien eine unerträgliche Schaam verursachte. Eine ihr schon gegenwärtige Schaam, unerklärliche Abneigung, von so Etwas zu sprechen, kamen dazu, und alles zusammen bestimmte sie, den wichtigen Umstand ganz zu verschweigen und nur, wie sie sich im Herzen versprach, dem Pater Christoforus zu eröffnen. Was ward aber aus der Armen, als sie nach ihm fragte und vernahm, er sey nicht mehr da, sey in eine ferne Gegend, in ein stockfremdes Dorf gesandt worden!

„Und Renzo?“ sagte Agnes.

„Ist doch in Sicherheit, nicht wahr?“ fragte Luzia heftig.

„Das muß wohl seyn, denn alle Welt sagt es ja: man glaubt bestimmt, er sey ins Bergamische gegangen, den eigentlichen Ort kann aber Niemand angeben: und bis jetzt hat er noch Nichts von sich hören lassen, hat wahrscheinlich noch keine Gelegenheit gefunden.“

„Ach, ist er in Sicherheit, so sey der Herr gelobt!“ sagte Luzia und suchte das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken; es ward aber durch eine unerwartete Neuigkeit unterbrochen: durch die Ankunft des Cardinal-Erzbischofs.

Als er aus der Kirche, wo wir ihn verließen,

zurückgekehrt war und von dem Unbekannten Luziens glückliche Erlösung vernommen hatte, begab er sich zur Tafel und ließ den Unbekannten, mitten in einem Kreise von Priestern, die gar nicht aufhören konnten, Blick um Blick auf den ohne Gewalt Bezähmten, ohne Erniedrigung Gedemüthigten zu werfen und die Ideen, die ihnen jetzt sein Ansehen von ihm gab, mit denen zu vergleichen, die sie seit so langer Zeit von ihm hegten, sich zu seiner Rechten setzen. Nach aufgehobener Tafel hatten sich Beide zusammen zurückgezogen und der Unbekannte war, nach einem Gespräche, das weit länger währte, als das erstere, auf demselben Maulthiere, das ihn am Morgen dahin trug, nach seinem Kastelle zurückgekehrt: der Cardinal hatte den Pfarrer kommen lassen und ihm gesagt, er wünsche nach dem Hause geführt zu werden, wo sich Luzia aufhalte.

„Ach, gnädiger Herr!“ hatte der Pfarrer entgegnet; „erlaubt doch, daß ich sogleich hinschicke und dem Mädchen, der Mutter, wenn sie angekommen ist, ihren Wirthsleuten, und allen anderen, die Eure Eminenz nur verlangen, sagen lasse, sie sollen herkommen.“

„Ich will selbst zu ihnen gehen,“ hatte Friedrich entgegnet.

„Es ist ja gar nicht nöthig, daß Eure Eminenz

sich bemühen: ich lasse sie rasch holen, sie sind gleich da," hatte der Pfuscher von einem Pfarrer, (sonst ein Ehrenmann) eingeworfen, nicht einsehend, daß der Cardinal mit diesem Besuche der gebeugten Unschuld, der Gastfreundschaft und zu gleicher Zeit eben seinem Amte eine Ehre erweisen wolle. Nachdem aber der Obere seinen Wunsch zum zweitenmale wiederholt hatte, hatte sich der Untergebene verneigt und war mit gegangen.

Als man die beiden Personen unterweges sah, lief alles, was sich auf der Straße befand, auf sie zu, und in wenig Augenblicken strömte von allen Seiten Volk herbei, das sich zu beiden Seiten und hinterdrein mit fortbewegte. Der Pfarrer trug immer Sorge, ihnen zuzurufen: „Fort, zurück, weicht aus, hört Ihr, hört Ihr!" Friedrich sagte aber zum Pfarrer: „Laßt, laßt!" und ging weiter, indem er jetzt die Hand aufhob die Menge zu segnen, jetzt sie niedersenkte, die kleinen Kinder, welche ihm immer zwischen die Beine kamen, zu liebkosen. So gelangten sie zum Hause und traten ein, das Volk blieb draußen stehen. Unter dem Volke befand sich auch der Schneider, der, ungewiß, was daraus werden solle, mit offenen Munde, unabgewandtem Blicke gefolgt war. Als er die Absicht des Ganzen gewahrte, machte er sich, man kann denken mit welchem Lärme, Bahn, immer schreiend und schreiend: „Laßt hinein

wer hinein gehört!“ und folgte in das Haus. Agnes und Luzia vernahmen das auf der Straße anwachsende Geräusch und muthmaßten noch, was es wohl bedeuten könne, als die Thüre aufging und der Cardinal und Pfarrer eintraten. „Ist sie das?“ fragte der erste den zweiten, und ging, auf einen bejahenden Wink, zu Luzien, die mit ihrer Mutter regungslos und stumm vor Staunen und Beschämung, dastand; Stimme jedoch, Anblick, Benehmen und vornehmlich die Worte Friedrichs hatten sie bald ermuthigt. „Armes Mädchen,“ fing er an: „Gott hat Dich schwer geprüft, Dir aber auch bewiesen, daß er sein Auge nicht von Dir wandte, Dich nicht vergaß. Er hat Dich gerettet, und durch Dich ein großes Werk vollbracht, einem Menschen eine große Gnade erzeigt und viele damit aufgerichtet.“

Die Hausfrau, die bei dem Lärme an das Fenster der Oberstube getreten, und, als sie gesehen hatte, wer ihr Haus besuche, ihren Anzug eilig ein wenig ordnend, herabgestürzt war, trat jetzt ins Zimmer, mit ihr zugleich durch eine zweite Thüre der Schneider. Als sie das Gespräch schon eingeleitet sahen, traten sie in einem Winkel zusammen und verhielten sich daselbst in großer Ehrerbietung. Der Cardinal grüßte sie höflich, fuhr fort mit den beiden Fremden zu reden und mischte den Trostsprüchen manche Frage bei, um aus den Antworten Gelegen-

heit zu nehmen, ihnen, die so viel gelitten hatten, wohlzuthun.

„Ja, es müßten aber auch alle Geistlichen so wie Eure Eminenz seyn und den Armen und nicht denen beistehen, die ihnen Böses thun wollen, um sie vor Unglück zu bewahren;“ sagte Agnes, von Friedrichs mildem, liebreichen Wesen ermuthigt und über den Gedanken erbost, daß der Herr Don Abbondio, nachdem er Anderen Unrecht zugefügt habe, sie auch noch abhalten wolle, sich, wenn einmal die seltene, günstige Gelegenheit da sey, durch Klagen gegen seine Vorgesetzten ein wenig Luft zu machen.

„Sagt alles, was Ihr denkt,“ erwiederte der Cardinal: „sprecht frei.“

„Ich will sagen, hätte unser Herr Pfarrer seine Pflicht gethan, so würde es mit der Sache nicht so gekommen seyn.“

Als ihr nun aber der Cardinal von Neuem zuredete, deutlicher zu sprechen, kam sie in nicht geringe Verlegenheit, eine Geschichte zu erzählen, in der auch sie zum Theil eine Rolle spielte, die sie eben nicht gern, besonders keinem solchen Manne hätte mögen bekannt werden lassen. Sie half sich mit einer kleinen Abweichung, sprach von der verabredeten Heirath, von Don Abbondio's Weigerung, verschwieg nicht, (Ei, Agnes!) daß er auch seine Oberen, „die

Vornehmen," vorschob; sprang dann gleich zu Don Rodrigo's Anschlag über, wie sie gewarnt, ihm entgingen und fügte schlüßlich hinzu: „ja, entgingen ihm aber doch nur, um in neues Elend zu gerathen. Hätte uns der Herr Pfarrer das Wahre von der Sache gesagt und meine armen Kinder rasch getraut, so machten wir uns eilig und im Stillen auf und davon, fern fern, wo uns kein Lüftchen hätte verrathen sollen. So haben wir Zeit verloren und die Sache ist so weit hinein böse geworden."

„Der Herr Pfarrer wird mir Rechenschaft ablegen," sagte der Cardinal.

„Nein, gnädiger Herr, nein!" sagte Agnes, „darum habe ich nicht gesprochen: ich klage ihn nicht an, denn Geschehenes ist doch nicht zu ändern; zu was hälfe es auch; er ist nun einmal so: träte der Fall wieder ein, er würde eben so handeln." Luzia war aber mit der Mutter Art zu erzählen nicht zufrieden und fügte hinzu: „auch wir haben gefehlt; der Herr wollte nicht, daß wir unsere Absicht erreichten."

„Worin habt Ihr denn gefehlt, armes Mädchen, fragte Friedrich.

Luzia erzählte, ungeachtet der unwilligen Seitenblicke, welche die Mutter ihr zuwarf, den in Don Abbondio's Hause vorgenommenen Versuch, und schloß mit den Worten: Wir haben gesündigt und Gott hat uns dafür bestraft."

„Nehmt die Leiden, die Ihr ertragen habt, aus seiner Hand an und seyd frohen Muthes," sagte Friedrich: „denn wer sonst, als wer Leiden ertrug und sich selbst anklagt, hat gerechteren Anspruch auf Freude und Hoffnung?"

Er fragte, wo der Bräutigam sey, und als er von Agnesen (Luzia stand mit gesenktem Kopfe und niedergeschlagenen Augen) vernahm, er sey außer Landes, empfand er und bezeigte Verwunderung und Mißvergnügen und fragte um die Ursache. Agnes stotterte das Wenige, was sie von Renzo's Geschichte wußte, hervor.

„Ich habe von diesem Menschen reden hören, sagte der Cardinal: „wie konnte denn ein Mensch, der sich in solche Händel verwickelte, mit diesem Mädchen verlobt seyn?"

„Er war ein guter Mensch," sagte Luzia errö-thend, jedoch mit fester Stimme.

„Er war auch der friedfertigste Mensch von der Welt," fügte Agnes hinzu, „das muß Jedermann, den man fragt, auch unser Herr Pfarrer wahr seyn lassen. Wer weiß, welche Streiche und Kabalen sie ihm dort gespielt haben! Arme Leute kann man bald ins Verderben bringen."

„Leider allzuwahr!" sagte der Cardinal: „ich

will mich nach ihm erkundigen.“ Er ließ sich Vor- und Zunamen des jungen Burschen nennen und merkte sie an; sagte: er gedenke in wenig Tagen in ihr Dorf zu kommen, Luzia möge dann auch ohne Furcht zurückkehren, und er werde unterdes bedacht seyn, ihr, bis Alles nach Wunsche geordnet sey, einen sicheren Zufluchtsort zu bereiten. Dann wandte er sich zu den nähertretenden Hausleuten, wiederholte seine, ihnen schon mittelst des Pfarrers bezeigten, Danksagungen und fragte, ob sie zufrieden wären, für die wenigen Tage die ihnen vom Himmel gesandten Gäste zu herbergen.

„Ach, ja, gnädiger Herr!“ entgegnete die Frau, mit einem Tone und einer Miene, die weit mehr besagten, als die trockene, von Schaam gekürzte Antwort selbst. Der von der Gegenwart eines solchen Fragers, von dem Verlangen, sich bei einer so hochwichtigen Gelegenheit hervor zu thun, ganz aufgeregte Mann suchte jedoch ängstlich nach irgend einer schönen Floskel. Er legte die Stirn in Falten, verdrehte die Augen, zog den Mund zusammen, zog seinen Verstandeskasten, so weit er konnte, auf, durchstörte ihn und den verwirrten Haufen verstümmelter Gedanken und halber Worte, der darin lag; aber der Augenblick drängte, der Blick des Cardinals verlangte schon Erklärung des Stillschweigens: der arme Mann that den Mund auf und sagte: „Versteht

sich!“ Weiter vermochte er keine Sylbe hervorzubringen, und dieser Umstand vernichtete ihn nicht blos für den Augenblick, sondern der unselige Gedanke daran verbitterte ihm stets jede freudige Erinnerung an die ihm gewordene hohe Ehre. Wie oft er in der Folge ihrer und jener verwünschten zwei Worte: „Versteht sich,“ auch gedachte; jedesmal kamen ihm, wie zum Hohn, so viele andere in den Sinn, die alle, alle um so Vieles besser waren, und ihm doch alle nichts mehr halfen.

Der Cardinal ging und sagte: „Der Segen Gottes ruhe auf diesem Hause!“

Am Abend fragte er den Pfarrer, wie er wohl diesen Mann, der doch gewiß nicht reich sey, für die in diesen Zeiten so kostspielige Gastfreundschaft auf schickliche Weise entschädigen könne. Der Pfarrer entgegnete: allerdings würde weder der Verdienst dieses Mannes, noch der Ertrag einiger kleinen Felder, die sein Eigenthum wären, ihn in den Stand setzen, dieses Jahr gegen Jemand freigebig zu seyn; indes habe er in den vorhergehenden etwas zurückgelegt und sey wirklich einer der Wohlhabendsten der Gegend, dem eine solche Gabe nicht zur Last falle; brächte sie übrigens auch sicherlich mit gutem Herzen dar und würde es sehr übel nehmen, wolle man ihm Geld dafür bieten.

„Wahrscheinlich," sagte der Cardinal, „wird er Kunden haben, die nicht bezahlen können."

„Das ist außer Zweifel, gnädiger Herr: die armen Leute bezahlen vom Ueberschuß ihrer Erndte: vergangenes Jahr war kein Ueberschuß, und in diesem reicht sie selbst nicht zur Nothdurft hin."

„Nun wohl," sagte Friedrich, „ich nehme alle diese Schulden auf mich, und Ihr werdet mir einen Gefallen erzeigen, wenn Ihr Euch von ihm die Rechnungen geben laßt und sie tilgt."

„Es wird eine hübsche Summe seyn."

„Desto besser: und Ihr werdet auch genug der noch Unglücklicheren, noch Armseligeren wissen, die keine Schulden machen können, weil sie keinen Kredit haben."

„Ach, nur zu viele! Man thut, was man vermag; aber wie in solchen Zeiten Allen helfen?"

„Sagt ihm, er solle sie alle kleiden, und bezahlt ihn für meine Rechnung. Es kommt mir zwar dieses Jahr fast jede Ausgabe, die nicht Brod verschafft, sündlich vor; dies ist aber ein besonderer Fall."

Wir wollen die Geschichte dieses Tages nicht be-

schließen, bevor wir nicht berichteten, wie ihn der Unbekannte beschloß.

Dies zweitemal war ihm der Ruf seiner Bekehrung in das Thal vorausgedrungen, hatte sich bald überall verbreitet und allgemeines Schrecken, Angst, Aerger und Gemurmel erregt. Die ersten Bravi oder Bedienten, (Namen eines Begriffes) denen er begegnete, bedeutete er, ihm zu folgen, und so von Einem zum Andern. Alle folgten in großer Erwartung und mit gewohnter Ehrfurcht, bis er mit dem immer anwachsenden Gefolge ins Schloß gelangte.

Auch die an dem Thore Stehenden empfingen die Weisung, ihm mit den andern zu folgen; er ritt bis in die Mitte des ersten Hofes, erhob sich im Sattel und schrie mit Donnerstimme laut auf, das Zeichen, bei dem Jeder, der in seinen Diensten stand und es vernahm, herbeikommen mußte. In einem Augenblicke stürzten alle im Schlosse hie und da Zerstreute zu den schon Versammelten und Aller Augen waren auf den Gebieter gerichtet. „Erwartet mich im großen Saale," sagte er, harrte auf seinem Sattel, bis sie fort waren, stieg dann alsbald herab, führte das Maulthier selbst in den Stall und ging ihnen nach. Als er erschien, hörte sogleich ein in dem Saale herrschendes, leises Gemurmel auf, Alle, es mochten etwa dreißig seyn, zogen sich auf die eine Seite zurück

und ließen einen großen Raum für ihn frei. Der Unbekannte erhob, wie um das Stillschweigen, was schon seine Gegenwart erregt hatte, zu erhalten, die Hand, erhob den Kopf, der alle Köpfe der ganzen Bande überragte und sagte: „Hört Alle, und Keiner rede, bevor ich ihn frage! Kinder! Der Weg, auf dem wir bis jetzt wandelten, führt zur tiefsten Hölle. Ich will Euch damit keinen Vorwurf machen, denn ich bin ja der Erste, der Schlimmste unter Euch; aber hört, was ich Euch sage. Der allbarmherzige Gott hat mich aufgerufen, mein Leben zu ändern, ich werde es ändern, ich habe es schon geändert: mögt Ihr Alle Desgleichen thun! Wißt also, ein für allemal, daß ich entschlossen bin, eher zu sterben, als noch ferner Gottes heilige Gesetze auch nur in einem Punkte zu übertreten. Ich entnehme hiermit Jedem von Euch die verbrecherischen Befehle, die er von mir empfing, Ihr versteht mich! Befehle Allen, nichts weiter von dem zu thun, was ihnen befohlen war, und erkläre Allen, daß Keiner fürder unter meinem Schutze und in meinem Dienste Böses zu thun berechtigt ist. Wer von Euch unter diesen Bedingungen ferner bei mir bleiben will, soll es wie mein eigener Sohn haben, und ich würde, könnte ich mit dem Letzten von Euch mein letztes Brod theilen, froh den Tag beschließen, an dem ich nicht gegessen hätte. Wer nicht bleiben will, soll seinen rückständigen Gehalt und noch ein besonderes Geschenk empfangen, und mag gehen: er setze

aber keinen Fuß wieder hierher, geschieht es nicht in der Absicht, sein Leben zu ändern, dann sollen ihm stets meine Arme geöffnet seyn. Beschlaft es: morgen früh werde ich Einen nach dem Andern um seinen Entschluß befragen und Euch neue Befehle ertheilen. Jetzt gehe Jeder an seinen Posten, und Gott, der mir so barmherzig war, lenke seine Gedanken!"

Er schwieg und alles schwieg. Wie verschiedenartig und wild auch die Gedanken seyn mochten, die in diesen Köpfen ihr Wesen trieben, man sah von keinem eine Spur. Sie waren gewohnt, die Stimme ihres Herrn als das Organ eines Willens zu betrachten, mit dem nicht zu rechten sey: und sagte diese Stimme, der Wille sey verändert, so war er deshalb nicht geschwächt. Es kam auch nicht einem Einzigen in den Sinn, etwa, weil er bußfertig sey, den Respekt vor ihm aus den Augen zu setzen und mit ihm, wie mit einem anderen zu reden. Sie sahen in ihm einen Heiligen; aber einen der Heiligen, die man mit hochtragendem Haupte, Schwert in der Hand, abzubilden pflegt. Außer der Furcht, empfanden sie auch für ihn (vorzüglich die auf seinem Gebiete Gebornen, deren nicht Wenige waren,) die Liebe von Unterthanen, entschiedene Bewunderung, und in seiner Gegenwart die Beschämung, welche auch den rohesten, verderbtesten Gemüthern, gegen eine ihnen schon bewährte Ueberlegenheit, eigen ist. Was sie jetzt aus seinem Munde vernommen hatten, klang ihren Oh-

ren allerdings nicht angenehm, war aber doch begründet und ihrem Verstandesvermögen keineswegs gänzlich fremd. Hatten sie sich vordem tausendmal darüber lustig gemacht, so geschah es nicht aus Unglauben, sondern um durch Spott und Hohn, Furcht, die Frucht reiferen Denkens, zu umgehen. Und nun die Wirkung dieser Furcht in der Seele eines Menschen, wie ihr Herr? — nicht Einer, wenn auch der mehr, der weniger, konnte, es mochte noch so wenig Dauer haben, auch sich ganz frei davon erhalten. Zu dem Allem füge man: daß die Bravi, welche zuerst die große Kunde außerhalb des Thales empfingen, zugleich mit ihr die Freude und den Jubel des Volkes, die neue günstige Stimmung für den Unbekannten, die für den alten Haß, dem alten Abscheu so plötzlich eingetretene Verehrung, von welchen Allem sie Zeugen waren, berichteten. Und so sahen sie denn den Mann, zu dem sie immer nur, wenn sie auch wußten, daß seine Macht hauptsächlich in ihnen bestehe, demüthig aufgeblickt hatten, jetzt zum Wunder, zum Abgotte des Volkes geworden, sahen ihn in ganz anderem, aber nicht geringerem Sinne, Andere überragen, immer über dem gemeinen Haufen, immer Gebieter.

Sie waren deshalb Alle bestürzt, Einer des Anderen, jeder seiner selbst, ungewiß. Der ärgerte sich, der schmiedete Pläne, wo er Schutz und Arbeit

finden möge; der sondirte sich, ob er sich wohl zum ehrlichen Manne tauglich machen könne; der war von des Herrn Zuspruch ein wenig gerührt und empfand Neigung zum Guten; der, ohne etwas zu beschließen, nahm sich vor, vor der Hand immerhin zu geloben, das so großmüthig angebotene, jetzt so spärliche, tägliche Brod zu essen und das Uebrige der Zeit zu überlassen: keiner muchste. Und als der Unbekannte ausgeredet hatte und die Hand wieder, zum Zeichen des Abmarsches, gebieterisch bewegte, gingen sie, wie eine Heerde Schaafe, de- und wehmüthig ihrer Wege. Der Unbekannte ließ sie erst Alle sich entfernen, ging dann auch, begab sich zuerst mitten auf den Hof, gab in der Dämmerung Acht, wie sie auseinander und auf ihre Posten gingen, holte sich dann eine Laterne, durchstrich von Neuem alle inneren Höfe, alle Gänge und Säle, untersuchte alle Zugänge und ging endlich, da er alles ruhig fand, schlafen, ja, schlafen, denn es verlangte ihn nach Schlaf.

Verwickeltere, dringendere Sorgen, als jetzt, wie sehr er sie auch immer sich schuf, hatte er noch niemals; dennoch verlangte ihn nach Schlaf. Reue und Gewissen hatten ihn der vergangenen Nacht beraubt, waren auch in dieser nicht still; ihre Stimme mahnte lauter, ernster, entschiedener; dennoch verlangte ihn nach Schlaf. Die Ordnung, die Art von Herrschaft, die er im Verlaufe so vieler Jahre, mit so vieler Mü-

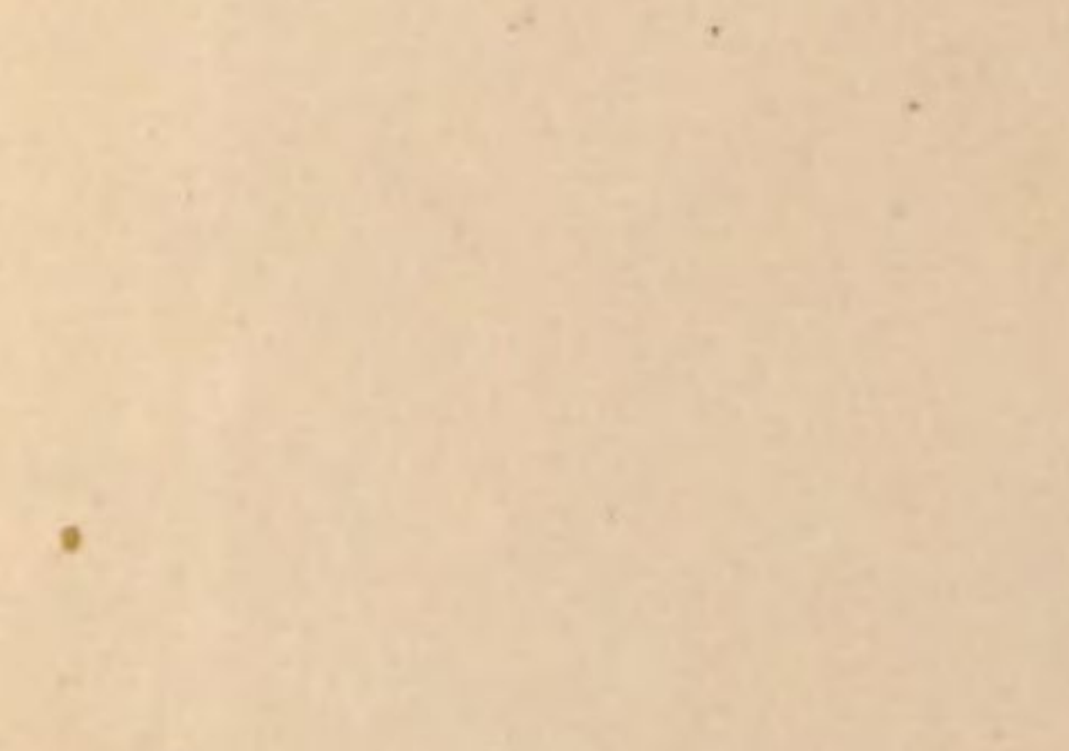
he, mit so besonderer Vereinung von Leichtsinn und Ausdauer hier feststellte, hatte er jetzt mit wenigen Worten selbst umgestoßen; die unbegrenzte Ehrfurcht der Seinen, ihre Bereitwilligkeit zu Allem, ihre Spitzbuben-Treue, der er so lange Jahre schon zu vertrauen gewohnt war, aufgehoben, sich aller seiner Hülfsmittel mit einemmale beraubt, Verwirrung und Gefahr in sein Haus getragen; und dennoch verlangte ihn nach Schlaf.

Er ging in seine Kammer, trat zu dem Bette, wo er in der vergangenen Nacht so viele Qualen empfand, knieete an den Pfosten nieder und wollte beten. In tiefen, fernem Grunde seines Herzens fand er wirklich die Gebete wieder, die er als Kind lernte; er fing an, sie abzustammeln, und die Worte, die so lange in ihm schlummerten, entflossen, eines nach dem Andern, neuerstanden seinen Lippen. Er empfand ein unerklärliches Gewirr von Gefühlen; sanft schmeichelte ihm die kleine Rückkehr zu der Unschuld des Kindes; schmerzte ihn schärfer der Gedanke an den Abgrund, zwischen damals und jetzt; erstand ihm Sehnsucht nach neuem Bewußtseyn, durch Opfer der Reue und Sühne, nach einem Zustande, der verlornen Unschuld näher als jetzt, erstand Vertrauen zu der göttlichen Allbarmherzigkeit, die ihn dahin zu führen vermochte; Dank für die ihm schon gegebenen Zeichen, daß sie es wolle.

Er stand auf, legte sich zu Bette und entschlief. So endete dieser verhängnißvolle Tag. Ripamonti und Rivola sprechen nicht weiter davon, sagen nur, der arge Tirann sey, nach einem Gespräche mit Friedrich, ein anderer Mensch geworden und geblieben. Und wer weiß, ob in dem Thale, wollte man es suchen, könnte man es finden, sich auch nur die kleinste Kunde, Sage von ihm erhielt? Es ist doch seitdem so viel geschehen!

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende des zweiten Theils.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Manzoni, Alessandro,

Die Verlobten geschichtlicher Roman

Bd.: 2

Leipzig (1828)
P.o.it. 582 sc-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10756652-5